



Hausvater

Baierisch-ökonomischer

Hausvater

oder

gesammelte Schriften der kurpfalzbaierischen Gesellschaft, sittlich, und Landwirthschaftlicher Wissenschaften in Burghausen, mit Anmerkungen und vielen neuen Zusätzen.

Fünfter Band.



Nebst einer Kupfertafel.

München
Im Verlage des Verfaßers, 1781.



Seiner Excellenz

dem

Hochwohlgebohrnen

des heil. R. Reichs

Freyherrn

Leopold

von Hartmann.

des königl. schwedischen hochen Vasa Ordens Ritter, kurfl. und Pfalzneuburgischen wirklichen adelichen geheimen, und Regierungsrath zu Burghausen, herzogl. würtenbergischen wirklichen Kammerern, dann beständigen Vicepräsidenten der baierischen Gesellschaft sittlich und landwirthschaftlicher Wissenschaften, auch verschiedener hochen Akademien und Gesellschaften Mitglied.

widmet

diese Schrift

als ein

öffentliches Denkmal

seiner

unbegränzten Hochachtung

der Herausgeber.

Baierisch-ökonomischer
Hausvater
zum Nutzen
und Vergnügen.

XXIV. Stück July 1781.



Fortsetzung.
der ökonomischen Regeln für den Monat July.

Im Felde. Die Gerste, so nunmehr reif ist, hacken, die überzeitige aber schneiden. — Vom zeitigen Kraut den Samen sammeln. — Erbsen, Bohnen, Linsen nach Haus bringen. — Das wohlgedörrte Heu, welches etwa wegen üblen Wetter noch vom vorigen Monat liegen geblieben, einführen. — Aus den Feldern, Wiesen, und Aengern das so schädliche Riedgras. Farenkraut rotten. — Laub bey dieser Zeit zu sammeln anfangen, denn es dient zum Futter statt Heu. — Die Rübensaat im abnehmenden Mond nach Margaretha vor-



nehmen; welches man mit allen jenen Gewächsen, so ihre Früchte in der Erde zeugen, thuen soll.

Im Garten. Die ersten Cucumern zu Samen stehen lassen. — Die Gewächse gegen Abend begießen. — Die Kräuter der Zwiebel mit den Füßen zur Erde drücken. — Braunen Kohl versetzen. — Das Kraut nach jeden Regen umhacken, denn von dieser öftern Arbeit hängt die Größe, und Feste der Häupter, folglich die Güte, und der innerliche Werth ab; es ist aus der täglichen Erfahrung richtig: daß wer solche Arbeit vor Jakobi zu verrichten säumt, schlechte Hoffnung zu schönen Häupter haben wird.

Im Baum- und Obstgarten. Alle Gattungen der Obstbäume bey jetziger Zeit mit schneiden verschonen: denn es ist durch eine dergleichen Operation mehrmalen schon den Bäumen der Brand verursachet worden. — Die Marillen, und Kirschenkerne zum stecken aufheben. — Die Bäume überhaupts, sonderlich die jungen vor den Ameisen bewahren; denjenigen, so zu schmachten scheinen, mit lauem Düngwasser, oder

Rind-

Rindblut, so man an die Wurzeln gießt, zu Hülf kommen. — Das Aeugeln fortsetzen.

Vom Vieh. Die Schweine öfter um diese Zeit in die Schwemme treiben, weil solches ihnen zur Gesundheit nicht nur ungemein dienlich, sondern so gar zur Abhaltung verschiedener Krankheiten sehr heilsam ist, solche nun auch auf die Stoppelfelder weiden. — Die ausgemerzten Schafe scheeren. — Die Pferde öfter in die Schwemme treiben. — Die Gänse zum andernmal unterrupfen.

Von der Bienenzucht. Die Bienenhäuser, und Oeffnungen, wodurch solche ihren Ausflug nehmen, von den Spinnenweben, und andern Ungezieser rein halten, auch die Gegend, wo solche stehen, wider die Mäuse, Frösche, Kröten, und Eidexen bewahren, folglich das Erdreich öfter um solche umstechen. — Die Stöcke, so viel man sieht, daß nothwendig ist, mit Untersätzen versehen.

Von der Fischerey. Auf die Müller acht haben; daß sie sich nicht des Fischens (auſ-



ser wo sie solches hergebracht) berechtigen, und etwa Reiser legen, oder gar den Fischen die Strasse verschlagen, es wären solche auf das schärfest nicht nur zn bestrafen, sondern auch den Schaden dem Eigenthümer zu ersetzen; sollte aber ein solcher das Wasser Nothdurft halber ablassen müssen, so ist seine Pflicht es dem Eigenthümer, oder des Fischens berechtigten im voraus zu melden.

Im Hause. Da bekanntermaßen die Futterkräuter von verschiedener Güte seyn, so muß man die beste Gattung derselben besonders bewahren, und dem Vieh um eine Zeit zum Futter reichen, wo es noch die sommer- und herbstliche Fütterung gewohnt ist: damit es nicht so leicht von Kräften komme. — Hämmel, wann sie fett, schlachten. — Weichsel, Kirschen, u. s. w. dörren. Bey den Bräuhäusern nachsehen, ob nichts abgängig, und wo etwas schadhaft gefunden wird, herrichten. — Rosenwasser brennen. Was man noch vom alten Geströhe übrig hat, wohl zu Rath halten. Auch ist jezt die beste Zeit Brunnenadern zu suchen, und dergleichen zu graben.



Ab-

Abhandlung von dem Einfluße der Policey auf die allgemeine Glückseligkeit eines Staates, von Andreas von Schacki auf Schönfeld des Heil. Röm. Reiches Ritter, kurpfalzbaierischen Regierungskanzler, und Lehenprobst zu Burghausen, der dasigen Gesellschaft sittlich- und landwirthschaftlicher Wissenschaften Mitgliede.

Welche bezaubernde Zufriedenheit überströmet meine patriotische Seele, da ich vor einer so erleuchten, als in der Welt ansehnlichen, ja selbst bey entferneten Völkern ruhmvollen Gesellschaft eine Abhandlung abzulesen das schmeichelhafte Glücke genieße.

Wie schüchtern soll ich aber zu Werke gehen, da ich schon so viele auserlesenste, und geprüfte, vollständige Abhandlungen in verschiedenen, allgemeinnüzlichen, landwirthschaftlichen, und sittlichen Gegenständen vor mir sehe. Seit dem Anfange diser so berühmten Gesellschaft finde ich alle ihre Versuche durch die Naturskunde, und untrüglichen Beweise, auch jederzeit vorgekehrten Prüfungen gänzlich unterstüzet; daß es also einem Lande zum Lieblingsgeschäffte werden soll-



te, diesen mitgetheilten Erkenntnissen sorgfältigst nachzuahmen; wodurch sowohl das sonderheitliche, als allgemeine Wohl zur Stufe der Vollkommenheit befördert werden könnte.

Da ich die unbegränzte Ehre genieße ein unverdientes Mitglied zu seyn, so kann ich mich nie ohne nicht von einer sanften Zufriedenheit dahin gerissen zu werden, an jenen ungeschminkten Beyfall erinnern, welchen selbst die gelehrten Ausländer ihren Werken bis zur Stunde geschenket: ja dieselben sogar als ächte Meisterstücke zur nützlichen Befolgung in fremde Sprachen übersetzet haben.

Diese bey weisesten Völkerschaften so hoch gepriesenen Verdienste, und den eben dadurch erhaltenen Ruhm haben wir der wahren Stütze, und dem Beförderer unsrer Gesellschaft, dem Freyherrn von Hartmann als unserm würdigsten, beständigen Vicepräsidenten merklich zu verdanken; weil sein unermüdeter Geist nicht ruhen kann, bis nicht die ganze Welt von unseren Einsichten, und von seiner edlen patriotischen Denkungsart zum Genügen überzeuget ist.

Da

Da ich mich heute der Sprache des redlichsten Herzens offentlich bedienen darf, so erlauben Sie, Ihnen zu sagen, daß so vollkommen, gemeinnützlich, erhaben, und auserlesen auch immer ihre Schriften, und uneigennützige Bemühungen bisher gewesen sind, dieselben jedoch in so lange ein nur halb beseelter Körper verbleiben werden, als solche nicht durch eine ersprießliche, und höchst nothwendige, wohl eingerichtete Policey belebet, dadurch der Nationaleifer rege gemachet, und die vielen wankenden Begriffe, und noch herrschenden nichtigen Vorurtheile unserer blöden Zeitverwandten vertilget seyn werden.

Die heilsamsten Werke, die nützlichsten Rathschlüsse, die bindigsten Beweise, selbst die erleuchtesten Gesetze, welche nicht das Unterlassen, sondern eine thätige Befolgung zum Gegenstande haben, werden ohne einer wachbaren Policey nur unwirksame Vorschriften verbleiben.

Die wahre, und unzerstörliche Glückseligkeit eines wohl angeordneten Staates erfodert also, daß durch eine sorgfältige, und einsichtsvolle Landesregierung eine gute, und verständige Policey ein-



eingeführet, und immer unverletzet erhalten werde. Denn ohne derselben werden die nützlichsten Vorschläge, und vortreflichsten Verordnungen zernichtet; die herrlichsten Gesetze willkührlich behandelt; und in dem gesellschaftlichen Leben die größten Unordnungen, und Verwirrungen verursachet.

Eine vernünftige, und nach der Beschaffenheit eines jeden Landes sorgfältigst eingerichtete Policey muß demnach auf alle jene Gegenstände unendlich aufmerksam, und ermuntert seyn, wodurch der Reichthum, und Nutzen des Staates vermehret, und vergrößert, oder eine Verminderung verursachet werden kann. Jenes muß sie mit begierigen Kräften zu befördern, dieses aber möglichst zu verhindern trachten: als ohne welchen gedeilich befolgten Absichten das gemeine Wesen, worunter alle Stände begriffen sind, niemal die Fülle des ihnen von dem höchsten Seyn geschaffenen Glückes in seinem gänzlichen Umfange empfinden wird.

In einem Lande, wo die Policey mit einer verabscheuungswürdigen, und unverantwortlichen Schlafsucht befallen ist, entstehen täglich die übelsten

sten Unordnungen. Man trozet den landesherrlichen Befehlen öffentlich, oder schleicht listig bey denselben vorbey, die Vorgesezten sind der schändlichsten Verachtung ausgestellet, die göttlichen, und natürlichen Rechte werden mishandelt, die Geseze mit Füßen getretten, Ruhe, und Sicherheit werden gestöret, und die wahre Menschenliebe erkaltet: woraus der zu verfluchende Wucher (dieser verdammliche allgemeine Lieblingsabgott unserer Tage) entspringt: und die von Gott geschaffenen Gaben allgemein zu seyn, leider! gänzlich aufhören.

Die traurige Folge hat auch durch alle Jahrhunderte untrüglich bewiesen, daß in einem solchen unglücklichen Staate das gemeine Wesen ausser wenigen wucherischen Unmenschen gänzlich erarme; die landesfürstlichen Geldkästen erschöpfet, und aus dieser Quelle ein Regent mit seinem wiewohl unschuldig leidenden Volke, und äußerst bedrangten Bürgern dem gänzlichen Verderben, und Umsturze ausgesezt werde.

Ein weiser Regent wird demnach als ein ächter Landesvater vermöge seiner von dem höchsten

Schöp-



Schöpfer erhaltenen schweren Oblieghenheit sein ununterbrochenes Augenmerk mit wahrhaft fürstlicher Pflicht dahin zu setzen trachten, daß eine von allen Staatesfehlern gereinigte, in dem gesunden Vernunftslichte, und der Billigkeit, denn in den Rechten seiner Untergebenen gegründete Policey immer aufrecht erhalten werde, und unverlezt fürdaure: als wodurch der unbegränzte Nuzen seiner Bürger zum Grade der Vollkommenheit befördert wird.

Die Fürsten, und Beherrscher sind zu eines jeden Landes Wohl, nicht aber zur Bedrängniß ihrer Bürger geschaffen: dieselben können also ihr Recht nicht weiter ausdehnen, als sie es von dem Höchsten empfangen haben.

Sie sind daher in ihrem Gewissen verbunden dem Reichen, wie dem Armen seine Tage vergnügt zu machen, für alle zu sorgen, dieselben zu beschützen, ihre Rechte zu bewahren, eine genaue Policey zu halten, die Uebertretter nach aller Schärfe zu bestrafen, der Theurung (ohne eines ängstlichen Antriebes zu bedörfen) väterlich vorzubiegen, der eingerissenen Theurung aber ge-

treu-

treulich abzuhelfen, den Wucher zu ersticken, und eben dadurch den ungestörten Genuß eines erfreulichsten Nährstandes jedermann zu ertheilen: folglich auf diese gesegnete Weise die Glückseligkeit ihres Staates gänzlich zu befestigen.

Welche entzückende Tage werden wir auch genießen, wenn die heißesten Wünsche unsers theuersten Landesvaters gänzlich erfüllet seyn werden; indem Höchstderselbe durch seine großmüthigsten Gesinnungen, und aufwallenden, unermüdeten Eifer vorlängst die väterliche Sorge zu tragen gedenket nach den aus ihrer Asche bis zur Bewunderung empor gehobenen rechtlichen, und peinlichen Gesetzen auch eine wohlangeordnete Policey zur vollkommensten Blühe zu befördern.

Der menschliche Witz, welcher sich vor älteren Zeiten zurück öfters nur mit solchen Wissenschaften, und Unternehmungen allein beschäfftigte, wodurch der Verstand aufgekläret werden sollte, begiebt sich bey heutigen Tagen auch auf solche Gegenstände, welche mit dem allgemeinen Nutzen, und der menschlichen Wohlfahrt in einer unmittelbaren Verbindniß stehen.

Und



Und wie glücklich sind also jene Länder, wo unter anderen schönen, sittlichen, landwirthschaftlichen, und Cameralwissenschaften, nun auch die Policeywissenschaft offentlich gelehret wird; weil man endlich überzeuget worden ist, daß dieselbe die Urquelle unermeßlicher Glückseligkeiten sey: und dadurch die unzertrennliche Vereinbarung mit dem allgemeinem Wohl gedeilichst erfolge.

Ohne einer weisen Policey wird es jederzeit, und in allen Staaten unmöglich seyn, die allgemeine Wohlfart, und die wirklichen Verbesserungen sowohl in dem sittlichen, als landwirthschaftlichen Fache zum Stande zu bringen.

Die Policey erfodert Gesetze; und diese erfodern vernünftige, und wohl gesittete Leute, welche auf derer Beobachtung genauest halten.

Die Bildung des Menschen, oder eine planmäßige Erziehung der Kinder muß demnach die erste Sorge der Policey seyn: wodurch in einem weisen Staate aufgeklärtere Seelen, und tugendhaftere Gemüther, und aus dieser Folge die besten, ehrlichsten, und gesittesten Bürger

ger erzeuget werden. Das Vermögen der Bürger (sagt der große Montesquieu) besteht nicht in ihrem Reichthume, sondern in ihren Sitten, und Tugenden, welche einem Staate die dauerhafteste Glückseligkeit gewähren.

Die Erziehung hat den größten Einfluß auf das allgemeine Wohl ganzer Völkerschaften; und je weniger der sittliche Charakter einer Nation ausgebildet ist, desto größern Hang zu den Lastern, Unthaten, und Müßiggange wird man bey derselben wahrnehmen. Die Befolgung landesherrlicher Gesetze, die Liebe zur Arbeit, und Geschäfftigkeit, das Wohl des Vaterlandes, eine ungeheuchelte Menschenliebe, selbst die Vermehrung ihrer Bequemlichkeiten, alle, alle diese reizenden Gegenstände werden sie nicht beseelen können: nur die äußerste Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse wird die Schlafsucht solcher sinnlichen Menschen zu Zeiten in etwas zu nnterbrechen vermögend seyn.

Was nutzen die weisesten Verordnungen, wenn der blöd-erzogene Unterthan zu derer Befolgung nur durch Strafen gezwungen werden

muß;



muß; weil er keinen einleichtenden Begriff hat, um derselben nützlichen Umfang einzusehen.

Nichts ist einem Staate vortheilhafter als Arbeitsamkeit, und Emsigkeit der Bürger, und nichts schädlicher als Trägheit, und Müßiggang. Man verheiße dem Arbeitsamen Belohnungen, und drohe dem Müßiggänger mit Strafen, alles wird vergebens seyn, so lange der Unterthan nicht von Jugend auf sittlich gebildet, gut erzogen, und sich an seine Pflichten zu gewöhnen unterrichtet seyn wird.

Möchten doch diejenigen, welchen die Vorsehung das Wohl ganzer Provinzen anvertrauet hat, sich von dieser Wahrheit recht lebhaft überzeugen, und durch kluge Anstalten, und eine sorgfältige Erziehung jedes Staatesglied, ja selbst den unansehnlichsten Bürger in seiner Art zu dem behörigen Berufe vorbereiten lassen; weil dadurch das allgemeine Wohl befördert wird.

Die Erziehung ist ein wesentlicher Theil der Gesetzgebung; durch sie werden die Unwissenheit, und die dummen Vorurtheile verbannet, die un-

edlen

edlen Leidenschaften, und ausschweifenden Begierden zerstöret, das wilde, und barbarische Wesen eines Volkes vertilget, die wiedersetzlichen, und unbiegsamsten Sitten einer Nation gänzlich umgeändert, Haß, und Zwietracht, Neid, und Misgunst vollkommen ausgerottet: und entgegen der unzerstörliche Same des dauerhaftesten Glückes ausgestreuet.

Ohne sonderheitlicher Glückseligkeit der einzelnen Bürger aber kann sich niemal ein allgemeines Wohl ergeben. Das einzelne Glücke hängt von der Erziehung ab; folglich muß auch das allgemeine daraus entspringen.

Welcher verabscheuungswürdigster Satz ist demnach jener, wodurch gewisse, sehr gefährliche Leute zu behaupten trachten, daß man immer ein guter Bürger seyn könne, wenn man schon ein lasterhafter Mensch sey: und ohne Religion, diesem geheiligten Bande der menschlichen Gesellschaft, lebe.

Unser beständiger Vicepräsident Freyherr von Hartmann hat in seinen bekannten, gelehrten

Schrif-



Schriften * die Blöße dieses Irrsatzes bereits umständig entschildert, und die glücklichen Folgen bewiesen, welche durch eine ungeheuchelte, von allen irrigen Sätzen gereinigte Religion entspringen. Derselbe hat unter anderen unumstößlichen Sätzen, mit klaren Zügen vorgestellet: Daß es die Religion sey, welche gleich bey dem Anfange der Welt die stärkesten Bande in allen Staaten geflochten habe; daß durch dieselbe dem Pöbel die Ehrfurcht, und der Gehorsam gegen die Vorgesetzten eingepräget werde; daß sie dem erhabenen Menschen die Geduld einflöße, und dessen Großmuth beseele; daß sie auch die despotischen Regenten auf ihren Thronen bewahre; und dem Unterthane bey ungerechten Befehlen, und unerschwinglichen Bürden ohne Murren zu gehorchen gebiethe: ja daß sie gekrönte Unmenschen selbst schon oftmal von der Aufruhr, nnd dem schmächlichsten Tode befreyet habe.

Ohne der Religion wurde die Ruchlosigkeit auf die höchste Stufe steigen, und das lasterhafteste

---

* Man lese dessen Rede: Von der Glückseligkeit eines Staates unter einem weisen Regenten in dem vereinbarten Lehr- Nähr- und Wehrstande.

teste Betragen allgemein werden. Die strengsten peinlichen Gerichte könnten die Bürger gegen ihre Mitbürger nicht in Sicherheit setzen; selbst die Monarchen wurden nicht von drohenden Gefahren befreyet seyn, wenn nicht ein für die Religion geheiligter Schauder die Bösewichter zurücke hielte.

Wie empfindlichst dringt es mir also zu Gemüthe, daß man die erleuchte, und einsichtsvolle Abhandlung des besagten Freyherrn von Hartmann von der guten Erziehung, und ächten Bildung der Menschen * bis zur Stunde, leider! unbefolget verliegen gelassen habe: zumal derselbe dadurch sonnenklar dargethan hat, daß die Kunst Menschen zu bilden in allen Ländern mit der Glückseligkeit eines Staates so genau verbunden sey, daß keine Abänderung in der Erziehung vorgekehret werden könne, welche nicht in die ganze Staatesverfassung selbst mit einem ungemeinen Einfluße wirke. Und daß vorzüglich jedem Kinde die Religion, als die Urquelle aller Glückseligkeiten, und als die einzige Stütze aller Staaten eingeätzet werden solle.

* Diese Abhandlung ist im Jahre 1769 mit allgemeinem Beyfalle in öffentlichem Drucke erschienen.



Dieser Unterricht aber muß nicht in einem bloßen, den Begriff des Kindes übersteigenden Wortgepränge, noch in dem Auswendiglernen allein bestehen: sondern dessen zartes Herz muß mit den heißesten Empfindungen der Liebe, und Furcht Gottes erfüllet, und so tief in die Seele eingedrucket werden, daß eine ungeheuchelte Tugend, und Frömmigkeit der edle Hauptzug in dem Charaktere des Kindes werden.

Aus einem solchen glücklich erzogenen Kinde wird der tugendhafteste, sittlichste, und eben daher einem Staate nützlichste Bürger gebildet werden: welcher selbst unter den gefährlichsten Reizungen niemal die göttlichen Gesetze übertretten, die landesherrlichen Befehle verachten, und das allgemeine Wohl verletzen wird. Weil die Tugend das Geboth seines Schöpfers, und der Grund seiner zeitlichen, und ewigen Glückseligkeit ist: so werden ihn seine reine, und menschenfreundliche Triebe zu jenen Verrichtungen von selbsten verbinden, wozu ihn auch kein Gesetz verpflichtet.

Die durch eine weise Policey, und ihre getreue Sorge unterstützte Religion machet also durch ihre

re Bemühungen den wahren Christen; sie bildet die weisen Regenten, und erhabenen Staatsmänner; sie verschaffet zufriedene, nnd glückliche Bürger, gute, getreue Uuterthanen, und würdige Mitglieder in einer jeden Staatsverfassung.

Das Schwert der Gerechtigkeit wird alsdenn ruhen, weil jeder Bürger ohnedas die Pflichten seines Berufes genau beobachten, und ein freywilliger Gehorsam gegen die Gesetze die weisen Absichten derselben erfüllen wird. Arbeit, und Mühe werden dem Landmanne, Fleiß, und Erfindungen dem Künstler, und Handwerker ein genügliches Auskommen verschaffen; Redlichkeit, und Treue werden den Credit des Kaufmannes befestigen, dessen Gewichte, und Ellen, dessen Waaren werden niemal verfälschet seyn; Gewerbe treibende Bürger werden das gemeine Wesen mit gutem Trunke, satzmäßigem Fleische, und Brode versehen, ohne eines Antriebes durch eine niedrige, knechtische Furcht vor der Strafe zu bedörfen; edler Muth, und Tapferkeit wird den Soldaten, Seeleneifer, und erbaulicher Wandel wird den Geistlichen beleben; ein uneigennütziger, und menschenfreundlicher Eifer in Ausbreitung



nützlicher Kenntnisse wird den Gelehrten adeln; der wahre Patriotismus die Staatsmänner beseelen; eine rechtschaffene, und gewissenhafte Denkungsart die Handlungen aller Unterthanen begleiten: da sie die landesherrlichen Gebothe nicht als ein beschwerliches Joch, sondern als Vorschriften ihrer Wohlfart ansehen werden. Und auf diese glückliche Weise wird in einem solchen Staate die Liebe des Vaterlandes * in ihrem glänzenden Umfange immer wesentlich, und thätig ausgeübet: ja selbst die niedrigste Hütte wird dadurch zum ehrwürdigsten Tempel.

Wenn also die wohlangeordnete Policey mit rühmlichen Eifer, und ununterbrochener Mühe, die Bildung der Unterthanen besorget, und dadurch wohl gesittete Bürger, denn vermittelst Ausbreitung der schönen, und nützlichen Wissenschaften aufgeklärtere Seelen ihrem Staate verschaffet, so hat dieselbe den vorzüglichen Grund zum allgemeinen Glücke durch das Sonderheitliche geleget. Nicht

* Unser würdigster, und unermüdeter beständiger Direktor von Hoppenbichel hat die glücklichen Folgen dieser Liebe in seiner Rede: Von der Liebe des Vaterlandes, bereits im Jahre 1770 umständig, und mit patriotischen Zügen entschildert.

Nicht die knechtische Furcht der Strafen wird alsdann die Lasterthaten unterdrücken, und nur solche blendende Tugenden erzeugen, derer ganze Wesenheit eiuem Irrlichte abgeborget ist, welches sich in jenem Sumpfe ganz unvermerkt verliert, woraus dasselbe hervor gestiegen ist: weil die vernünftig erzogenen, und daher sittlich gebildeten Bürger in allen Fällen von selbst zum Wohlthun gegen ihre Zeitverwandten gereizet sind, und auf ihren eigenen Nutzen ganz unbedenklich eine ruhmvolle Verzicht thun, wenn es das gemeine Beste erfodert.

Alle, alle Hände werden in einem solchen Lande beschäfftiget seyn, um den allgemeinen Reichthum zu vermehren. Der Müßiggänger wird sich selbst verbannen müssen um nicht der Gegenstand des öffentlichen Haßes zu werden.

Jene Leute, welche weder lernen, noch arbeiten mögen, und nur in dem Müßiggange aufwachsen, sich dadurch an Unthaten gewöhnen, ihr ganzes Leben darinn vollbringen, in die wildesten Ungezogenheiten ausschweifen, in die greulichsten Laster versinken, und die verwegensten Missethaten ausüben, werden sich von selbst vermindern.



Nicht mehr wird man die billige Klage hören, daß niemand auf dem Lande, ja selbst in den Städten sicher, und ruhig leben könne, ohne nicht von solchen Bösewichtern seiner mit bittersten Schweiße redlich erworbenen Güter, und Habschaften auf die grausamste Art beraubet zu werden.

Peinliche Halsgerichte voll der schreckenden Spuren von gehenkten Missethätern, aufgestellte Räder mit zerquetschten Körpern, blutige Richtplätze können wohl die einzelnen Bösewichter vertilgen, und abschrecken, niemal aber ihre ganze Brut zerstören.

Man verschaffe mittel- und dienstlosen Personen behörige Arbeiten, und dadurch ihren Unterhalt; man errichte öffentliche Arbeits- und Spinnhäuser; man gewöhne in solchen die Jugend schon von zarten Jahren an zum Fleiße; man versperre darinn in abgesönderte Zimmer müßiggehende Leute, und halte sie mit Ernste zur Geschäfftigkeit an; man gestatte nicht den geringsten, öffentlichen Bettel: und die Menge dieser beschwerlichen Leute wird von selbst verschwinden.

Die

Die Herstellung öffentlicher Gebäude, und Strassen, die Ausbesserung verwahrloster Dämme, die nützliche Herrichtung der Flüße, damit solche schiffreicher werden, die Verbesserung des Ackerbaues, uud der Wiesegründe, die Austrocknung moosichter, und morastiger Plätze, derselben Verwandlung in die flurreichesten Gefilde, die Bepflanzung öder Gegenden mit Holze, und nützlichen Fruchtbäumen, die Errichtung erträglicher Fabriken, und Manufakturen, * diese, diese Gegenstände werden den Bettel merklich zu tilgen vermögend seyn; und zu gleicher Zeit durch den blühenden Handel, und Wandel einen ganzen Staat bereichern.

Da aber die edle Tugend der Menschlichkeit erfodert, daß den wahrhaft Bedrangten, den Hausarmen, den elenden, presthaften, und gripelhaften, folglich zur Arbeit untauglichen Personen geholfen, denselben das billige Almosen, und ihr nöthiger Unterhalt gereichet, und den wandernden, mit guten Kundschaften versehenen Handwerksburschen der billige Zehrpfenning behändiget werde: so ist die eigentliche Sache der Policey,

daß

* Ueber den Gegenstand der Manufakturen, und Fabriken, Sieh 2 B. Seite 485.



daß in Städten, und Märkten, wie auch bey Gemeinden auf dem Lande, nach abgeschafftem öffentlichen Bettel ordentliche Kassen errichtet werden; wozu alle Stände monatlich, oder wöchentlich beyzutragen haben, und niemand von sothanem Beytrage ausgenommen werden darf.

Die Obrigkeit hat sodenn über die Einnahme getreue Rechnung zu führen, die Austheilung mit reinem, unverfälschtem Gewissen vorzunehmen, und jene benöthigten Maaßregeln vorzukehren, wodurch jedermann von dem ferneren Anlaufe bettelnder Leute befreyet wird.

Die Kirchen, milden Stiftungen, geistl. Gemeinden, Bruderschaften, u. d. gl. gottselige Gesellschaften, ein Theil letztwilliger Vermächtnisse zu frommen Absehen, öffentliche Sammlungen durch vertraute Leute wurden deise Kassen merklich bereichern.

Und sollte ich wohl, ohne mich einer billigen Tadelsucht auszusetzen, jemal glauben können, daß es noch heut zu Tage Christen gebe, welche dieses gottgefällige Absehen, gute, heilsame Werk, und ersprießliche Einrichtungen zu mishandeln, und

mit

mit dem Gifte falscher Vortheile zu verschwärzen trachten? Ja sollte es wohl möglich seyn, daß sogar Obrigkeiten vorgefunden werden, welche dergleichen dumme, und barbarische Gemüther in ihrem halsstärrigen Unwesen unterstüzen?

Nach meiner ungeheuchelten, patriotischen Denkungsart muß ich hier einen Vorschlag eröffnen, dessen Ausführung vieles zum allgemeinen Wohl, zur Ruhe, und Sicherheit eines Landes, zur merklichen Tilgung des Bettels, und zum Unterhalte wahrhafter, und verdienter Armen beytragen wurde. Wir wissen, daß viele Spitäler, und die sogenannten Siechenhäuser mit reichlichen Einkünften versehen sind. In den ersten werden meistentheils die eingekauften, und ausgedünsteten Müßiggänger abgenähret; in letzteren aber die mit dem Siechthume der Faul- und Bosheit behafteten, gesunden, unaussätzigen Körper gemästet. Von beyden Stiftungen aber geht dem gemeinen Wesen nicht der geringste Nutzen zu: nur Obrigkeiten, derer Händen die Verwaltungen anvertrauet sind, dörfen sich zu Zeiten eines mit elastischem Gewissen erhaschten Vortheiles erfreuen. Wenn nun ein merklicher Theil sothaner Einkünf-



te für die Armen, Kranken, und Presthaften, für ihre nöthige Verpflegung, denn für die Erziehung verwaisterKinder verwandt wurde: so dörfte das reine, oftmal so sehr vereitelte Absehen gottseliger Stifter merklich empor gehoben, und zu einem weit thätigern, und gewissenhaftern Ziele gebracht werden, als solches, leider! bis zur Stunde in vielen Staaten geschieht.

Alle diese mittelst einer gesunden Policey gegen den Bettel gemachten Anstalten aber können niemal aufrecht erhalten werden, wenn nicht in jedem Orte einem fleißigen, eifrigen, und gewissenhaften Richter allein die gänzliche Besorgung, und ein unumschränkter Gewalt dabei ertheilet wird: weil ansonst durch verschiedene Gerichtsbarkeiten gewisse Absichten, und Unordnungen entspringen, welche die heilsamsten Plane zerstören, und endlich vollkommen zernichten.

Wenn nun die Policey auch diesen Gegenstand vollständig hergestellet hat; so muß dieselbe ferner für die hinlängliche Nahrung aller Stände sorgen: und daher die landschädlichen Folgen des gräulichen, und unmenschlichen Wuchers

zu

zu vertilgen trachten. Denn aus diesem schandvollen Laster entspringen die äußersten Drangsalen in dem gesellschaftlichen Leben. Der Eigennuz, der schädliche Fürkauf, die verdammlichen Raudereyen werden dadurch erzeuget, und die empfindlichste Theurung bis zum unleidentlichsten Grade getrieben. Elend, und Noth werden bey solchen unseligen Tagen allgemein, und die betrübten Gefährten der verdientesten Bürger, und Unterthanen: alle, alle werden stufenweise zu dem gänzlichen Verfalle, und bitterster Armuth gleich von einem gewaltigen Strom dahin gerissen.

Der verdammliche Wucher, dieses schreckvolle Ungeheuer vieler Völkerschaften, beginnt nun, leider! durch seine blendende, und verführerische Reize die Herzen der Menschen, ja selbst der erhabensten Leute auf eine unerhörte Weise zu fesseln. Die Gewinnsucht, und Geldbegierde bemächtiget sich nun aller Stände; die wahre Menschenliebe ist eben so in den mit herrlichsten Ahnen gezierten Palästen, als wie in den niedrigsten Hütten verschwunden: und trifft man solche noch zuweilen an, so ist sie nur der ungewisse Fußstapfe eines verirrten Fremdlinges.

Mit



Mit welchem vervielfältigten Eifer muß also bey einem solchen unglücklichen Zeitpunkte die Policey beschäfftiget seyn, um dem eingerissenen Wucher zu steuern, und das allgemeine Wohl zu befördern.

Was helfen die weisesten Verordnungen, die klügesten Anstalten, wenn Wankelmuth, und Unbeständigkeit bey der ersten Schwierigkeit schon die heilsamsten Gesetze zernichten: folglich dieselben nur als papierene Befehle gelten, und länger nicht denn von dem späten Morgen bis zum Mittage befolget werden. Wenn man den unwiederbringlichen Schaden aller Bürger, und Einwohner mit kaltem Blute ansieht, und nur auf seinem eigenen, sonderheitlichen Nutzen bedacht ist: das Unglück seiner Mitbrüder aber mit einer steinernen, und gefühllosen Seele erträgt.

Hier zeiget sich die eigentliche Epoche, wo die Policey die wirksamsten Dienste einem Staate leisten kann. Die gesegnete Errichtung der Getreidmagazinen, oder Vorrathskästen ist das beträchtlichste Stück, und der fleißige Gegenstand einer vorsichtigen Policey.

Man

Man gestatte auch bey überflüßigem Getreidvorrathe, und reichlichsten Aernten nicht die geringsten Haus- und Winkelkäufe, so wird jedermann sich genöthiget sehen, die Schrannen zu befahren. Was nun auf denselben unverkaufter übrig bleibt, muß unverzüglich durch eine weise Policey aufgekaufet, und auf die Vorrathskästen geschüttet werden. Dadurch wird nicht allein die kräftigste Vorsorge geschehen, sondern auch der verdammliche Getreidwucher von selbst verfallen: jedermann aber um so lieber sein Getreid auf die Schrannen führen, als im Mangel eines andern Käufers das Magazin solches jederzeit an sich erhandeln wird. Und auf solche Weise wird man in kurzem Zeitverlaufe die herrlichsten Schrannen erblicken, auf welchen der auf das Getreid gegebene Satz die Geld- und Gewinnsucht des unmenschlichen Landmannes merklich unterdrücken wird. Dieser Satz aber muß nach der Billigkeit, nach den jährlichen Abgaben, nach den gesegneten, oder minder gesegneten Jahrsgängen eingerichtet seyn; damit der Landmann dabey reichlich bestehen, und der Eifer zur Landwirthschaft immer mehr empor gehoben werden könne.

Die



Die geflissentlich ihre Getreider zurückehaltenden Geizhälse müssen durch obrigkeitliche Zwangsmittel ohne menschlichem Absehen zur Befahrung der Schrannen schärfest angetrieben werden.

Wenn nun allen dem ungeachtet das gemeine Wesen nicht mit hinlänglichem Getreide durch die Schrannen versehen wird: so öffnen sich die in guten Jahren reichlich angefüllten Vorrathskästen, welche die landesväterliche Obsorge durch eine weise Policey hat errichten lassen.

Zeiget sich aber ein Ueberfluß an dem Getreide bey einer reichlich ausgefallenen Aernte, so entspringt für den Landesherrn der größte Nuzen: denn er kann sohin durch Verkaufung des auf den Kästen befindlichen Vorrathes den beträchtlichsten Getreidhandel mit Ausländern unternehmen, und entgegen mit leichten Unkosten obangeführtermaßen seine Kästen neuerdings anfüllen.

Nicht allein der beträchtliche Einfluß des fremden Geldes, wodurch ein Staat bereichert wird, sondern auch der entzückende Gedanke samment-

mentliche Bürger aller sich jemal ergebenden Noth großmüthig zu entreißen, und von der unleidentlichen theurung zu entledigen, haben eine sanfte, und geheime Wohllust in sich, welche die erhabenen Fürsten, diese ächten Landesväter (in derer großmüthigem Busen die wahre Menschlichkeit ihre unentheiligten Rechte behauptet) mit thätigen Trieben empfinden.

Auf die nämliche Weise kömmt auf alle übrige Lebensmittel der behörige Satz zu ertheilen, damit endlich die allgemeine Klage gemindert werde: Wie man nämlich bloß der willkührlichen Gewinnsucht des von dem Wucher besessenen Landmannes übergeben sey. Unser würdigstes Mitglied hat hierüber in seinen gelehrten Schriften * die unumstößlichen Beweise, und untrüglichen Mittel mit lebhaften Zügen, und patriotischem Muthe entschildert.

Denn was nützet es, wenn man in Städten, und Märkten den Bräuern, Bäckern, Melbern,

Metz-

* Man lese dessen erhabene Abhandlung: Von dem Einflusse eines wohlangeordneten Ackerbaues in die Glückseligkeit eines Staates. Sieh 1 B. S. 277.



Metzgern, Seifensiedern, und dergleichen Leuten jährliche Sätze ertheilet, der Bauer aber mit Verkaufung seines Getreides, Viehes, und übriger Lebensmittel immer hinaufsteigende, und willkührliche Preise machen darf. Man setze zum Beyspiele, das Pfund Fleisch auf einen Gulden, wem verbleibt sodenn der Vortheil? Nicht dem Metzger, sondern dem arglistigen Bauern, und Landmanne, der sich mit Verkaufung seines Viehes nach den ertheilten Fleischsätzen zu richten niemal unterläßt.

Bey solchen elenden, kummervollen, und gewerblosen Zeiten verfallen die Städte, und Märkte; die ganze Bürgerschaft geht stufenweise zu Grunde.

Der Landmann, der dem Glücke bey diesen theuren Zeiten in der Schoos sitzt, das geringste Stück um höchsten Preis verkaufet, Geld auf Geld sammelt, und ohne Gefühle der Menschlichkeit bey den bittersten Thränen seiner bedrangten Mitbrüder sich bereichert, bleibt stolz auf seine erpreßten Mittel zu Hause sitzen, bis ihm die Käufer zur Thür kommen: und alsdenn verkau-

fet

fet er seine Lebensmittel mit härtestem Gemüthe, und gewissenlosestem Wucher.

Dadurch entgeht den Städten, und Märkten das Gewerb (jene einzige Urquelle ihres Reichthumes) weil die Schrannen, und nützlichen Wochenmärkte gänzlich aufhören. Dadurch ergeben sich die Fürkäufe, weil dergleichen unentbehrliche Lebensmittel öfter durch drey, und vier Hände gehen. Dadurch wird dem landschädlichen Kauder, Haus- und Winkelkäufen voller Zügel, und Zaum gelassen.

Mit welchen gerechten Zähren bemerken aber redliche Patrioten in stiller Wehemuth, daß nicht der Bauer allein, sondern auch andere Leute von dem Wucher, und der Geldbegierde (diesen zu verfluchenden Lieblingsgegenständen heutiger Tage) durchdrungen seyen.

Unglücklicher, verabscheuungswürdiger Zeitpunkt, der auch bey der späten Nachwelt noch mit dem Stempel der ewigen Schande, und des unzerstörlichen Fluches gebrandmarket seyn wird!



Da nun dergleichen Leute ihr Vermögen, als ein von dem Staate abgesöndertes Gut betrachten, und ohne Rücksicht ihrer theuersten Pflichten nur das sonderheitliche Wohl befördern: so wird die Wunde unheilbar, welche dieselben einem ganzen Lande zufügen.

Und wenn zu gleicher Zeit bey erhabenen Leuten der Eigennutz, die Gewinn- und Habsucht zu jenem verdammlichen Grade angewachsen ist; daß dieselben sogar das Getreid, und andere Feilschaften zusammenkaufen, um damit den weitern gott- und ehrvergessenen Wucher zu treiben: so mag für solche jener machiavellische Satz schon vorlängst behauptet worden seyn, daß die Theurung ein Zeichen von der Glückseligkeit eines ganzen Staates sey. Aber welche erstaunlichsten Strafgerichte Gottes werden dergleichen Wucherer, und Unmenschen in dem künftigen Leben zu erwarten haben.

Wer sind aber die Elendesten, und Bedrangtesten bey dieser Zeit als die Bürger? Das Gewerb geht zu Grunde; die nöthigen Lebensmittel vertheuern sich stündlich; derer Preis wird unlei-

deutlich: und diese, diese getreuen Unterthanen werden dem bittersten Unglücke, und gänzlichen Verderben überlassen.

Traurige Erinnerung, schmerzvolle Vorstellung, bey welcher mein fühlendes Herz in Wehemuth zerfließt! Denn bey dieser unseligen Epoche müßen viele tausend Unglückliche in der Bedürfniß schmachten, und an dem Hungertuche nagen; wo wir hingegen nur wenige einzelne, durch ihren Eigennutz reich gewordene, gewissenslose Leute erblicken, welche auf das Unglücke ihrer Mitbürger mit aufgeblasener Miene stolziren: wenn schon in ihrem ängstlichen Busen das bekümmerte Gewissen klopfet, und die gerechtesten Vorwürfe in ihrer schwarzen Seele tönen.

Da regieret folglich nur der Wucher; da sind die von Gott geschaffenen Gaben nicht mehr allgemein; da weichen die natürlichen Rechte; da schlafen die Strafgesetze; da zerfällt der Nährstand von selbst.

Hat aber eine weise Policey auch in diesen Gegenständen zum Genügen gesorget, und die ersprieß-



sprießlichen Befehle, Gesetze, und Anordnungen ertheilet, so wird sie ferner mit unbegränztem Eifer wachen, damit dieselben genau befolget, und nichts vorgenommen werde, wodurch dem allgemeinen Wohl der geringste Schaden zugehen könnte.

Die thätige Befolgung gründlicher Gesetze erzeuget eine allgemeine Glückseligkeit. Da aber in vielen Ländern die ächte Bildung, und gute Erziehung noch immer vernachläßiget ist, in einigen Staaten aber erst aufzukeimen anfängt; folglich die Sitten verschiedener Völkerschaften noch nicht zum erwünschlichen Grade der Vollkommenheit gebracht sind, vermöge derer dieselben die landesherrlichen Befehle, ohne eines Antriebes, oder einer knechtischen Furcht für Strafen, und Zwangsmittel benöthiget zu seyn, von selbst befolgeten: so müssen freylich die Uebertretter noch immer ohne Rücksicht der Person, oder ihrer Verwandten, und Beschützer mit schweresten Strafen unerbittlich beleget werden.

Wie sehr wünschte ich! daß, da einmal bey vernachläßigter Ausbildung des Nationalcharakters

ters die Gesetze nicht aus freyem, und tugendhaftem Antriebe, sondern durch Strafbefehle aufrecht erhalten werden müssen, theils Obrigkeiten, Beamte, und Amtsleute, ohne sich mehr eines gefährlichen Eigennutzes, oder schandvoller Schlafsucht schuldig zu machen, nicht die ersten wären, welche da an der verdrehten Mishandlung, oder gefährlicheu Außerachtlassung weisester, und nützlicher Policeygesetze die hauptsächlichste, pflichtwidrige Schuld tragen, oder wohl gar den schändlichen Gewinn mit wucherischen Uumenschen theilen: folglich die Urquelle aller Unordnungen, und des allgemeinen Unheiles sind.

Wo man die Policeygesetze unverlezt erhält, wird der Kaufmann niemal seine Waaren, Gewicht, und Maaß verfälschen. Die Bäcker werden das gemeine Wesen jederzeit mit dem besten Brode, die Bräuer mit dem auserlesensten Biere, und die Weinwirthe mit gesundem Trunke, ohne die Gäste zu übernehmen, versehen. Müller, und Melber werden die Leute zu täuschen aufhören; Wucher, Fürkauf, Kaudereyen werden sich von selbst verbannen: und auf eine solche glückliche Weise werden alle Stände die ver-

gnügtesten Tage in der Fülle köstlichster Zufriedenheit zurücke legen.

Wenn nun in einem Lande, dem das höchste Seyn gleich bey Zertheilung der Elemente eine flurreiche Erde durch die vorzügliche Gabe zur edlen Landwirthschaft (dieser niemal ertrocknenden Urquelle des allgemeinen Reichthumes) geschaffen hat, die Policey dem Landmanne, und Unterthane durch nöthige Freyjahre, Erleichterung seiner Bürden, durch getreue Unterstützung, ja selbst durch Austheilung reichlicher Prämien jene Ermunterungsmittel verschaffet, wodurch die Unternehmungen, und Verbesserungen bey dem Acker- und Wiesenbaue, bey der Vieh- und Baumzucht, mit einem Worte, bey allen landwirthschaftlichen Gegenständen in die gänzliche Vollkommenheit gerathen, so wird Noth, und Elend von selbst verschwinden.

Bey vollkommen hergestellter, und merklich vermehrter Viehzucht * wird dessen gesegnete Menge

* Man lese hierüber die berühmte Abhandlung unsers würdigsten Mitgliedes Freyherrn von Huber: Von dem Reichthume eines Staates durch die Viehzucht. Sieh II B. Seite 752.

Menge nicht allein den übertriebenen Ankaufspreis vermindern, sondern auch bey dem dadurch erhaltenē häufigen Dünger die magersten Aecker, und Wiesen in die flurreichesten Gefilde sich verwandeln: folglich dem Mangel des Getreides gänzlich abgeholfen werden.

Das Holzwesen wird ebenfalls in die genüglich verbesserten Umstände versetzet, und dessen unleidentlicher Preis getilget werden. Da das Holz ein in der menschlichen Gesellschaft unentbehrliches, für alle Stände, Gewerbe, Fabriken, und Manufakturen höchst nöthiges Stück ist, * so wird man aufhören diesen Gegenstand mit gleichgültigen Augen anzusehen, von welchem doch der große berühmte von Justi vorlängst gesagt hat: Daß das Holzwesen eine recht ernstliche Aufmerksamkeit der Regenten verdiene.

Eine

* Die einsichtsvolle Rede unsers verdientesten Mitgliedes Freyherrn von Ingenheim: Von der Abschleifung der Waldungen, von dem Mangel des Gehölzes, und von den Mitteln, wie diesem landschädlichen Uebel gesteuert werden könne, hat die umständigen Beweise davon bereits im 4. B. Seite 468. an den Tag geleget.



Eine Ordnung also, welche aus weisen, und geprüften Einsichten entspringt, muß die Policey in allen auch geringsten Stücken zu beobachten trachten, damit die Glückseligkeit eines ganzen Staates auf unzerstörlichen Grund gebauet, und unerschüttert erhalten werden könne.

Die große, ungemein große Menge der Nahrungsmittel wird alsdenn einem ganzen Staate die erfreulichsten Tage bringen; alle, alle Stände werden das wahre Vergnügen mit vollen Zügen trinken; kein einziger Bürger, und Unterthan wird ferner die gegründete Ursache zu billigen Klagen vorfinden; Theurung, und Wucher müßen von selbst verfallen. Niemand wird sich mehr als unglücklich ansehen, da die reichen Natursgaben, und eine ordentliche Policey die günstigsten Tage darbiethen werden. Auch die Bevölkerung wird unendlich zunehmen; weil die Einwohner in einem solchen seligen Staate ihr Vaterland zu fliehen nachlassen werden, aus welchem sie nur das Elend wiederwillig vertrieben hat.

Zu gleicher Zeit wird dadurch der Nationaleifer zu nützlichen Unternehmungen erwecket, die

Nach-

Nachahmung der von einer landwirthschaftlichen Gesellschaft vorgeschriebenen, geprüften Erfahrungen, und gründlich erprobten Vorschläge rege gemachet, durch diese vereinbarten, vortrefflichen Wege der Regent, und sammentliche Staatsbürger bereichert, auch Geschmack, und Kenntniß erspriesslicher Gegenstände zur höchsten Stufe empor gehoben, überhaupt die Werke des Geistes, und die Geburten des Witzes zum allgemeinen Wohl gedeilich angewandt werden.

Zörne man nicht! da ich in meiner Abhandlung etwas weitläuftiger geworden bin. Der wichtige Stoff an sich selbst, und die Menge der Gegenstände erfoderte es. Von welchen ich viele wegen dem engen Raume, und der Kürze (deren ich mich bedienen mußte) nur mit flüchtigen Zügen entschildert habe: da doch die meisten derselben eine eigene besondere Abhandlung verdieneten.

Ich habe mich bloß beflissen die Policey nicht in ihrem gänzlichen Umfang, sondern nur deren innerliche Haupttheile in ihrer unzertrennlichen Vereinbarung zum allgemeinen Wohl vorzutragen.

Die



Diese eifrige Besorgung der Policey aber muß in einem jeden Lande solchen erfahrnen Leuten anvertrauet werden, welche nebst der glücklichen Anwendung ihres reifen Verstandes, und redlichen Herzens eine gründliche, von keinen Vorurtheilen umwölkte, sondern vollständige Einsicht in die Staatsverfassung, in die Rechte der Unterthanen, in die Lage, und Beschaffenheit, denn in die innerlichen Gaben des Landes besitzen: auch ihre gesammelten, unverfälschten Begriffe mit den Cameralwissenschaften, und einer gesunden Naturskunde * vereinbaren. Und welche sich daher niemal mit nichts geltenden geringen Nebendingen aufhalten, und in unglückliche Erfindungen einmischen, entgegen aber jene Hauptgegenstände zu bearbeiten unterlassen, von denen das wesentliche Glücke des ganzen Staates abhängt. **

Denn

* Unser beständiger Vicepräsident hat durch eine eigene Abhandlung mit unumstößlichen Gründen bewiesen, daß ohne der Naturskunde die Cameralwissenschaften, und andere Gegenstände niemal zur Vollkommenheit, folglich das allgemeine Glücke eines Staates unmöglich zur gänzlichen Blühe gereichen könne. Sieh 4. B. Seite 720.

** Graf von Haßlang hat in seiner oben angeführten, Abhandlung diesen Satz bereits sonnenklar dargethan.

Denn in diesem Falle bleiben die nützlichsten Stücke, die vorzüglichsten Gaben, und innerlichen Eigenschaften eines Landes unbefördert, und unbesorget verliegen.

Fleißige, geschickte, mit gründlichen Kenntnissen begabte Policeyräthe besitzen die entzückenden Eigenschaften mit einem gesunden Vernunftslicht den Nationalcharakter zu erkennen, und solchen durch verschiedene, angenehme Wege zu nützlichen Unternehmungen einzuleiten, den Geist der ihnen anvertrauten Bürger zu beseelen, und dieselben von dem schädlichen Eigensinne, und dummen Vorurtheilen zu reinigen.

Wenn nun eine weise Landesregierung nach dem Beyspiele wohl angeordneter Staaten die fleißigen, und verdienten Staatsbürger mit grossen Ehrenstellen, und Schankungen großmüthig belohnet, so wird durch diese reizenden Mittelwege das nützliche Absehen, und die edle Bemühung eines sorgfältigen, und geschäfftigen Policeyrathes unendlich befördert werden: ein solcher großmüthiger Regent wird aber bey aufgewandten wenigen Unkosten durch den gedeilichst erweckten Eifer seines



nes Volkes dessen Reichthum, uud aus dieser Urquelle auch seinen Eigenen ganz ausnehmend vermehren. Denn was man anfänglich den Hunderten nach ausgetheilet hat, kömmt in kurzer Zeit den Tausenden nach mit der glücklichsten Folge zurücke.

Dadurch werden auch weiter die oben angeführten Gebrechen in der vernachläßigten Erziehung, daraus entspringenden wilden Sitten, Lastern, Unthaten, Bettel, und Müssiggange von selbst verschwinden, und Wucher, Fürkäufe, Theurung, und Mangel gänzlich vertilget, dabey die innerlichen Eigenschaften eines Landes verbessert, nützlich verwandt, die edle Landwirthschaft empor gehoben, und also die Einkünfte eines Landes unendlich vermehret werden. Diese Vermehrung aber kann mit dem allgemeinen Wohl nicht bestehen, * wenn solche nur aus dem Schweiße der Unterthanen, und den unerschwinglichen Auflagen, und Bürden auf alle Gegenstände hergeleitet wird; auch die Vorgesetzten nichts anders

wissen,

* Der Freyherr von Hartmann hat in seiner obangezogenen Rede: Von der Glückseligkeit eines Staates unter einem weisen Regenten, diese Unfälle bereits mit lebhaften Zügen entworfen.

wissen, als immer von dem Unterthane zu begehren: keineswegs aber die gründliche Anweisung zu ertheilen vermögend sind, woher es derselbe ohne selbst erfolgender Bedürfniß zum beständigen Geben nehmen soll.

Da also dem Unterthane immer größere Bürden aufgelegt werden, so muß derselbe nothfolglich sein Getreid, Vieh, und übrige Lebensmittel höher zu verkaufen trachten. Dadurch entspringt die Theurung, welche der traurige Vorboth von dem nahen Verfalle eines ganzen Staates ist; weil dadurch alle Stände in Armuth, Noth, und Elend gestürzet werden: folglich Fürsten, und Bürger, Herr, und Diener zu Grunde gehen müssen. Denn nur reiche Bürger, und vermögliche Unterthanen sind die Schatzkammer der Regenten.

Dergleichen unächte Erfindungen entgegen sind ohnedas nur die unglücklichen Folgen einer heuchlerischen, harten, und unedlen Denkungsart: weil man oft durch verdrehte, und blendende Vorspielungen des gewissen Nutzens sich vertraut, und unentbehrlich zu machen suchet; dadurch grös-

sere



sere Ehrenstellen, und jährlichen unverdienten Gehalt erobert; verschiedene Gelder, und Belohnungen an sich reißt; und alsdenn bey widrigen Folgen sich mit einer recht niedern Miene (dem Eigenthume kleiner Seelen) aus der Schlinge zieht: auch nach erhaltenem sonderheitlichen Vortheile um den unwiederbringlichen Schaden des Fürsten, und des ganzen Landes unbekümmert lebet, wenn man nur sein gewissenloses Absehen eigennützig befördert hat.

Und da mittlerweile der Untergang eines Staates herbeynahet, die Ehre eines Regenten merklich geschwächet ist, die häufigen Unkosten verschwendt sind, solche gefährliche Leute sich bereichert, und ihre Absichten eingeärntet haben: so sehen dieselben sodenn dieser traurigen Epoche mit geduldiger, und frostiger Denkungsart entgegen.

Aechte, und edelgesinnte Policeyräthe werden, von gerechtem Unwillen empöret, gegen solche Störer der öffentlichen Ruhe, und des allgemeinen Wohls die triftigsten Vorstellungen machen: sie werden bey allen Verfallenheiten des

Vater-

Vaterlandes, und ihrer Mitbürger ein redliches, von Menschlichkeit durchströmtes Herz entäußern. Von keinem Freundschaftsfalle überraschet, oder von anverwandtlichen Trieben gefesselt, werden sie dem Reichen, wie dem Armen die unentheiligte, stracke Gerechtigkeit verwalten, sich von keinem Geldgeize, diesem verführerischen, und einschleichenden Abgotte beherrschen, oder etwa gar durch menschliche Ehrfurcht auf gefährliche Irrwege verleiten lassen.

Da dieselben vermöge theuersten Pflichten um nichts so sehr als um das Glücke der Landesregenten, und des sammentlichen Staates beeifert seyn werden; so dörften auch niemal solche Gesetze, und Anordnungen erscheinen, welche ungangbar, unthunlich, und einem Lande höchst schädlich sind: folglich nach verursachten gefährlichen Unfällen von selbst zu Grunde gehen müssen.

Solche wahrhaft, patriotisch gesinnte Räthe werden also jederzeit den allgemeinen Nutzen ihrem Sonderheitlichen himmelweit bevorziehen, und niemal einzelnen Bürgern mit Schaden des

ganzen

ganzen Volkes bey gefährlichen Unternehmungen hülfreiche Hände leisten.

Niemal werden auch alsdenn Vorschläge, und Rathschlüße befolget werden, ehe man nicht dieselben mit äußerster Strenge, und Sorgfalt geprüfet, den Nutzen, und Schaden vollkommen abgewogen hat.

Bey allen neuen Erfindungen, Errichtungen der Fabriken, und Manufakturen, sonderbar bey solchen, wozu man die rohen Materialien aus andern Ländern mit großen Unkosten beschreiben muß, wird zuvor jederzeit mit erleuchter Einsicht beurtheilet werden, ob solche Gegenstände mit Nutzen bestehen können; ob man taugliche, gute Waaren zu verfertigen im Stande sey; und ob also derer Verschleiß von selbst erfolgen werde: ohne daß man dieselben den Staatsbürgern, nach dem mit Ausländern gesperrten Handel, und verbothener Einbringung dauerhafterer, und besserer Waaren, als die geringsten Landesprodukten, gleichsam mit Gewalt aufdringen müsse.

Wenn

Wenn diese Sorge, und unentbehrliche Untersuchung verabsäumet wird, so verschwendet man viele tausend Gulden unnütz; Ansehen, und Ehre des Landesfürsten, und der Nation gehen mit dem verfallenen Credite zu Grabe: und der unwiderbringliche Schaden bleibt zum elenden Gewinne. Die zu solchen Absichten errichteten, prächtigsten Gebäude stellen sodenn eine bloße Augenweide vor; bleiben aber zugleich die fürchterlichen Spuren all zu leichtsinnig angefangener Unternehmungen.

Man behandle die Unterthanen immer mit Güte, und Großmuth; und ermuntere solche dadurch zur Arbeitsam- und Geschäfftigkeit. Denn zu scharfe Strafbefehle zerstören die wichtigsten Plane, * und das einzige Wort: Du mußt, hat schon oft die herrlichsten Vorschläge vereitelt.

Bey also beförderter Lust zur Arbeit, und Landwirthschaft wird die aus der Menge der

D Lebens-

* Unser würdigstes Mitglied Ludwig Rousseau hat in seiner Abhandlung (Siehe II. B. Seite 613.) Von dem Einflüße der Naturskunde, und Scheidekunst auf die Wohlfart eines Staates diese Sätze mit klaren Gründen bewiesen.



Lebensmittel entspringende Wohlfeile allen Ständen die vergnügtesten Tage verschaffen; und die gleichsam verbannten goldenen Zeiten werden wiederum zu unsrer süßen Zufriedenheit lebhaft erscheinen: besonders wenn man die überflüßigen Ausfuhren des Getreides, das zu häufige Austreiben des Viehes, und die Verkaufung anderer Lebensmittel in so lange hemmen wurde, bis nicht zuvor die Vorrathskästen mit Getreide, und die Einwohner mit ihren Bedürfnüssen hinlänglich versehen sind.

Wenn nun der Staat in einen gesegneten, und blühenden Zustand versezet ist, so wird die glückliche Bevölkerung von selbst erfolgen.

Emsige, von ihrer Pflicht beseelte Policeyobrigkeiten werden auch alsdenn weiter allen gefährlichen Seuchen durch dienliche Vorsehungsmittel zuvorkommen; den bereits eingebrochenen allgemeinen, der Bevölkerung so schädlichen Krankheiten aber gänzlich zu steuern jederzeit den beflissensten Bedacht nehmen.

Aerzte, und Bader, welche sich bey solchen eingerissenen Seuchen mit Gefahr ihres eigenen Lebens

ge-

gebrauchen lassen, Apotheker, welche die vorgeschriebenen Mittel zu verfertigen, und darzureichen haben, werden sodenn nicht mehr unbelohnet verbleiben, oder wohl gar viele Jahre warten müssen, bis dieselben ihre verwandten Mittel, Mühe, Unkosten, und Gänge bezahlter erhalten; weil die Policey für ihre verdiente Belohnung, und schuldige Bezahlung mit regem Eifer bedacht seyn wird,

Damit aber auch bey gänzlich hergestellter allgemeiner Glückseligkeit eines Staates, und dadurch entspringenden Reichthume aller Bürger eine übermäßige Pracht, welche nach des großen Hallers Ausspruche: Der Länder Stütze nagt, * niemal erfolge: so wird der Policeyrath auf diesen Gegenstand die genaueste Obsorge tragen.

Der weise Seneka hat vorlängst gesagt: Daß Pracht, und Uebermuth die untrüglichen Kennzeichen eines kranken Staates seyen. ** Denn die Pracht ist ein überflüßiger Aufwand, eine

* Von Hallers Alpen 5. Strophe.

** Conviviorum luxuria, & vestium ægræ Civitatis indicia sunt. Seneca.



übermäßige Ausgabe, welche sich über alles das ausdehnet, was dem lüsternen Geschmacke, der weibischen Verzärtelung, der übertriebenen Eigenliebe, und dem aufgeblasenen Hochmuthe schmeicheln kann.

Von einem solchen Staate, wo Pracht, und Uebermuth herrschen, und oft ein kleiner Haufe unnützer Menschen auf den unbezahlten Schweiß arbeitsamer Bürger prasset, oder sich in kostbaresten Kleidern emporbrüstet, da entzwischen die verdientesten Leute, und Unterthanen in äußerster Mühseligkeit, und Armuth schmachten, kann man behaupten, daß derselbe an dem Vorabende seines Umsturzes stehe.

Die Geschichten aller Völkerschaften geben das untrügliche Zeugniß, daß durch mäßige, und nüchterne Nationen die berühmtesten, und ansehnlichsten Monarchien, und Republiken errichtet, hingegen solche durch verschwenderische, und wohllüstige Unterthanen (diese elenden Leibeigene des Prachtes) zerstöret worden seyen.

Und wo kommen endlich alle diese verschwendten Gelder hin, als in jene fremden Länder,

welche

welche die ausländischen Weine, Stoffe, Zeuge, Gewürze, Getränke, Moden, Putzwaaren, u. d. g. zur Pracht, und zum Untergange andererStaaten überschicken?

Damit nun aber alle gedeiliche Anstalten, und nützliche Befehle unverletzet fürdauren, so muß einem weisen Policeyrathe ein vollständiger Gewalt beygeleget werden, welcher ohne erheblichsten Ursachen von einem höhern Richter weder jemal gehemmet, oder eingeschränket, noch viel weniger aber aufgehoben werden soll: weil ansonst die erspießlichsten Anordnungen, und heilsamsten Gebothe gänzlich zernichtet wurden.

In jenen unseligen Staaten, wo nur die Armen, und Leute eines niedern Standes Sklaven der Gesetze seyn müssen, reiche, und ansehnliche Personen aber sich über die landesherrlichen Gebothe willkührlich hinaus schwingen dörfen, werden die heilsamsten Anordnungen, und Befehle niemal eine Frucht tragen, sondern von selbst verfallen.

Alle, alle Stände, Geistliche, und Weltliche, Hohe, und Niedere sind Bürger, und



Glieder des Staates; alle sind also an die Gesetze gehalten: wo man dem einen, oder andern Stande durch die Finger sieht, und menschliche Ehrfurcht gebrauchet, da wird die Policey zu einem zerbrechlichen Gewebe, welches sich nicht zusammenhalten läßt, und gleich wiederum zerreißt.

Die Policey ist die Seele des Nährstandes, und aller anderer ersprießlicher Unternehmungen. Nichts kann ohne derselben zur gänzlichen Vollkommenheit gereichen; und die Gesetze werden ohne ihr immer nur eitle, und willkührliche landesherrliche Befehle verbleiben.

Was helfen einem Lande die erhabensten Plane zu nützlichen Einrichtungen, zur Abhelfung seiner Beschwernisse, wenn die erste aufgestossene, auch geringste Schwierigkeit dieselben hintertreiben darf: und wenn man einem untern, wohl einsehenden Richter, welcher mit der Festigkeit einer redlichen, und erleuchtesten Seele die triftigsten Vorstellungen machet, den annahenden entsetzlichen Schaden, und daraus entstehenden Untergang seiner Mitbürger mit wehemüthigsten Zügen entwirft, die untrüglichen Mittel zur Rettung

vorschlägt, und dieselben klar beweist, nicht einmal ein geneigtes Gehör gestattet; sondern dessen edle Rathschlüsse mit einer ausgearteten Verachtung ansieht.

Auch ein solcher Richter muß endlich ermatten um nicht die Zielscheibe der Verfolgung zu werden: und nichts wird bey dem Unglücke des Vaterlandes sein großmüthiges, und fühlendes Herz als jenes Bewußtseyn zu trösten vermögen, daß er seine Pflichten standhaft, unerschüttert, uneigennützig, und mit unbiegsamer Redlichkeit befolget habe.

Sehen Sie also, wie untrüglich der Satz sey: Daß die unzerstörliche Glückseligkeit eines Staates, das sonderheitliche, und allgemeine Wohl bloß, und allein auf einer wohl angeordneten, vernünftig, und rühmlich verwalteten Policey beruhe.

Unterricht. *
von der Sammlung des Nadelholzsamens.

Erstlich ist zu wissen, daß der Same von den Tannen, oder sogenannten Weißtanne nicht nur schon

*) Da man schon öfters den Wunsch geäußert: daß dieses Stück wegen seinem Nutze jedermann bekannter seyn sollte, so habe ich es hier wieder einschalten wollen.

schon im November, auch in manchen Jahren, oder sonst gut gelegenen Orten, im Oktober reif und zeitig wird, sondern auch gleich darauf und bis Martini abfliegt, oder ausfällt; also, daß man die Zapfen zeitlich sammeln muß, da sonst öfters schon mit Ende Novembers kein Same mehr in denselben zu finden wäre. Hingegen hat es

Zweytens mit dem Fichten- Föhren- und Lerchenbaumsamen keine solche Eile; denn er wird zwar auch im November und December vollkommen reif: fällt aber, oder fliegt erst mit Ende des Februars, oder im März aus: und kann folglich in den Zapfen von November an, bis in Februar gesammelt werden.

Drittens ist zu merken, daß die abgefallenen Zapfen nichts nutz sind; indem sie entweders von den Würmern verdorben, oder doch der Samen daraus schon längst abgeflogen ist: daß also alle Mühe, wenn man sie sammeln wollte, ganz vergebens wäre.

Viertens sind auch nicht alle Zapfen, die noch am Baum hangen, gut und samenträchtig; weil auch diejenigen, aus welchen der Samen schon abgeflogen, noch lange Zeit: oft bis ins zweyte Jahr an den Aesten hangen bleiben. Daher man auch diesen Umstand in Acht nehmen muß, wenn man nicht vergebliche Mühe haben, und leere statt guten Zapfen nach Haus bringen will. Diese, nämlich die guten sind aus ihrer Schwere und geschlossenen Schuppen leicht zu erkennen, sobald man nur einigemal damit umgegangen ist.

Fünf-

Fünftens, kömmt vieles darauf an, daß man von denjenigen Bäumen, welche vom November bis in den Februar ohnedem gefällt werden, alle gute Zapfen sammeln lasse; denn dieses kostet die wenigste Mühe, da man von den auf der Erde liegenden Aesten die Zapfen nur fleißig abstreifen, und nach Hause schaffen lassen darf. Wiewohl der Forster auch da sein Aufmerken tragen muß, daß dennoch der abgeholzte Grund genugsamen Samen behalten möge. Von den stehenden Bäumen aber müssen die Zapfen schon mit einer leichten Stange abgeschlagen, doch so viel möglich die Aeste geschont werden; weil die guten Sambäume just die von dem besten Alter, und in mancher Gegend rar sind, und also sorgfältig erhalten werden müssen, um in andern Jahren auch wiederum Samen zu bekommen; indem die Holzsamen zuweilen in mehrern Jahren nacheinander nicht gerathen, welches auch die Ursache, warum öfters auf einem guten Holzboden doch kein junger Anflug zu sehen ist. Man begreift also ganz leicht, daß man noch weniger einen Baum etwa deswegen umhauen soll, weil er vielen Samen trägt, der sodenn leicht zu bekommen wäre; denn dieß wäre gehandelt, wie die Wilden thun, die jeden schönen Baum niederschlagen; nur damit sie seine Früchten ohne Mühe bekommen mögen.

Sechstens kömmt zu bemerken, daß man viele Zapfen haben muß, um einen Metzen Samen zu bekommen; denn die Zapfen sind klein und groß, und enthalten folglich bald mehr bald weniger

niger Körner, worunter auch viele taube, oder von Würmern angegriffen sind, welche nicht ausfallen. Und aus dieser Ursache kann man nie der Zapfen zu wenig sammeln. Wiewohl allzeit auch der Bedacht genommen werden muß, daß diejenigen Orte, die selbst einer Besamung bedörfen, mit dem Zapfenbrechen verschonet werden. Es weiset sich auch von selbst aus, daß man die Zapfen von den verschiedenen Sorten des Nadelholzes nicht untereinander mischen, sondern jede Gattung besonders halten muß, damit reiner unvermischter Lerchensamen, und so wiederum reiner Tannen- Fichten- und Ferchensamen zu haben ist. Hat man aber genug Zapfen; so kömmt es darauf an, daß der Samen aus denselben gut, und unverdorben erhalten werde. Welches

Siebentens also geschieht, daß man in einer warmen, und täglich wohlgeheizten Wohnstube in der Höhe eine Lade macht, die lebenslänglich dauert, auch gar nicht kostbar seyn kann: in welche die Zapfen geschüttet, und täglich einigemal umgerührt werden, bis sie abdorren, und die Schuppen sich öffnen, daß der Samen ausfällt, welchen man von Zeit zu Zeit herausnimmt, und in einem kalten, aber nicht feuchtem Ort aufbewahrt. Man merke, daß der ausgefallene Samen nicht lang in der warmen Stube bleiben dörfe; denn es ist immer besser, wenn täglich, was ausgefallen, herausgeschafft, und wie eben gemeldt, in die kalte Luft gebracht wird.

Es ist jedoch noch eine andere Art und Weis, den Waldholzsamen auszumachen, welche vor der

eben

eben erwehnten den Vorzug in Vielweg hat, und deswegen auch allen, die Gelegenheit dazu haben, anempfohlen werden muß. Nemlich

Achtens die Zapfen in der freyen Luft und Sonne zu halten, bis sich die Schuppen öffnen, und den Saamen fallen lassen; denn dieses ist der Natur mehr, als die Stubenwärme gemäß, und der solchergestalten erhaltene Saame verliert destoweniger von der Eigenschaft, wenn er einen guten Anflug von Holz geben soll.

Man schlägt in dieser Absicht drey oder vier schlechte Bretter, jedes 10 - 12. Schuhe lang zusammen, daß nichts durchfallen kann. Auf den vier Seiten wird gleichfalls überall ein Bret nach der Höhe von ungefähr 1. Schuh angeschlagen: so, daß ein länglichter Verschlag oder Lade heraus kommt. In diese Lade wird ein Gitter, wie ein Hünergitter, wovon die Sprisseln nur einen Zoll weit von einander abstehen, eingelegt, daß es ungefähr 2. Zoll vom Boden absteht, welches mittelst hölzernen Nägeln oder auch nur mittelst Steinen, die man auf den Boden legt, ganz leicht geschieht. Auf das Gitter legt man die Zapfen, welche nicht durchfallen können, in die freye Luft, daß sie Thau und Sonne haben, so lang, bis sie, wenn man sie öfters durch einander rührt, ihre Schuppen öffnen, und den Saamen fallen lassen, der desto besser ist; weil er solchergestalten, wie an dem Baum zum natürlichen Ausfliegen gebracht wird. Das Gitter ist nothwendig; weil der Saame durchfällt, und also von dem Winde nicht verführt werden kann, wie es

son-

sonsten geschehen würde, da er bekanntermassen seine Flügel hat, die ihn sehr weit forttragen könnten.

Auch versteht es sich, daß man die Laden bey etwa einfallenden schweren Regen mit alten Brettern bedecken müßte.

Ist nun der Saamen auf die eine oder andere Weis rein und Gut ausgemacht, welches man durch die Probe erfährt, die in Zeit 14. Tagen vollendet ist: so hat er einen ziemlichen, die aufgewandte Mühe wohl verlöhnenden Werth.

Uebrigens leuchtet es jedermann von selbsten in die Augen, daß die Sammlung des Nadelholzsaamens eine leichte, und eine höchst nützliche Sache sey. Eine leichte Sache; weil sie wenig Mühe kostet, und durch Anstellung armer Leuten zu einer Jahrszeit geschehen kann, wo ohnedem wenig zu verdienen ist.

Eine höchst nützliche Sache; weil man diesen Saamen an so vielen Orten, wo junger Anflug fehlt, und daher Holzmangel, oder wenigst Theurung zu beförchten ist, zur Holzsaat verwenden kann; anstatt, daß er, wenn er nicht gesammelt würde, unnütz verfaulen müßte.

Es mögen sich auch diejenigen, die sich auf diese Saamensammlung verwenden wollen, ihre Mühe nicht gereuen lassen; indem ihnen nicht nur gedachtermaßen der Samen gut bezahlt wird, sondern auch die Zapfen selbsten, wenn schon der Saamen heraus ist, noch zur Feurung in Oefen besser, als das Holz selbsten zu gebrauchen sind, und endlich die Aschen davon in Gärten und Wiesen fürtrefliche Dienste thut. Weil sie das Mieß

der

vertreibt, und einen Dünger abgiebt, der das schönste Gras lange Jahre reichlich wachsen macht. Verfaßt den 25. Sept. 1780.

Beschreibung eines neuen sehr unkostspieligen Blizableiters.

Auf widerholtes Ersuchen mache ich nun die Beschreibung meines mit gutem Erfolge schon an mehreren Orten aufgerichteten Blizableiters nebst dessen Abbildung bekannt.

Die einfachste Art desselben ist in Fig. *a.* zu sehen. An sich selbst ist zwar jede Wetterfahne, mit gehöriger Ableitung versehen, ein Blizableiter, wenn dessen oberster Teil zugespizet ist. Allein die Horizontal ausgeschwungenen Seitenstängchen *e. e.* tragen teils zu einer stärkeren Wirkung, teils zu einer Zierde, und in Fig. *b.* auch zu einem meteorologischen Spiele bei.

Vielen wollten die auf den Gebäuden so düsterlich aussehenden Kreuzfiguren der hemmerschen Blizableiter nicht gefallen; und da mir aus den Gründen der Gewitterelektrizität die Menge der horizontalliegenden Spizen in Nähe der Vertikalen wenigst überflüssig schien, so gerieth ich auf den Einfall, eine minder grabmässige, auch einfachere Figur an ihre Stelle aufzunehmen.

Mein Blizableiter Fig. *a.* besteht aus einer 5 bis 6 Schuhe langen eisenen Stange von beliebiger Dike; doch mus sie auch nicht gar zu dünne angenommen werden, um von der Höhe des Gebäudes etwas sichtbar zu sein. An dise Stange, welche oben und unten zugespizet ist, wird an die oberste Spize *f.* beiderseits ein eisenes Stänglein *e.* angeschweißet, welches bogenförmig ausgeschlungen ist und sich ebenfalls in Spizen endiget.

Die auf dise Art zugefertigte Stange wird nun mit der untersten Spize *g.* in einen hölzenen Balken von beliebiger Dike (versteht sich, nach Symmetrie)

trie)



trie) eingesenket. Diser Balken wird von Aussen mit Blech überzogen; erhält ohngefähr eine konische Gestalt, und wird auf dem First des Daches, wie Fig. *f*. zu sehen ist befestiget. Hierauf geschieht die Verbindung der Eisenstange an den Orten 1. 2. mit dem Eisendrathe über den ganzen First, und die Dachfähnen, wie gewöhnlich; so auch die Abteilung.

Fig. *b*. ist der nemliche Blizableiter; aber mit sehr dünnen Eisenstängchen *H. H.*, welche unten an *i. i.* angeschweisset sind, und mit ihren Spizen bis auf einen Zoll an die oberen in *e. e.* reichen, versehen ist. Dise Art dienet dazu, auf das man zur Zeit einer etwas tiefer hängenden, sehr elektrischen Gewitterwolke auch die Wirkung der Zugkraft des Eisens wahrnehmen könne. Denn man wird während des Hochgewitters den sogenannten Penicillus, oder die Ausströmung der elektrischen Feuermaterie von einer zur anderen Spize beiderseits ganz deutlich beobachten können. Aus der Beschreibung selbst kann man ermessen, wie unkostspielig das Ganze sein müsse. Meines Wissens ist noch keine Aufrichtung diser Art über 14 bis 15 Konventionsthaler zu stehen gekommen; versteht sich, wenn unnötige Verzierungen weggelassen werden.

Ist das Gebäude grösser, und geräumiger, so können zwei dergleichen Ableiter an den Eken des Firstes angebracht werden. Doch finde ich es nicht sehr nötig, da die Wirkung des Eisens in eine zusammenhängende Gewitterwolke, oder in eine schwangere Atmosphäre nichts weniger als einen kleinen Umkreis haben kann.

Fig. *d*. ist eine Art von den sogenannten Hagel, oder Wetterstangen, welche zur Reinigung der Atmosphäre auf Anhöhen, oder auch auf ebenen Flächen aufgestellet werden. Das Ganze besteht in einer beliebig hohen, diken Stange von Holz, in welche eine eisene, zugespizte Stange oben eingekeilet ist.

Wer nähere Erläuterung verlanget, beliebe sich unmittelbar an mich unter meiner Addresse im Zeitungskomtoir zu melden. Prof. Lor. Hübner.

Baierisch-ökonomischer

Hausvater,

oder

gesammelte Schriften der Kurpfalzbaierischen Gesellschaft sittlich, und Landwirthschaftlicher Wissenschaften in Burghausen mit Anmerkungen, und vielen neuen Zusätzen.



Nebst einem Kupfer, und Beschreibung eines neuen sehr unkostspieligen Blitzableiters, dann Hagel, oder Wetterstang.

Des dritten Jahrgange erstes Stück.

München im Verlage des Verfassers, und bey Franz Xaver Freidtmayer bürgerlichen Buchbinder in der Schäflergasse zu finden, 1783.

Baierisch-ökonomischer

Hausvater

zum Nutzen und Vergnügen.

XXV. Stück. August 1781.

Fortsetzung der ökonomischen Regeln für den Monat August.

Im Felde. Grummath machen, und einführen. Die Wiesen, wo man Gelegenheit hat, wäßern. Lauber von Eichen, Birken, u. d. gl. sammeln, und heimbringen, weil solche ein treffliches Futter für Schafe, und Ziegen ist. Die späten Steckrüben, wann der Mond voll ist, säen. Alles, was von der Aernte noch auf den Feldern an Getreid zurückgeblieben, einführen, nicht minder den zeitigen Haber hauen. Den Dünger auf den Brachfeldern soll man nunmehr auch breiten lassen.

Im Garten. Zwiebel, Knoblauch, so man dergleichen aus der Erde genommen, auf den Boden streuen, und einige Zeit so liegen lassen, damit solche trocknen, und zum Aufheben tauglich werden. — Die Samen, so zeitig, behörig abnehmen, deswegen Acht tragen, daß solche nicht ausfallen. Den im vorigen Monat gesäeten Kopfsalat, und Winterendivie in ein gutes Erdreich verpflanzen. — Knoblauch zusammenbinden, und bis man ihn wieder verpflanzet, aufhängen. — Den weißen Kopfkohl fleißig abblatten, wo sodann die Köpfe desto schöner, und größer wachsen. — Majoran, Thymian, u. d. gl. das leztemal abschneiden.

Im Baum- und Obstgarten. Den beschädigten Bäumen helfen, nach den Pfropfern sehen; sollten einige Reiser am Stamme solcher gepfropfter Bäume auswachsen, solche abnehmen. An den hochstämmigen die Wasserreiser abmachen, denn sie seyn den Früchten, als den Stämmen selbst schädlich.

Vom Viehe. Die Schweine in die Eicheln treiben, auch auf andere Weise solche fett machen. Die Hahnen kapaunen. Von

Von der Bienenzucht. Nun ist die beste und reichlichste Aernte fast gänzlich vorüber, nur wenige Kräuter sind noch zu derselben Nahrung vorhanden; auch geht in diesem Monat der bekannte Drohnenmord für sich, weil die arbeitsamen Bienen diese unnützen Fresser, die sie nicht mehr nöthig haben, vertilgen, und tödten.

Von der Fischerey. Um Bartholomä nehmen die Fische am Gewicht zu, weil die Zeit ihres Wachsthumes vorüber ist. — Fortfahren die Teiche auszumachen, auch verschiedenes Geröhre, so die Binder brauchen, schneiden. — In Weihern und andern fischreichen Wässern das Hanf- und Flachsrösten verbiethen, weil solches den Fischen äußerst schädlich ist.

Im Hause. Man richtet die Getreidböden, und Kästen her, reiniget sie vom Staube, und andern Unrath, traget Sorge, daß Mäuse und Ratzen keinen Zugang finden. — Das ausgedroschene Stroh soll man nach seiner verschiedenen Gatung sonderlich verwahren. — Frühezeitig abgefallenes und unzeitiges Obst zum Branntweinbrennen, oder zu Essig verbrauchen. — Kleider, und anderes Hausgeräth sinnern.



Abhandlung von der unentbehrlichen Nothwendigkeit der sämmtlichen Cameralwissenschaften in einem weisen Staate. Von Ignaz Hübner der Rechte Lict. und churpfalzbaierischen Hofgerichtsadvokaten, dann der churfürstlichen Gesellschaft sittlich = und landwirthschaftlicher Wissenschaften zu Burghausen wirkl. Mitglied.

Noch nie, daß ich es gleich Anfangs frey gestehe, noch nie überfiel mich eine so große Schüchternheit, und noch nie empfand ich so vielen Widerstand, und häufige Schwierigkeiten, etwas in die gelehrte Welt zu wagen, als eben dießmal. — Ich soll eine Abhandlung halten, vor einer Versammlung solcher Männer, derer Gelehrtheit in allen sittlichen Ländern, und Reichen verherrlichet glänzet. — Eine Materie, welche die **Wohlfahrt, und die Glückseligkeit eines Staates** selbst angeht, soll unter meinen Händen aufkeimen. — Sind dieß nicht Schwierigkeiten, die mich schüchtern machen, und abschrecken könnten, etwas in die gelehrte Welt zu schreiben, da ich zugleich meine geringen Kräfte zum Genügen erkenne?

Unser würdigster, beständiger Vicepräsident Freyherr von Hartmann, das Muster eines gelehr-

lehrten Adels, half mir endlich, alle diese Hindernisse überwinden, und jene furchtsamen Gedanken, die sich schon meiner fast ganz zu bemächtigen schienen, glücklich zerstreuen.

Ich wage es daher mit mehr beherztem Muthe über die **unentbehrliche Nothwendigkeit der Cameralwissenschaften in einem Staate** meine Gedanken zu eröffnen. — Erwarten Sie aber nicht von mir eine mit vielem Wortgepränge ausgekünstelte Wohlredenheit, sondern urtheilen Sie nur, ob ich ein Bischen richtig zu denken fähig sey.

Die Wahrheiten, die ich hier anführen werde, sind nicht neu, aber sie scheinen zuweilen vergessen zu werden, besonders in unsern Zeiten, wo manche Menschen bloß auf dem Privatinteresse ihre höchste Glückseligkeit gründen.

Die ersten Menschen lebten nur in häuslichen Familien zusammen, die aus dem Hausvater, als ihrem Oberhaupte, dann der Hausmutter, Kindern, und Dienern bestunden. — Alle diese hatten ihre Gesetze, die der Hausvater gab, um seine **häusliche Wohlfart** zu besorgen.

 Solche

Solche Familien waren damals in einem Distrikte Landes viele ansäßig, ohne daß eine von der andern abhieng; sondern eine jede suchte für sich allein ihren Nutzen, und wie sie sich vor anderen am meisten bereichern, und empor schwingen könnte. — Daher geschah es, daß die Familien sich selbst untereinander die Ruhe störten, die stärkeren den schwächern das Ihrige hinwegrafften, und diese fast gänzlich aufrieben.

Die Schwächern also, um ihre Sicherheit gegen den Anfall der Stärkern zu behaupten, verbanden sich mit mehreren nachbarlichen Familien, die mit ihnen gleiches Schicksal litten, um mit vereinigten Kräften ihre Ruhe, und Wohlfart zu schützen. — Man sah von dieser Verbindung die guten Wirkungen. — Sie übertrugen demnach das oberste Regiment, oder die **Besorgnisse ihrer gemeinschaftlichen Glückseligkeit** entweder einem, oder mehreren, welche nämlich die tauglichsten, und geschicktesten waren dieselben zu befördern, oder sie behielten es sich selbst bevor, und so machten sie sich allgemeinnützliche Gesetze.

Diese

Diese aus mehreren einzelnen Familien vereinigte Gesellschaft nennet man **Staat**, dessen einziger Endzweck auf **die gemeinschaftliche Glückseligkeit** abzielet.

Jene Wissenschaft, welche lehret, wie man diese gemeinschaftliche Glückseligkeit eines Staates befördern möge, heißt die **Cameralwissenschaft.**

Die gemeinnützliche Wohlfart der verschiedenen Familien, und Stände, aus denen der ganze Körper des Staates, als aus so vielen nothwendigen Gliedern besteht, — die Aufrechthaltung der Religion, — eine weise wohlthätige Regierung, — die gute Erziehung der Jugend, — der blühende Zustand der Wissenschaften, — die Fortpflanzung des Feldbaues, — die glückliche Verbesserung der Stadt- und Landwirthschaft, — der Flor des Finanz- und Handlungswesens, — die Aufnahme der Gewerbe, Fabriken, Manufakturen, und übriger mechanischen Künste 2c. sind **die Gegenstände** dieser Wissenschaft.

Einige



Einige nennen im engern Verstande nur das die Cameralwissenschaft, welches zeiget, wie man die Kammereinkünfte der Landesfürsten vermehren, und ihre Güter wohl und klug verwalten soll. * — Allein, kann man wohl in diesem Betrachte die Glückseligkeit der fürstlichen Kammern befördern, wenn man nicht

* Um allen Einwürfen, und dem unerfindlichen Tadel gewisser Afterklüglinge, und eingebildeter Kunstrichter, wegen welchen man mit billigstem Schmerzen aufrufen darf:

A quels Hommes grand Dieu livres tu les Sciences!

kräftigst vorzubiegen, muß ich hier anführen, daß ich in gegenwärtiger Abhandlung die Cameralwissenschaften nicht im engen Verstande, sondern in ihrem ganzen Bezirke mit allen dazu erfoderlichen Theilen, und Wissenschaften vorstelle, und die Wege anzuzeigen mich beeifere, durch welche man ein wahrer, vollkommener Cameralist werden kann, als wozu verschiedene einzelne Wissenschaften gehören, um sohin im Ganzen ein ächter Cameralist zu seyn. — Alle diese Wissenschaften, worunter die Policeywissenschaft ein unentbehrlicher Hauptheil ist, wenn sie wie eine Kette aneinander hängen, und vereinbaret gedeilichst in die Bewegung gesetzet werden, zeigen erst alsdann den vortrefflichen, wahrhaft nützlichen Cameralisten in völligem Glanze zum untrüglichen Wohl der Fürsten, der Staaten, und aller einzelnen Stände.

nicht zugleich auf die **Beförderung allgemeiner**, und **sonderheitlicher Glückseligkeit der Unterthanen** sein Augenmerk richtet? — Oder, kann man wohl jenen einen **wahren Cameralisten** nennen, der die Einkünfte eines Regenten bloß von den Einkünften der Unterthanen durch allerley Erpressungen herzuleiten, und also zu vermehren suchet, da er unterdessen jene Quelle dadurch stopfet, woraus sonst **das Wohl der Kammer** geflossen war? — Jener ist also nur ein wahrer Cameralist, der die **Wohlfart der Unterthanen** mit der **Wohlfart seines Regenten** schicklich, und genauest in allen Theilen, und Gegenständen, so wie ich sie vorstelle, zu verbinden weis.

Um diesen allgemeinen Endzweck desto gewisser zu erreichen, so muß man zuvor den Staat, — das Genie, und die Sitten der Bürger, — die Natur des Landes, und ihrer Produkte, * — und

* Unser beständiger Vicepräsident Freyherr von Hartmann hat mit den unverwerflichsten, bündigsten Beweisen in seiner Abhandlung: **Von der unentbehrlichen Nothwendigkeit, die Naturkunde in jedem weisen Staate zu lehren**, bereits dargethan, daß keine



— und endlich die Regierungsform des glücklich zu machenden Staates, ob sie nämlich monarchisch, demokratisch, oder aristokratisch sey, auf das genaueste kennen.

Und denn muß man auf solche Mittel denken, die nothwendig, und unmittelbar das allgemeine Beste eines Landes befördern können. — Hiezu brauchet es Ueberlegung, wenn man anders den Nutzen des Landes unbeschädiget, und vermehrter erzeugen will.

Der Regent, und **der Unterthan** müssen daher **die Glückseligkeit des Staates gemeinschaftlich befördern**, so wie kein Glied eines Körpers, wenn derselbe vollkommen gesund ist, krank, und unnütz seyn muß. — Aus diesem entspringen nun **die Pflichten** des einen, wie des andern.

Der Wohlstand des Regenten, und **der Unterthanen** soll demnach unzertrennlich, und vollkommen vereinbaret beysammen seyn,

auch

ne Wissenschaft, folglich auch die Cameralwissenschaft ihre Vollkommenheit ohne Naturkunde jemals erreichen werde. (Sieh IV. B. S. 720.) — Ich setze also diese nothwendig voraus.

auch auf solche Weise unzerstörlich vereinbaret erhalten werden. — Daraus, saget **Herr von Justi**, entspringt die wahre Stärke eines Staates; denn es besteht dieselbe hauptsächlich in dem gemeinschaftlichen Vertrauen, das ein weiser Regent, und glückliche Unterthanen eines beträchtlichen Staates gegeneinander haben.

Nachdem nun sowohl der Monarch, als der Unterthan zur Beförderung des allgemeinen Bestens verbunden sind, so giebt es auch **Mittel** dazu auf Seite des Monarchen, und auf Seite des Unterthanes.

Die Glückseligkeit der Unterthanen wird auf Seite des **Monarchen** befördert, wenn dieselben durch dessen weise, und vorsichtige Anstalten **sicher, ruhig**, und bequem ihr Vermögen genießen können.

Daraus folget nothwendig, daß sie von aller sowohl innerlicher, als äußerlicher Gewaltsamkeit befreyet, und das Land in einer solchen Beschaffenheit seyn müsse, wodurch ein jeder nach seinem Stande reichlich, und bequem leben,

auch



auch die jährlichen Abgaben ohne merklichen Schaden seines nothdürftigen Unterhaltes leisten kann. — Mithin muß in einem wohleingerichteten Staate Reichthum, und Sicherheit befördert werden, damit die Ordnung, und die Harmonie darinn bestehen möge.

Wer wird nicht die Nothwendigkeit dieser so nützlichen Wissenschaft für jeden weisen Staat daraus beurtheilen können, da ich die wesentlichen Theile derselben so genau zu berühren suche? — Ich werde mich also an diese Ordnung weiters halten.

Ich habe die Sicherheit, und den Reichthum, als untrügliche Zeichen eines wohleingerichteten Staates angegeben. — Die Sicherheit muß also sowohl in, als außer dem Staate befestiget werden.

Wenn ein Monarch für kräftige Bündnisse, und Allianzen mit auswärtigen Staaten, für Erhaltung des Friedens, und endlich für ein gutes, zahlreiches, wohlgeübtes Kriegsheer sorget, so wird der äußerlichen Sicherheit hinlänglich

gefroh-

gefrohnet seyn. — Nicht der gehäufte Reichthum, — nicht ein schreckbares Kriegsheer sind allzeit die Stütze eines Reiches, sondern die glücklich getroffenen Bündnisse, und Allianzen mit benachbarten, oder anderen mächtigen Völkern. * — Man muß aber zuvor mit der genauesten Scharfsinnigkeit zu entwickeln suchen, ob die Bündnisse vortheilhaft, und zum Nutzen des allgemeinen Bestens hinreichend genug seyn.

Man bedienet sich dazu meistentheils der Gesandten, die aber nicht von einem bloßen Ohngefähr entstehen müssen, sondern welche ohne andere Absichten weise, zu diesen hohen Ehrenstellen gleichsam berufene, taugliche, erfahrene, geschickte, kluge, verständige Männer, und dabey eines wirksamen, und durchdringenden Geistes seyn sollen.

Die Errichtung der Bündnisse mit fremden Nationen zielet fast allzeit dahin ab, den Frieden in einem Staate zu erhalten: denn nichts verursachet den Sturz eines Landes gewisser, als Kriege, und Mishälligkeiten. — Wer den Ver-

lurst,

* Sallustius in Jugurth. c. 10.



lurst, und Gewinn dabey ausrechnet, dem kann die Wahrheit dieses Satzes unmöglich verborgen bleiben. — Wie oft werden hundert Millionen, um zehn zu erhalten, der kriegerischen Wuth aufgeopfert? — Was nutzet es wohl manchem Staate, unzählige Siege über seine Feinde erfochten zu haben, da selber entzwischen beym siegreichen Einzuge seine Länder verwüstet, und etliche tausend unglücklich gewordene Einwohner ihres reichlich gehabten Vermögens beraubet sehen muß?

Ich will dadurch keineswegs gesagt haben, daß man nicht kriegen müsse. — Aber nicht Ruhmsucht, und kriegerischer Stolz, sondern das **Beste des Staates** allein muß dem Fürsten die Waffen in die Hände geben.

Es ist also unumgänglich nothwendig, ein nach den Staatskräften **zahlreiches, wohlgeübtes Kriegsheer** auf den Beinen zu halten, damit in jenem Falle, wenn andere kräftige Mittel nichts mehr auszurichten vermögen, aller Gewalt vorgebogen, und die **äusserliche Sicherheit** der Unterthanen behauptet werden könne.

Ein

Ein Kriegsheer muß stets in den Waffen geübet werden; man muß es immer in einer guten Zucht, und Ordnung halten; und ihm niemals Ausschweifungen gedulden, wodurch die Sitten geschwächet werden können, und woraus oft einem Lande großer Schaden zuwächst. — Man muß aber auch gute Offiziere wählen, die diese Ordnung zu erhalten wissen, und die schon zuvor lange zu gehorchen gelernet haben, ehe sie zu befehlen anfiengen: — denn der Offizier ist die Seele des Soldatenkörpers, zu dessen Bewegung große Geschicklichkeit, und eine langwierige Uebung unstreitig erfodert wird.

Wenn man aber gute, erfahrne, kluge Offiziere haben will, so muß man ihnen auch einen ehrlichen Unterhalt reichen. — Der Charakter ist ansehnlich, die Regimentsausgaben groß, und die Zeiten verschlimmert, also, daß sie bey ihrem wenigen Gehalte ihren Stand mit Unwillen zu ertragen, oder Mittel, die sie unumgänglich ins Verderben stürzen, zu ergreifen gezwungen sind. — Die Besoldung, welche man jezt den Offizieren giebt, saget **Herr von Carraccioli**, möchte etwa vor 100 Jahren gut gewesen seyn: allein

alle

alle Unkosten, und Ausgaben haben sich dermal ganz ungemein vermehret.

Wenn nun einmal der äußerlichen Sicherheit gesteuert ist, denn kann man ruhig auch auf die **Beförderung der innerlichen Sicherheit** denken.

Wie könnte aber diese am ersten erreichet werden? — Ich will auf diese Frage, so viel, als meine geringe Einsichten vermögen, kurz antworten.

Ein Regent, der in seinem Lande Ruhe, Frieden, und Einigkeit erhalten will, muß gegen alle Stände **ein liebreicher Vater**, — **ein wahrer Menschenfreund** seyn. — Mit Güte, Großmuth, und Wohlthaten muß er den Unterthan zu behandeln suchen. — Durch Zwang verdirbt man oft alles: und das einzige Wort, **du mußt**, hat oft die herrlichsten Vorschläge, und Anstalten zernichtet. — Nur denn muß man mit mehrerem Ernste gegen den Unterthan verfahren, wenn er gar zu stützig, und eigensinnig, und die National-Bildung noch gänzlich vernachläßiget ist. — Es gehöret demnach viel dazu, um

um ein guter, wahrer Cameralist zu seyn.

Wenn also * ein Regent seine Unterthanen liebet, und nach seinen theuersten Pflichten ihre Liebe zu erhalten, zu einer Hauptabsicht gemachet hat; wird er wohl, wenn er unumschränkte Gewalt dazu hätte, zu ihrem Nachtheile seine Finanzen zu vermehren trachten? — Wird er die Staatseinkünfte Fremden in die Hände spielen, und nicht vielmehr durch Cirkulation unter seinen Unterthanen, durch solche Anstalten, wodurch Dürftigen auf die beste Weise Brod verschaffet wird, die Kräfte seines Staates zu erhalten suchen?

Bey seinen rechtschaffenen Absichten wird er zwar geschickten Cameralisten die Sorge anvertrauen, die Staatseinkünfte auf die vortheilhafteste Art zu erheben, — Einnahme, und Ausgabe regelmässig zu ordnen. — Er wird Vorschlägen einer klugen Staatswirthschaft gerne Gehör geben, und wie durch Entdeckung neuer Quellen, durch bessere Benutzung der Landesprodukte, durch neue Gewerbe, durch Beförde-

* Feders prakt. Philos. III Haupst. II Abschnitt. §. 31.



rung des Credites, und der Handlung, durch angemessene Aussicht auf die Privatökonomie, oder sonst, die Reichthümer des Landes, und also auch nebst den Staatseinkünften die **innerliche Sicherheit** vermehret werden könne. — Aber allemal muß sein Intresse dem Interesse des Landes untergeordnet seyn. — Soll nun nicht ebenfalls **ein Regent selbst ein guter Cameralist** seyn?

Die innerliche Sicherheit wird noch mehr befestiget, wenn man **alle Stände des Staates** genauest **beobachtet.** — Kein Stand muß sich solcher Rechte anmassen können, wodurch der andere Stand unterdrucket würde; denn alle, der Niedere, wie der Hohe, der Arme, wie der Reiche, der Staatsmann, wie der Handwerker, der Bürger, wie der Bauer sind unentbehrliche Glieder eines Staates: und die Glückseligkeit des Ganzen muß ja nothwendig auch die Glückseligkeit eines jeden werden.

Lindenberg machte hierüber folgende Anmerkung: — Mich deucht, saget er, es ist ein Hauptvortheil für einen Staat, wenn alle Stände in gehörigem Gleichgewichte sind. — Sie

sind

sind alle zu Erhaltung des Ganzen nöthig. — Sie müssen also alle, in dieser Absicht betrachtet, in ihrem Werthe bleiben. — Es ist nicht gut, wenn die Kaufleute Fürsten werden; aber der Handel fällt, sobald man sie zu geringe schätzet. — Es ist gefährlich, dem Adel eine allzugroße Gewalt einzuraumen, und eben so schädlich, ihm gar keine zu lassen. — Wenn die Bauern Bettler sind, so ist das Land arm, und wenn sie Herren werden, ist es in Gefahr; denn der Bauer wird gestrenger, wie sein Junker. — Das uneingeschränkte Ansehen der Geistlichen könnte Unordnungen erregen. — Aber die Verachtung derselben zieht noch größere nach sich. — Wo der Soldat alles gilt, leiden die Gesetze Noth; wo man ihn aber gar nicht schätzet, muß das Land vor seinen Nachbarn zittern.

Wenn man ferner die **innerliche Sicherheit** befördern will, so muß man dem gedrückten Unterthane durch genaue Ausübung einer **schleunigen, einförmigen, und unparteyischen Gerechtigkeit** aufzuhelfen trachten.

Zur Handhabung der **Gerechtigkeit**, als der vornehmsten Pflicht eines Regenten, werden



weise Gesetze erfodert, die nur auf das gemeine Beste allein abzielen: — denn jedes Gesetz muß sowohl die Wohlfart dessen, der es zu erfüllen suchet, als den Nutzen des ganzen Staates befördern.

Die Gesetze müssen von allen heilig erfüllet werden; also müssen für derer Beobachtung die Obrigkeiten, als die eigentlichen Handhaber der Gesetze mit der strengsten Genauigkeit sorgen.

Eine obrigkeitliche Person soll ein Mann ohne Leidenschaft seyn: der daher ohne andere Nebenabsicht jenem das Recht zusprechen soll, dem es gebühret. — Geldbegierde (dieser unselige Abgott unsrer Tage) soll ihn nicht verleiten, das Recht zu verkaufen: — und keine Freundschaft, wenn sie auch die nächste wäre, soll ihn bewegen, den reinen Absichten, und dem Vertrauen, das sein Fürst in ihn setzet, entgegen zu handeln.

Wenn ein solcher Mann über allen Privatanhang, und andere Absichten weg ist; — wenn er selbst ein guter Bürger, mit einem Worte, ein Kammeralist ist, so werden sich seine Handlungen, zu denen ihn die Ehrlichkeit bewogen hat, nur

nur auf dem allgemeinen Nutzen, und auf der Gerechtigkeit gründen. — Er wird nur für die Wahrheit den Mund öffnen: — seine Seele wird ihm nichts vorzuwerfen haben, auch die Kabalen listiger Hofleute nicht.

Wer einem Amte nach seinen aufhabenden Pflichten vorstehen will, der muß auch die dazu erfoderlichen Wissenschaften besitzen. — nichts kömmt mir abentheurlicher vor, als wenn Richter mehr nach ihrer Einbildung, als nach überwiegenden, und den Gesetzen gemessenen Gründen streithändel entscheiden.

Die Aemter müssen also mit geschickten, erfahrnen, und tauglichen Subjekten besetzet werden, die alle ihre Kräfte nur auf die Beförderung des gemeinen Besten verwenden wollen: — und welche wissen, daß ihnen nur aus dieser einzigen Ursache ihr Amt anvertrauet worden sey.

Welche Behutsamkeit müssen demnach jene gebrauchen, denen es obliegt, die Aemter auszutheilen? — Was müssen sie nicht für Geschicklichkeit besitzen, selbe an die fähigsten, und würdigsten zu verleihen?

Was für ein unwiderbringlicher Schaden erwächst hingegen einem Staate dadurch, wenn er die Ehrenstellen, welche nur zur Beförderung seines beständigen Wohls bestimmet sind, mit Leuten ohne Verstand, ohne Erfahrung, ohne Religion besetzet sieht? — Muß selber nicht nothwendig sein gänzliches Verderben daraus erkennen?

Betrachten wir einen Reichen, und einen Armen, die auf der Universität den Rechten obliegen. — Wie unterschieden werden wir sie oft ihre Kollegien besuchen sehen. — Der Reiche wird manchmals im Kaffee- oder Weinhause, oder bey einem artigen Frauenzimmer, oder anderen Lustbarkeiten sich einfinden; da unterdessen der Arme bey seinen Büchern zu Hause schwitzet, und sich die Kenntnisse der Rechte beyzubringen trachtet, um sich dereinst seinen Unterhalt zum Nutzen des Vaterlandes zu verdienen. — Der Reiche prasset seine Jahre durch, und der Arme endet sie mit ausnehmender Frucht. — Beyde verlassen die hohe Schule: beyde wenden sich an ein Gericht, um die Theorie mit dem Praxis verbinden zu lernen. — Der Reiche hat sich keine Theorie,

oder

oder wenige erworben, was soll er sich also mit der gerichtlichen Uebung viel herumbalgen? — Er hat eine leserliche Schrift; er kann Protokolle, Extrakte, Kauf- oder andere Briefe abschreiben; er weis, daß er bey einem Amte einen Schreiber nöthig hat, und dieß ist für ihn genug. — Der Arme ist wohl nicht gescheid, daß er sich den Gerichtsstyl bekannt machet, selbst darnach arbeitet, Akten untersuchet, Rechnungen verfertiget, und sich so ängstlich bekümmert, alle jene Eigenschaften zu erwerben, die nothwendig sind, einem Amte pflichtmäßig vorzustehen. — Zwey Jahre sind nun vorbey, daß beyde bey Gerichte gestanden. — Sie halten nun auch beyde um ein Amt an. — Und der Reiche erhälts.

Würde hier der Reiche wie der Arme sich ehevor um die nöthigen Eigenschaften eines Beamten umsehen müssen, — würde man sie beyde gleich scharf darum prüfen, — und würde man nur auf bloße, aber wirkliche, und gemeinnützliche Verdienste sehen, so würde der Endzweck eines Landes am ehesten, und füglichsten erhalten werden.

Man



Man könnte mir entgegen setzen, daß oft viele wegen ihren Verdiensten zu Aemtern gelangen; aber, wenn sie einmal davon Besitz genommen haben, dieselben oft träge, lau, und nachläßig, ja nicht selten die ungerechtesten Männer geworden seyen. — Ich gestehe es, daß es solche Beyspiele gebe: aber könnte man diesem Uebel nicht abhelfen, wenn man scharfe Aufsicht auf sie hätte; — ihre ungleiche Handlungen ungnädigst ahndete; — sie von ferneren Ungerechtigkeiten bey gewisser Verlierung ihrer Dienste warnete; — und auch deswegen wirklich die Strafe an ihnen vollzöge? — Ein Beamter, der immer in Furcht, und Gefahr stehen muß, wegen Unrichtigkeiten sein Amt mit Schande zu verlieren, wird nicht leicht seinen Pflichten zuwider handeln: — er wird also auch das Wohl des Vaterlandes, um sein eigenes nicht zu vernachläßigen, auf das genaueste besorgen.

Ich hätte hier von der Ausübung der Gerechtigkeit noch vieles zu sagen; allein die Zeit, und der Raum meiner Rede verstatten nicht, bey dieser Stelle länger stehen zu bleiben.

Die Aufsicht auf das Leben, auf Wandel, und Religion sämmtlicher Stände, und Unterthanen wird die innerliche Sicherheit ungemein aufrecht erhalten. — Denn die Sitten der Bürger sind ein wahres Urbild von dem Zustande eines Staates: — deswegen ist die Aufsicht auf sie eines von den schönsten, und heiligsten Vorrechten der Regierung.

Die Religion fodert von jedem Bürger Unterwürfigkeit, Gehorsam, und Ehrfurcht gegen den Regenten. — Sie fodert von jedem Gliede des Staates Nächstenliebe; mithin fodert sie von uns, daß wir für das Beste unsrer Mitbrüder besorget seyn sollen; also ist die Aufrechthaltung der Religion eines der größten Mittel, den Staat sicher, und glücklich * zu machen.

Tullius, den wir billig Latiens Zierde nennen, und unter seine größten Cameralisten zählen

* Das Vermögen der Bürger (sagt der große Montesqieu) besteht nicht in ihrem Reichthume, sondern in ihren Sitten, und Tugenden, welche einem Staate die dauerhafteste Glückseligkeit gewähren.

len dörfen, Tullius selbst * rühmet von den Römern, daß sie mehr durch Frömmigkeit, und Hochachtung der Religion, als durch ihre Geschicklichkeit, und Stärke alle Völker, und Nationen überwunden haben. — Und wie im Tacitus ** zu lesen ist, so würde die Regierung Romulus nicht lange gedauert haben, wenn nicht Numa das Heilige der Religion befestiget hätte.

Herr von Moser *** stimmt mit diesem Satze gänzlich überein, da er behauptet, man dörfe kühnlich sagen: Wenn ein Herr ein Kammerkollegium von wahren Christen hätte, daß er den Stein der Weisen, den so viele vergebens suchen, gefunden habe: — und weiter: Ein Herr kann keine größere Plusmacher finden, als Cameralisten, die keine wahre Christen sind. — Der göttliche Segen ist eine große, und eine unerschöpfliche Revenue. — Wendet also ein redlicher Cameralist den Fluch, der manchmal noch von langen Jahren her auf einem Staate haftet, ab, vermindert er die Seufzer, und Klagen der Unter-

* De Arusp. Respons.

** Lib. 3. Annal. c. 2 — 6.

*** Herr, und Diener S. 159.

Unterthanen, so vermehret er damit allemal die Einkünfte seines Herrn auf eine zuverläßige, und unwidersprechliche Weise.

Die Religion muß aber gleich der ersten Kindheit eingeschärfet werden. — Man muß daher auf auf die Erziehung der Jugend allen nur erdenklichen Bedacht nehmen; denn, wie der Herr von Sonnenfels schreibt: Es wird durch sie der Grund zur Bildung des künftigen Bürgers geleget.

Von der Erziehung der Jugend haben wir nun in Baiern die besten Plane, die ersprießlichste Lehrart, und derselben wirkliche Ausübung vor Augen, und ich habe daher nicht vieles hiebey mehr anzumerken. — Der Meisterkiel unsers würdigsten Mitgliedes, des wirklichen geheimen Rathes, und Kanzlers Herrn von Schacki hat diese Materie beynahe in seiner Abhandlung von der Policeywissenschaft, * diesem unzertrennlichen Hauptheile der Cameralwissenschaften, vollkommen erschöpfet.

Ich

* Siehe dessen Abhandlung in diesem Bande S. 5.



Ich könnte hier noch viele Mittel, die innerliche Sicherheit eines Staates zu befördern, angeben; allein, ich würde doch nicht im Stande seyn, allen Vorfällen damit vorzubiegen: sondern ein geschickter Cameralist muß eine reife, und gesunde Vernunft, — eine schleunige, durchdringende Denkungsart besitzen, wodurch er jedem Falle nach Gebühr vorzukommen vermag.

Eines kann ich jedennoch nicht unberührt vorbey lassen, und hiezu bewegen mich die fast täglichen Klagen, welche ein Bürger über den andern führet. — Ein jeder beklaget sich über den unbilligen Eingrif, den ihm der andere in seine Gewerbe machet, und fast alle höret man über eine gute Einrichtung der Gewerbe, und Lebensmittel seufzen. — Man wird mir um so mehr glauben, als man weis, wie sehr deswegen die Obrigkeiten mit Klagen überlaufen werden.

Eine jede Obrigkeit soll daher mit allem Ernste darauf sehen, daß keinem Bürger in seinem Gewerbe von dem andern eingegriffen werde; denn sonst werden die Gemüther der Glieder erbittert, zu weiteren Streitigkeiten Anlaß gegeben,

und

und auf solche Art die innerliche Ruhe gestöret.

Die unentbehrlichen Lebensmittel müssen deswegen auch auf den billigsten Preis, und wie sie den Zeiten am angemessensten sind, gesetzet werden. — Dabey muß man die Natur, Güte, Beschaffenheit, und Werth der Produkte auf das genaueste kennen. — Wie nothwendig ist also einem Cameralisten die Naturkunde, und wie höchst nöthig jedem Staate ein ächter Cameralist!

Ich habe nun einmal die Sicherheit eines Staates zur Grundlage der Cameralwissenschaften, so gut ich vermochte, und die Gränzen einer Abhandlung zuließen, bestimmet: aber um auch die gute Ordnung, und Harmonie darin zu erhalten, so muß sonderheitlich ein weiser Cameralist für den Reichthum seines Landesfürsten sowohl, als seiner Mitbürger sorgen.

Er muß demnach auf Mittel denken, wie er am füglichsten die Schatzkammer des Regenten,

und

und die Privatkassa eines jeden Unterthanes bereichern könne.

Ein Staat ist reich, wenn er das besitzt, was er zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit, und zu einem allgemeinen, gemäßigten Vergnügen nöthig hat.

Wenn die Unterthanen reich sind, so ist auch ein Regent mit ihnen reich, und seine Einkünfte werden überfließen, wenn der gemeine Säckel seiner Unterthanen niemals leer ist: — denn nur reiche, und vermögliche Bürger sind die wahre Schatzkammer der Fürsten.

Schon das Alterthum liefert uns von dieser Wahrheit goldene Beyspiele. — Cyrus, der so mächtige König der Perser, schickte, als eben Crösus, dieser hungerige Reiche, zugegen war, einen Brief an seine Untergebene, worinn er ihnen anzeigte, daß er Geld vonnöthen hätte. — Nicht eine Stunde verfloß, und man brachte ihm mehr, als er begehrte. — Da sehet ihr, sagte er, meine Schäze, und (auf seine Unterthanen deutend) den Behälter, in welchem ich meine Reichthümer einschließe. * Das

* Xenoph. Cyrop.

Das erste Geschäfft eines weisen Cameralisten muß es daher seyn, **den Unterthan reicher zu machen.**

Wie schändlich ist es demnach, und wie schädlich einem Staate, wenn er sein Wohl in den Händen solcher Cameralisten sehen muß, die weiter nichts verstehen, als die Kunst, auf alle nur erdenkliche Gegenstände unter dem erdichteten Namen erkünstelter Landeswohlfart Auflagen zu setzen, wodurch nothwendig alle Stände bedrucket werden, ohne daß man die Hauptkrankheit heile, und den Unterthan reicher, und vermöglicher mache.

Welch großes, welch ein **nöthiges Studium**, oder Wissenschaft sind also **die sämmtlichen Cameralwissenschaften**, — und wie **unentbehrlich** ist es daher, daß sie **in jedem weisen Staate** öffentlich gelehret werden! — Welchen Dank muß demnach jedes fühlende, patriotische Herz **unserm weisesten Landesvater** von süßester Wohllust durchströmet, erstatten, da Höchstderselbe diese nützlichste Wissenschaft auf seiner Universität öffentlich zu lehren gnädigst anbefohlen hat! — —

Ein



Ein Staat hat **Vermögen**, und dieses Vermögen muß immer durch eine kluge **Wirthschaft** vermehret werden. — Ein ächter Cameralist soll sich also vor allem die wahre Kenntniß der Wirthschaft seines Vaterlandes beyzubringen suchen. — **Die Verschiedenheit davon muß ihm stets vor Augen schweben, und nach dieser Verschiedenheit muß er seine Plane richten.**

Dieses **Staatsvermögen** kann nur **durch die Hände der Unterthanen** zu seiner gänzlichen Größe gelangen. — Fleiß, Arbeit, Mühe, und Geschicklichkeit derselben kann es allein bewerkstelligen.

Wie größer daher die Menge der Unterthanen, desto stärker wird der Reichthum des Staates anwachsen. — Hiezu sind viele gesunde, und arbeitsame Einwohner nöthig, mithin muß eines Cameralisten erste Sorge, um einen Staat blühend, und reich zu machen, die **Bevölkerung** seyn.

Gute Cameralisten bringen überdas den **Nationalfleiß** in eine glückliche, und gesegnete

te

te Gährung. — Alle Werke der Kunst gerathen dadurch in ihre Vollkommenheit: — die Bevölkerung vergrößert sich, und die Einkünfte, und Erträgnisse des Staates vermehren sich von selbst. — Durch diese Verbesserung werden alle Stände ohne eines Dritten Noth, oder Beleidigung bereichert, und glücklich gemachet.

Das erworbene Vermögen aber muß erhalten, und immer vermehret werden: — mithin muß man es wohl zu bewirthschaften, und zu verwalten wissen.

Das Vermögen besteht aus einer Substanz, aus welcher Einkünfte fließen. — Da man nun das Vermögen erhalten muß, so ist nothwendig, daß die Substanz unangegriffen bleibe, und daß man die Einkünfte bloß zu seiner Nothdurft verwende.

Wenn ein jeder, der Vermögen besitzt, seine Ausgaben, und Einnahmen kennet, so weis er auch, was er von den Einkünften für das Nothwendige, Nützliche, und Bequeme verzehren könne. — Er muß aber immer das Noth-



wendige vor dem nützlichen, das nützliche vor dem bequemen mit der pünktlichsten Genauigkeit wählen, und jedennoch dabey für zukünftige Fälle etwas zu ersparen suchen. — Hiezu brauchet es Ordnung, welche die Seele aller Geschäfte ist.

Jedem rechtschaffenen Kammeralisten müssen wir es daher verdanken, wenn er auf die weit natürlicheren, und nützlicheren Wege der Oekonomie zurücke geht, und zuerst untersuchet, woher dasjenige kömmt, was die große Kassa füllet, und wie er die einzelnen Quellen bereichernder, und überflüßender machen könne, statt daß er sie erschöpfet.

Dieß ist der Weg, seinem Fürsten wahrhaft nützlich zu werden: alles andere aber ist ein Uebel, woraus der nahe Verfall des Staates unausbleiblich entspringen muß. — Wie nothwendig ist es also, daß man ein **guter Kammeralist** werde!

Die Unterthanen leben entweder in **Städten**, oder auf dem **Lande**. Sowohl auf dem Lande, als in den Städten muß eine gute Wirthschaft gehalten werden. — Die Städte

müssen

müssen sich vorzüglich durch die Gewerbe bereichern, und das Land muß sich nur mit den nützlichsten Produkten emporheben.

Die Gewerbe werden den ganzen Staatskörper beseelen, und durch derer guten Fortgang werden viele tausend Menschen ihre Nahrung finden, woraus nothwendig die allgemeine Glückseligkeit einer gesegneten Nation entspringen muß. — Jeder Kammeralist soll demnach alle seine Gedanken dahin verwenden, wie er die Gewerbe immer in größern Flor zu bringen vermöge.

Der Fortgang der Fabriken, der Manufakturen, und aller Arten mechanischer Künste kan die Gewerbe ungemein blühend machen. — Durch welche Mittel aber diese zur gehörigen Vollkommenheit gebracht werden können, will ich hier weiter nicht untersuchen, da so viele andere große, und geschickte Männer schon von dieser Materie geschrieben haben. * — Mithin

* Man lese hierüber die umständige Abhandlung des Grafen von Haßlang: Von der Bereicherung eines Landes durch den Flor, und die Aufnahme des Handlungsgeschäfftes mittels nützlicher Fabriken, und Manufakturen. Sieh II. B. S. 485.



scheint es mir unnütz zu seyn, nur eine Sylbe mehr davon abzuhandeln. — Denn gewiß ist es, daß wir mit allen nöthigen rohen Materien fast versehen sind: — es geht daher weiter nichts ab, als Fleiß, und eine geschickte, und meisterhafte Bearbeitung. — Hiezu können aber nur **vernünftige Kammeralisten** die nöthige Anleitung geben.

Welch glückliches Land, worinn die meisten Unterthanen Kammeralisten, und Landwirthe, Weltweise, und Naturkündige, — alle Künstler, Mathematiker, und Scheidekünstler, — alle Handelsleute, aber geschicht- und weltkündige Leute sind!

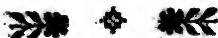
Ueber diesen untrüglichen Satz lachen etwa viele bloß darum, weil er neu ist, folglich in ihrer Vernunft, welche von Vorurtheilen immer umnebelt wird, unmöglich scheint. — Man geht lieber auf dem alten Wege fort, weil es geringere Mühe machet, und weniger Verstand kostet, die alte Maschine in ihrem Gange zu unterhalten, als ihr eine neue vernünftige Einrichtung zu geben. — Und eben daher sieht man

in

in mancher Staatsmaschine zehn Räder hinter sich treiben, da kaum etwelche vorwärts gehen.

Das Geld aber, welches man sich aus den Gewerben schaffet, muß nicht in todten Kisten eingeschlossen werden, sondern es muß immer im ganzen Lande von einer Hand in die andere seinen Umlauf haben: — denn die Beschäfftigungen der Menschen werden dadurch unendlich gereizet, und ihnen also die reichlichsten Mittel zu ihrem nöthigen Unterhalte verschaffet. — Würden entgegen nur die Gewerbe treibenden Familien sich allein zu bereichern suchen, so würden nothwendig die meisten Unterthanen ausgesauget werden, und erarmen müssen. — Ja die Handlung selbst würde dadurch in die äußersten, und elendesten Umstände verfallen.

Die Stadtwirthschaft muß noch mehr eine gute Landwirthschaft empor heben. — Unter dieser versteht Herr von Sonnenfels alle jene wirthschaftlichen Verrichtungen, durch welche Lebensmittel, und rohe Materialien, es sey, unmittelbar aus der Erde gesammelt, oder auf jede andere Art gewonnen werden; wo-



zu die sämmtlichen Erzeugnisse aller drey Reiche der Natur, des Thierreiches, des Pflanzenreiches, und des Mineralienreiches gehören. — Es ist demnach nicht zu viel, wenn ich sage, daß die **Landwirtschaftsverbesserung die Hauptwissenschaft eines guten Kammeralisten** seyn soll. — Und es ist daher ein falscher Satz, wenn man glaubet, man habe in der Landwirthschaft schon alles Nöthige erfunden, und auf das Höchste getrieben.

Die Vollkommenheit des Feldbaues ist die Urquelle des allgemeinen Reichthumes in einem Staate; denn der Feldbau liefert die meisten Vegetabilien, davon haben Menschen, und Vieh ihre Nahrung, Manufakturen, und Fabriken ihre Materialien: und er giebt Mittel an die Hand, wodurch man alle übrige unentbehrliche Bedürfnisse, die das Land selbst nicht erzeugen kann, von auswärtigen Reichen mit ausnehmender Frucht herbeyzuschaffen in Stand gesetzet wird. *

Es

* Die erste Sorge aller ächten, und wohlverständigen Kammeralisten soll aber dabey vorzüglich dahin gerichtet seyn, wie man bestmöglichst bewirken könne, daß

Es wird dadurch allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten gefrohnet, und ein nie zu erschöpfender

dass stets mehr innländische Produkte aus dem Lande verhandelt werden, als man fremde einführet. — Denn in so ferne die Einführung ausländischer Produkte die Ausführung der innländischen übersteigt, so muss nothfolglich weit mehr Geld aus dem Lande gehen, als herein gebracht wird. — Dadurch ereignet sich also nach Verlaufe weniger Jahre in manchem Staate ein wirklicher, sehr grosser Geldmangel, ohne dass manche Kammeralisten solchen begreifen, oder die gefährliche Urquelle einsehen. — Wie sehr die Ausführung innländischer Produkte, oder auch nur zum Luxus dienender Arbeiten manchen Staat, manche Gegend bereichere, davon geben uns einzelne Reichsstädte, und jene Länder den untrüglichen Beweis, worinn Fabriken, und ansehnliche Manufakturen blühen.

Jeder gründlich denkende Kammeralist soll also seinen Eifer, Fleiss, und Mühe vorzüglich darauf verwenden, wie er die innerlichen einem Lande von Gott zugeschaffenen Gaben, und Eigenschaften vermehren, verbessern, und vervielfältigen könne, auch wie zu derer erspriesslichen Bearbeitung der Nationalfleiss zu ermuntern sey. — Das dadurch häufig in das Land gehende Geld wird die Folge des allgemeinen, und damit unzertrennlich verbundenen einzelnen Reichthumes aller Unterthanen, und Stände seyn: — besonders, wenn man sich vor allem auf die

pfender Reichthum für den Staat gesammelt, worauf nothwendig dessen Macht, und Glückseligkeit, als auf einer marmornen Grundfeste unbeweglich ruhen muß.

Der Bauer ist in Deutschlande die vornehmste, und hauptsächliche Quelle der landesherrlichen Einkünfte. — Den Zustand des Bauern verbessern, heißt also die einzelnen Quellen ergiebiger machen, welche den Strom der allgemeinen Staatsbedürfnisse anfüllen, und weit über seine gewöhnliche Ufer anschwellen machen. — Da entgegen, wenn der Bauer zu Grunde gerichtet wird, jene Hauptquelle von selbst versinkt, woraus vormals die Einkünfte für den Staat geflossen sind.

Man muß sich dabey in einem weisen Staate alle Mühe geben, den Land- und Bauersmann immer aufgeklärter zu bilden: denn vernünftig erzogene Leute sind bessere Unterthanen; machen die

---

die gänzliche Vermehrung, und Verbesserung jener Produkte hauptsächlich begiebt, welche den benachbarten Staaten sowohl als andern Ländern mangeln, und denselben jedennoch höchst nöthig, und unentbehrlich sind.

Freyherr v. Hartmann, in seinen Bemerkungen.

die landwirthschaftlichen Vorschriften lieber, sorgfältiger, fleißiger, auch mit gedeilicher Wirkung nach, und befolgen die landesherrlichen Befehle, und weisen Gesetze, welche das Befolgen, und nicht das Unterlassen zum ersprießlichen Gegenstande haben, mit größten Vergnügen, und daraus entspringendem, unbegränztem Nutzen.

Die Macht der Beyspiele * muß hier in die nützlichste Wirkung gebracht werden. — Ein guter Kammeralist soll daher bedacht seyn, durch richtige Anwendungen, und untrügliche Beyspiele den oft zu phlegmatischen Bauer zu seinem Vortheile in Bewegung zu setzen: — denn **die Beyspiele sind für ihn die kräftigste, und bündigste Philosophie.**

Man folge demnach unsern gesellschaftlichen Werken, lehre den Land- und Bauersmann die Naturkunde, und zeige ihm durch eigene Prüfungen den Vortheil davon. — Dieß sind Gegenstände, auf welche ein Kammeralist zuerst besorget seyn muß.

Vor-

* Herrn Leo Abhandlung: — Von der Macht der Beyspiele, ist würdig nicht nur nachgelesen, sondern auch nachgeahmet zu werden. Sieh. I. B. S. 857.



Vorzüglich soll man jene Produkte anzubauen, und zu vermehren suchen, welche der Inn- und Ausländer unentbehrlich nöthig hat. — Aber man muß auch auf die verschiedenen Erdarten Acht haben, worauf selbe zu bauen sind; denn ihre Verschiedenheiten, saget Herr Professor Rousseau * haben veschiedene Beziehungen auf die Güte, und Unfruchtbarkeit eines Ackers. — Die Gründe also, den Boden zu zergliedern, dessen Mischung zu entdecken, denselben durch dienliche Dungung zu verbessern, die Natur des Getreides, oder anderer Pflanzen, welche er hervorzubringen fähig ist, zu bestimmen, sind aus der Chymie entlehnet.

Der Staat muß sich hier keine Kosten reuen lassen, und sich um gute Chymiker und Naturkündiger umsehen: denn nur diesen ist das innere Wesen der Körper bekannt; — nur diese durchsuchen das Eingeweid der Erde; — nur diese erkennen, welche Geburt jede Erdart nach ihrem We-

* In seiner Rede: Von dem wechselweisen Einfluße der Naturkunde, und Chymie auf die Wohlfahrt eines Staates. Sieh II. Band Seite 615.

Wesen am Besten hervorzubringen vermöge. * — Ja selbst die Naturlehre ist ohne Chymie ein mystischer Traum, und der Physikus ohne dieselbe nur ein blosser Hypothesenkrämmer. **

Kein Flecken Landes muß ungebaut, oder oede liegen: — und es wäre dem ganzen Staate ein unendlich grosser Nutzen, wenn Beamte, jeder in seinem Jurisdiktions-Distrikte, auf die Oedlassung der Gründe ein wachbares Aug zu tragen, und die Saumseligkeit des Unterthans mit einem proportionirlichen, aber nicht übertriebenen, ihrem Eigennuze zinsenden, folglich bloß abschreckenden Poenfalle zu bestrafen, im Gegentheile aber auch dem Fleißigern Landmanne eine stattliche Belohnung seiner Emsigkeit zu ertheilen hätten!

Ich

* Man lese hierüber die Abhandlung: Von der Erkänntniß, und Verbesserung der Erde. Sieh I. B. S. 58.— Ferner die ersten Gründe, welche bey dem Ackerbaue zu beobachten, die im nämlichen Bande durch die gelehrte Feder unsers würdigsten Mitgliedes des Grafen von Spreti Excell. erschienen sind. — Weiters auch des Grafen von Haßlang Abhandlung. Sieh. II. B. S. 277. Von dem Einfluße eines wohlgeordneten Ackerbaues in die Glückseligkeit der Staaten.

** Börners Kammeralwissenschaft.



Ich würde hier noch vieles von dem Wiesen- und Ackerbaue, von der Viehzucht, und der edeln Landwirthschaft überhaupt zu sagen haben; allein, da von allen diesen Gegenständen viele unverbesserliche Schriften bey unsrer Gesellschaft von weit glücklichern, und aufgeklärtern Genien, und gelehrten Männern bereits herausgegeben worden sind, so will ich hiemit nur meine Leser dahin angewiesen haben. *

Hat

* Von der Vermehrung, und Verbesserung der Wiesen schrieb, ohne anderer landwirthschaftlicher Abhandlungen zu gedenken, unser beständiger Vicepräsident Freyherr von Hartmann eine sehr nützliche Abhandlung. — Ingleichen eine von den Krankheiten der Schafe, — von den Krankheiten der Pflanzen. Von den Krankheiten des Hornviehes schrieb unser seliges Mitglied Anton Dorner, gewesener Doktor der Medicin. Von dem Ackerbaue, und Erkänntniß der Erde, handeln umständig die vorher angeführten drey Schriften. Von der Viehzucht schrieb Freyherr von Huber. Von dem Holz- und Forstwesen Freyherr von Ingenheim. — Von der besten Art den Hopfen zu erbauen, erschien eine auf eigene 43 jährige Erfahrungen gegründete Abhandlung, welche unser würdigstes Mitglied Johann Friedrich Bauder, kurbaierischen Kommerzienrath, und ältesten Bürgermeister in Altdorf, zum Verfasser hat. Wovon auch unser erhabenes Mitglied Graf Anton von Törring, bereits eine Abhandlung umständig geschrieben hat.

Hat man nun den Reichthum der Unterthanen hergestellet, und befestiget, denn ist es einem Kammeralisten ein Leichtes, auch den Reichthum des Fürsten zu besorgen; weil jener Regent unmöglich arm seyn kann, dessen Unterthanen reich sind: — und so kann er auch im Gegenhalte nicht groß, mächtig, und reich seyn, wenn seine Unterthanen arm sind.

Der Reichthum des Fürsten ergiebt sich theils aus **den Abgaben, und Steuern,** theils aus **Domainen, und Regalien.**

Die Anlagen müssen nach der Bedürfniß des Staates abgemessen werden. — Sie dörfen daher nicht übermässig seyn, und sie dörfen nur von den Nutzungen, nicht aber von dem Substanzvermögen der Unterthanen begehret werden.

Auch die Nutzungen müssen von den Anlagen nicht erschöpfet werden; sondern sie sollen dem Unterthane am Wenigsten empfindlich, sohin ein leicht zu entbehrender Theil von selben seyn. — **Also sollen die Steuern, und Auflagen nicht nach den Staatesausgaben, sonder diese nach jenen eingerichtet werden.**

Die

Die Regalien, als welche die gewissen mit der Landeshoheit verbundenen Rechte sind, und die zum Besten des ganzen Staates, folglich zum **Besten des Regenten sowohl, als der Unterthanen** eingeführet worden, machen einen beträchtlichen Theil des Staatsvermögens aus.

Die Einbringung, und Verwaltung der Steuern, und Auflagen sowohl, als der Regalien hängt nur allein von der Redlichkeit derer ab, welche sie einzubringen, und zu verwalten haben. — Ein solcher Beamte muß dabey nicht auf seine eigene Bereicherung, sondern nur auf den Nutzen seines Regenten, und seiner Mitbürger sehen. — **Er muß jenem nichts entziehen, und diesen in Betreibung der Gefälle nicht zu wehe thun.**

Man könnte hier über jede der merkwürdigsten dem Landesherrn zustehenden Regalien seine Anmerkungen machen, und wie solche am Füglichsten, und Gerechtesten eingebracht, und verwaltet werden sollen. — Doch, da ich nur **die unentbehrliche Nothwendigkeit der sämmtlichen Kammeralwissenschaften** in ei-

einem weisen Staate zu zeigen habe, die jedem vernünftigen Staatesbürger aus bisher angeführten Sätzen sonnenklar in die Augen leuchten muß, so finde ich solche für überflüßig. — Nur will ich noch ein Paar Worte von den Domainen- oder Kammergütern hinzusetzen, aus derer vernünftiger Verwaltung der Satz meiner Abhandlung noch stärker hervorleuchten wird.

Unter den Domain- oder Kammergütern versteht man nur jene, * welche der Landesherr nicht aus einem Privat- sondern aus einem öffentlichen Rechtstitel als Landesherr zu seinem, und seines Hofes Unterhalt genießt. — Sie bestehen theils in ganzen Herrschaften, Hofmärkten, Schweigen, und Bauerngütern, theils in Einschichtigen Grundstücken, Waldungen, f. w.

Nur auf diesen Kammergütern kann allein die glückliche Verbesserung des Feldbaues, und der Landwirthschaft bewerkstelliget, und nur durch derer kluge, und redli-

che

* Sr. Excellenz Freyherrn von Kreitmayer baierisches Staatsrechts 3 Theil §. 179.

che Verwaltung der Reichthum eines Staates unendlich befördert werden. — Sowohl für den Landesfürsten, als für den Unterthan entspringt die höchste Glückseligkeit daraus. — Der Regent wird dadurch für seine Ausgaben eine stärkere Einnahme erhalten, und daher nicht nöthig haben, durch viele Rubriken von Auflagen, und Steuern den Unterthan zu schwächen: — der Landmann aber wird durch die reitzenden Vorspiele in den Domainen seines Landesherrn angefeuert, die Verbesserung seiner Güter mit Freuden unternehmen, und die reifen Früchte davon mit fröhlichem Jauchzen einsammeln. — Er wird nie mehr aufhören, auch künftige Jahre seinen so reichlich belohnten Fleiß fortzusetzen. — Und so würde ein ganzes Land zum ewigen Ruhme eines solchen weisen Regenten zu unerschwinglicher Größe erhoben werden. — — —

Da, bey einer solchen ruhmwürdigsten Verwaltung der Domainen, da erst hat man **Männer** nöthig, die sich die **Känntniß der sämmtlichen Kammeralwissenschaften** erworben haben, und in der **verbesserten Landwirthschaft** erfahren sind.

Wie

Wie können aber nun **die Domainen am beßten verwaltet werden**? — Hier ist die gefährliche Klippe, wo man schon oft gescheitert hat; und es giebt dabey so viele beschwerliche Zufälle, so viele verschiedene Systeme, daß man gleich beym ersten Anblicke darüber in Verwirrung gerathen möchte. — Allein, wer den erst obengemeldten, unvergleichlichen **Plan**, denn uns eines der würdigsten Mitglieder, **Herr Leo** im ersten Bande geliefert, nur mit flüchtigem Auge durchgelesen hat, dem werden alle Hindernisse leicht zu überwinden scheinen. — Ja, **unter der Aufsicht eines solchen Domainendirektors**, wie ihn Herr Leo beschreibt, mit dessen geprüfter Geschicklichkeit unverbrüchliche Treue, und Redlichkeit verknüpfet seyn muß, würde **der höchstherrschaftliche Nutzen** ungemein vorträglich anwachsen, und nebst diesem eigenen höchsten Interesse würde der Feldbau als die beträchtlichste Quelle des Nahrungsstandes in einen nie wieder versinkenden Strom ausgebreitet, und allgemein ersprießlich gemachet werden. — Könnte doch unsre Gesellschaft ihre nützliche, und nur für das vaterländische Beßte mühesamst ausgearbeitete, so viele Werke dadurch in gewünsch-

ter Erfüllung erblicken, wie sehr würde sie sich nicht erfreuen, ihren redlichen Endzweck in dem dauerhaftesten Glücke ihrer Mitbürger, und Zeitverwandten erlanget zu haben!

Aber auch dieser patriotische Wunsch kann unerachtet einiger, nur in unserm Vaterlande befindlichen, unverständigen Tadler, — unverdienten Neider, — und äußerst die Gesellschaft verfolgenden Mitbürger * noch einst, und vielleicht bald gewähret werden. — **Unser theuerster Landesfürst** erkennet nur gar zu wohl, **wie unentbehrlich nothwendig seinem Staate die sämmtlichen Kammeralwissenschaften** seyn; deswegen sie nun auch auf unsrer hohen Schule öffentlich gelehret werden. — Er besitzt ein großmüthiges, zärtliches, und von jedem besorglichen Elende der Unterthanen leicht bewegliches Herz: er ist ein Vater seines Volkes, ein Beschützer seiner weisen Gesetze, und ein Vergelter vorzüglicher Verdienste, und Tugenden. — Kurz, er besitzt alle jene verherrlichenden Eigen-

schaften

---

* Die Gesellschaft tröstet sich hier mit den Worten des großen Boileau, welcher saget: — Die schlechtesten Werke sind allemal die, von denen man nicht redet.

schaften, welche ein guter, für seine Unterthanen besorgter Fürst an sich haben soll. — Er wird also auch seiner mit so vielen Freyheiten begabten Gesellschaft fortan ein gnädigstes Gehör verleihen, und ihre wohlmeynende Vorschläge zur glücklichen Ausführung bringen lassen.

Nun können Sie urtheilen, ob meine in ganz ungekünstelten Ausdrücken angebrachte Gedanken **über die Nothwendigkeit sämmtlicher Kammeralwissenschaften** in einem **weisen Staate** ihren wesentlichen Beyfall verdienen. — Der Gegenstand, den ich mit patriotischer Freymüthigkeit abgehandelt habe, ist wahrhaftig von der alleräußersten Wichtigkeit für die allgemeine Wohlfahrt eines Staates. — Sie sind Kenner, und Sie haben alle für das Wohl unsers Vaterlandes gearbeitet. — Möchten doch auch diese geringen Gedanken ihren Endzweck, den ich dabey suche, erreichen! — Und warum sollen wir denn **die Verbreitung** einer **so unentbehrlichen Wissenschaften, und den daraus entspringenden Nutzen** in Kürze der Zeit nicht hoffen können, da so viele Nachrichten schon eingelaufen sind, daß Ihre vorige, fast in allen Fachen der Landwirthschaft mühesamst



herausgegebene Abhandlungen mit größtem Nutzen bereits glücklich befolget worden seyn.

Lorenz Hübners

Weltpriesters, Professors, und der Gesellschaft sittlich- und landwirthschaftlicher Wissenschaften zu Burghausen Mitgliedes, Gedanken über den Brand im Getreide.

Seit einer Zeit hat die Frage: **Von der Entstehungsart dieses höchst schädlichen Uebels**, das sich vom Körnchen in die Aehre, von der Aehre über ganze Getreidfelder mit Verlaufe der Zeit zu verbreiten, und im höchsten Grade epidemisch zu seyn pflegt, mehrere gelehrte Gesellschaften beschäfftiget. Die gelehrte jablonowskische Akademie zu Leipzig hat vor zwey Jahren eine Medaille auf die Entdeckung der Ursache des Brandes im Getreide gesetzet, und die k. k. ökonomische Gesellschaft des Herzogthums Steyermark hat schon im Jahre 1770 der besten Beantwortung der Frage: „**Welche sind die „Ursachen des Brandes in dem Getrei„de, und wie ist selben vorzubeugen?**„ einen Preis von 36 Dukaten zuerkannt.

Die

Die Meynungen der Naturkündigen über die Entstehung dieses Uebels sind verschieden, so wie die Hülfsmittel, welche sie dagegen vorgeschlagen haben. — Einige suchten die Ursache dieser Krankheit in der Erde, und den darinn aufbehaltenen, zur Vegetation der Pflanzen bestimmten Bestandtheilen, andere wollten den Ursprung derselben von einer gewissen Gattung kleiner Würmchen, oder Insekten, wovon sie aber die Herkunft nicht sorgfältig genug zu bestimmen suchten, wieder andere von dem Mehlthaue, und der unordentlichen Witterung, andere von Begeilung des Grundes mit unabgefaultem Dünger, und anderen dergleichen Ursachen herleiten, deren aber eine auf alle Fälle passende Gründlichkeit mangelte.

Ich habe in meinen Nebenstunden dieser Sache öfters ernstlich nachgedacht, die Gründe der Naturkündigen abgewogen, und da ich gerne, so viel möglich ist, der Natur Spur auf Spur folge, so fand ich die Hypothese, die ich schon ein andermal in meinen Versuchen: **Ueber die verschiedenen Wassersorten,** welche diesen ökonomischen Schriften im vierten Band



beygerücket worden sind, wegen den Merkmalen des sogenannten Mehlthaues geäußert habe, sehr bequem, den gegenwärtigen Zweifel aufzulösen. Ich habe mir also ohngefähr folgendes System über den Brand im Getreide zusammengesetzet.

I. Voraussetzungen.

In den meisten deutschen Gegenden zählet man nur vier vorzügliche Getreidarten, nämlich Korn, Weizen, Gerste, und Haber. Diese vier Getreidarten werden allenthalben angebauet, und sind beynahe überall von der nämlichen wesentlichen Beschaffenheit.

Die Krankheiten, woran diese Getreidarten zu leiden pflegen, und die man bey allen zugleich bemerket, sind:

1) Wenn die Körner anstatt weißen Mehles mit einer gewissen schwarzen, übel riechenden Staubmaterie angefüllet sind; und dieses Uebel nennet man uneigentlich eine Krankheit, indem es vielmehr selbst der Tod des angesteckten Körnchens ist.

2) Wenn die Körner zusammen geschrumpft, und mager aussehen, und falls man sie in der

Mitte

Mitte durchschneidt, eine schwarzgelblichte Farbe haben. Diese beyden Krankheiten werden in allen vier Getreidarten angetroffen. Letztere nenne ich zum Unterschiede den kranken Zustand des Körnchens, und erstere den Ruß. Die dritte Krankheit aber, den Brand, wovon hier die Rede ist, habe ich meistens nur im Weizen, und sehr selten in der Gerste, und im Haber wahrgenommen. Das Körnchen hat nämlich am Orte, wo der Keim hervorsticht, eine Brandmase, und ist übrigens, dieser Obertheil ausgenommen, gesund, und gut mehlicht. Den Unterschied kann man sich in Betrachtung eines gesunden, und eines brandichten Weizenkörnchens selbst gar unschwer auffallend machen.

II. Beobachtungen.

1) In einem Gärtchen, das ich nahe an meiner Wohnung angebauet habe, hatte ich viererley Arten von Weizen ausgesäet. Das Beetchen A habe ich mit gesunden, und ganzen Körnchen, B mit brandigen, oder, wie sie von einigen genannt werden, mit spitzbrandigen, C mit ausgewachsenen, und D mit rußigen, das ist mit solchen, welche mit schwarzem Mehle, wo-

von



von oben, angefüllet waren, besäet. Zur Zeit der Aernte fand ich im Beetchen A nur eine einzige rußige Aehre, die übrigen waren alle gesund, und ganz. Im Beetchen B waren schon mehrere rußige, und einige davon hatten einen ganz schwarzen Stengel. Im Beetchen C waren die meisten rußig, und in D war gar nichts aufgegangen.

2) Der Ruß wird in allen vier Getreidsorten angetroffen, aber der Brand meistens nur, und fast einzig im Weizen, jezt in größerer, jezt in geringerer Menge nach Unterschied der Jahre; und da man dreyerley Arten von Weizen unterscheidt, wovon einer der wollene, oder der gleichsam mit einer zarten Wolle überzogene Weizen, ein anderer der grätige, oder spizige in Gestalt der Gerste, und wieder ein anderer der gute, gelbe, glatte Weizen genannt wird, so wird der Brand in lezterer Art am öftesten angetroffen.

3) Wenn man ein brandiges Körnchen in der Mitte durchschneidt, so sieht man in dessen unterstem Theile das nämliche Mehl, wie bey gesunden, und unangegriffenen Körnchen; in seinem obersten Theile aber nimmt man eine verbrannte

Materie

Materie gewahr, deren vordere Dunstlöcherchen (Pori) gegen den Ort des Keimes zu von einem Feuerstrale ganz leicht angegriffen zu seyn scheinen, und die äußeren Theile davon haben die Gestalt eines Papiers, das von den Sonnenstralen angebrannt ist. In diesen Theilen des Körnchens entdecket man meistentheils, aber nicht allzeit, mit bewaffnetem Auge gewisse Würmlein in Menge, welche sehr klein sind, und beyläufig die graue Farbe der Motten haben.

4) Je öfter in einem Jahre der sogenannte Mehlthau fällt, desto mehrere solche brandige Körnchen werden im Weizen angetroffen.

5) Um den Grad der Krankheit eines angegriffenen Körnchens zu bestimmen, wird dieses auf die Oberfläche eines in ein Gefäß gegossenen Wassers sanft geleget. Je gesünder das Körnchen ist, desto eher sinkt es zu Boden. Die mehr angegriffenen schwimmen oben, bis sie sich mit Wasser angefüllet, und eine größere heterogene (ungleichartige) Schwere erhalten haben.

6) Die rußigen Körnchen sind fast sphärischer Figur, und haben weder Keim, noch weisses Mehl, wohl aber kann man in ihrer schwarzen, und stinkenden Materie eine Menge todter

Würm-



Würmchen durch das Vergrößerungsglas entdecken. Die ausgewachsenen Körnchen haben einen weit hervorstehenden grauen Keim, und im Hintertheile ein beynahe rußiges, schwärzlichtes Mehl, worinn unzählige Würmchen umherwühlen. Die Gestalt der ganz kranken, in sich gewundenen, und halb eingeschrumpften Körnchen ist jedermann zur Genüge bekannt.

III. Folgerungssätze.

1) Die Entstehungsursache der Krankheiten in den brandigen, rußigen, und ganz kranken, oder angesteckten Körnchen ist nicht überall die nämliche bey ersteren, wie bey den zweyten, und dritten. Der Brand wird allzeit am Keimorte angetroffen; oder im obersten Theile des Körnchens. Der Ruß aber entweder im ganzen Körnchen, oder auf dem untern Keimtheile, wie z. B. bey den ausgewachsenen, wobey der Keim gesund, und unangegriffen ist: bey den kranken Körnchen ist aber die ganze Masse mehr oder minder angesteckt, und die innere Substanz ist näher zusammgepresset. Endlich wird der Brand meistens nur im Weitzen, und sehr selten in anderen Getreidsorten, die übrigen Uebel aber zugleich in allen Getreidsorten angetroffen.

2)

2) Die Würmer sind weder die Entstehungsursache des Brandes, noch der sogenannten Krankheit des Körnchens; denn man findt sie nicht in allen brandigen, und kranken Körnchen, und bey Durchsuchung dieser entdecket man eine Art von Brande, und nicht von einem Wurmfraße.

3) Der kranke Zustand des Körnchens entsteht von dem Nahrungssafte, welchen die Aehre aus den Wurzeln anzieht, und der entweder von corrosiver, oder zusammenziehender Art, und wie immer ansteckend, und unheilbar ist. Die Krankheit kann auch von Außen durch Insecten, oder durch was immer für eine Verstopfung der Dunstgefäße, wo sie hernach immer her entstehen möge, veranlasset werden, wodurch der innere Kreislauf des Nahrungsaftes verhindert werden kann: und da die Eyerchen der Würmchen leicht in den Dunstgefässen Raum finden, so werden sie darinn auch Nahrung, und Ausbrütung finden, so daß also das gänzliche Verderben des Körnchens auf solche Art ganz leicht faßlich gemacht wird. Doch werden gedachte Würmchen nur zufälliger Weise, und nicht allzeit in gedachten kranken Körnchen angetroffen.



4) Die rußigen Körnchen, welche an ganzen, und unverdorbenen Aehren, oder Getreidhalmen nur einzig, und allein angetroffen werden, kommen von der Kränklichkeit, oder innerlichen Verdorbenheit des ausgesäeten Saamenkorns her: denn an der äußeren Schale des Körnchens nimmt man gar kein Zeichen, woraus auf eine von Außen herrührende Ursache des Uebels geschlossen werden könnte, oder sonst eine Beschädigung gewahr: ja man kann auch keine hinlängliche Ursache angeben, warum aus einem Saamenkorne eine ganze Aehre mit 30, und mehreren rußigen Körnchen entstehen sollte. Das Saamekorn muß also schon verdorben, oder angegriffen, krank gewesen seyn, z. B. bey ausgewachsenen Körnchen, wo der schon zu frühe aufgeschossene Keim in der Hinterhaut eine Leere hinterläßt, welche nothwendig aus Abgange des benöthigten Nahrungssaftes verdorben, und dem Ausbrüten der zufälliger Weise hinzu kommenden Würmcheneyer wegen fauler Gährung Gelegenheit geben mußte, welches Uebel nachher bis in den Keim selbst herauswirkte. Die Erfahruug, und die Beobachtung (1. C.) bestättiget diese Erklärung. Bey Aehren aber, die schon selbst gegriffen, und gleichsam schwarz angelaufener Farbe sind, kömmt nichts anderes, als eine weit ausgebreitetere Art von Krankheit vor, die sich bis an den Stengel herab verbreitet. Die Ungesundheit läßt sich auch daraus abnehmen, weil diese rußige Materie einen urinösen, hiemit sehr corrosiven Geruch von sich giebt. Die Erfahrung

rung

rung zeiget aber auch, daß, wenn eine Aehre lange vor, oder nach der Aernte im naßen Felde auf dem Boden gelegen hat, die Körnchen oder auszuwachsen, oder die ganze Aehre so wie andere rußige zu verderben anfange, wovon die nämliche Ursache, wie oben, gegeben werden muß, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Uebel von der äußeren Schale seinen Anfang nimmt. Die Würmchen, welche durch die Fäulung der Dunstgefässe, ausgebrütet werden, verrichten die übrige Niederlage, worauf sie, und besonders, wenn die Aehre trocken geworden ist, auch absterben; daher kommen die unzähligen Aeser von Würmchen, die man in den rußigen Körnchen beobachtet: Beob. 6.

Nun zu dem Punkte der Hauptfrage vom Brande.

I.

Ist der Brand im Getreide von einer, oder mehrerley Arten?

Antwort. Der Brand (Uredo) wird allenthalben der nämliche, und zwar im nämlichen Orte des Körnchens angetroffen. Woher der Ruß, und der kranke Zustand des Körnchens herrühre, habe ich bereits erkläret, woraus erhellet, daß diese beyden Uebel einen ganz anderen Ursprung haben müssen als der Brand. Da man also in allen Körnchen, die vom Brande angegriffen sind, die nämliche Gestalt des beschädigten Theiles, und die nämlichen Wirkungen antrifft, so muß auch der Brand im Getreide durchgehends von einer Art seyn.



II.

Sind die Würmer die Entstehungsursache des Bran- des? Oder ist der Brand die Entstehungsursache der Würmer? Oder sind diese nur zufälliger Weise in den brandigen Aehren zugegen?

Antwort. Die Würmer sind nur zufälliger Weise in den brandigen Körnchen zugegen. Denn 1) trifft man sie nicht in allen an (Beob. 3.), 2) sehen die Körnchen angebrannt, nicht angefressen aus, welches aus der nämlichen Erfahrung bewiesen wird.

III.

Welche ist also die Entstehungsursache des Brandes?

Antwort. Ich erkläre sie also: — Die Erfahrung lehret, daß der Brand in dem Grade häufiger in den Weitzenkörnchen angetroffen werden, als häufigere Mehl- oder Honigthaue in einem Jahre gefallen sind: hingegen trifft man wenigere brandige Körnchen an, je seltener letztere gezählet worden sind. 2) Wenn ein ganz gesundes Körnchen in eine Erde geleget wird, welche mit dünnen Recipienten zu gedecket ist, und also aufwächst, wird man in der ganzen Aehre niemals ein brandiges Körnchen antreffen. Woraus also geschlossen werden muß, daß gedachter Honigthau eine der Hauptursachen, wo nicht die einzige des Brandes im Getreide seyn müsse. Das kann nun aber auf folgende Weise begreiflich gemacht werden. Der Honigthau wird verschiedentlich erkläret: allein, keine Erklärung stimmet mit der Erfahrung besser überein, als diejenige, der ich schon einmal in meiner Abhandlung über verschiedene Wassersorten erwähnet habe, und welche auf folgende Hauptbegriffe hinausgeht. Die Aehren werden von dem durch die Arbeiten der Menschen, und Thiere aufgetriebenen Staube bey trockener Sommerszeit gleichsam grau, und überstreuet. Nun weis man aus der Erfahrung, daß, wenn man mit Staube, oder Hexenpulver (Lycopodium) eine Pflanze, oder sonst eine Fläche bestreuet,

et, und hierauf ganz sanft einige Wassertropfen fallen läßt, die sich mit dem Staube aufrollen, und auf der Oberfläche kleine Kügelchen gestalten. Der Mehl- oder Honigthau fällt nur (gemäß seiner Bestimmung) bey Sonnescheine, und mit ganz sanft niederfallenden Wassertropfen: diese rollen sich also auf den staubichten Körnchen der Aehren, oder Getreidpflanzen zu Kügelchen auf. Diese Kügelchen machen nun, zu Folge der Theorie der Converflächen, hinter sich einen Brennpunkt aus, wenn die Sonne gerade darauf hinscheint, und da dieses jederzeit beym Fallen des Honigthaues geschieht, brennt dieser aus den in den Wasserkügelchen concentrirten Sonnestralen zusammen gezogene Brennpunkt oder den Keim des Körnchens selbst, oder einen anderen Theil auf der Oberfläche des Körnchens, oder der Pflanze an. Dieses hat man augenscheinlich aus der Erfahrung, wenn man jene Blätter, die vom Honigthaue befallen worden sind, unters Vergrößerungsglas bringet: denn dort entdecket man lauter kleine Brandlöcherchen, wie in einem angebrannten Papiere, in der nämlichen Gestalt, in der die sogenannte Brandmase in den Weitzenkörnchen erscheint. *

Diese Erklärung wird auch hieraus begreiflich gemacht, daß, wenn dieser Mehlthau nicht fällt das ist, wenn entweder ein unsanfter Regen fällt

oder

* In einer englischen Monathschrift vom Jahre 1781 wurden etliche unvermuthete Feuersbrünste bekannt gemacht, welche dadurch entstanden sein sollen, daß ein Glas mit Wasser dergestalten auf dem Tische gestanden, daß die Sonnestralen darauf wirken konnten, wodurch denn, gleichsam durch ein Brennglas, das dabey befindliche Leinenzeug in Brand gerrieth. Eben so soll auch eine Pulvermühle bey Surrey aufgeflogen seyn, daß unter den Fensterscheiben einige sehr dicke befindlich waren, welche Blasen hatten, worinn sich die Sonnestralen wie in einem Brennglase sammeln, und das Pulver entzünden konnten.



oder die Sonne nicht dazu scheint, man hievon keine Erfahrung zu haben pflege, wie auch in keinem Orte, wo die Sonne wegen vorstehender Wolke, oder anderen Hindernissen nicht hinstralen kann. Ein unsanft niederfallender Regen wäscht die Pflanze mit einem Male rein ab, ohne daß sich ein Wassertropfen aufrollen kann, und wenn die Sonne auf die aufgerollten Tropfen nicht hinscheinen kann, so kann auch kein Brennpunkt gestaltet werden.

Nun wird auch gar leicht erkläret, warum man den Brand meistens nur im Weitzen, und vorzüglich in dessen glatter Art antrifft. Alle übrige Getreidsorten sind oder mehr zugedecket, und gleichsam bewaffnet, oder haben eine härtere Hülse, oder Außenschale, z. B. der Haber, die Gerste, das Korn ꝛc. auch stehen die Körnchen nicht so weit hervor, wie besonders im glatten Weitzen, der eine sehr zarte Haut, und weit hervorragende Obertheile hat. Bei den übrigen Getreidsorten wird die Wirkung der Sonnestralen, und selbst der Staub durch die überstehenden Härchen, oder eine Art von Wolle zu weit vom Keime, oder dem Körnchen selbst entfernet, oder durch eine härtere Ueberhaut fruchtlos gemachet. Zufälliger Weise, wenn nun einmal die Obertheile des Weitzenkörnchens durch den Brand zerstöret sind, können sodenn Insecteneyerchen in die erweiterten Dunstlöcher fallen, und darinn Ausbrütung finden.

Auf diese Weise kann allen Beobachtungen Erklärung, und allen Einwürfen Genüge geleistet werden. Nur muß man Acht haben, daß man I. den Ruß, oder den eigentlichen Tod des Körnchens, II. dessen kranken Zustand, wie ich ihn hierinn nenne, und III. den Brand wohl zu unterscheiden wisse.

Baierisch-ökonomischer
Hausvater
zum Nutzen
und Vergnügen.

XXVI. Stück. September 1781.



Fortsetzung
der ökonomischen Regeln für den Monat September.

Im Felde. Auf die Brachfelder Mist führen, solchen breiten, und unterackern. — Wohl ausgezeitigt, rein, und saubern Samen zur Aussaat wählen, solchen fleißig einegen. — Wann man im Fruhjahre nicht Zeit Klee anzubauen hat, solches nunmehr thuen, denn man ist aus der Erfahrung noch nicht überzeiget, daß die die frühjährige besser, als die herbstliche Aussaat des Klees gerathen, sondern nach Verschiedenheit der Jahresgänge geräth bald diese, bald jene besser. — Das Schilf, und Rohr aus den

Weyern und Gräben zum Einstreuen nach Haus führen — Nach geendigter Wintersaat die Gärten, Wiesen, und Felder völlig raumen. —

Im Garten. Das Kapus, und Köhlkraut abblaten — Körbelkraut, Spinat säen, damit dergleichen im Winter, als Frühling kann hergenommen werden. Gälbe Ruben säen, damit man solche im Frühling geniessen kann. Den späten Kopfsalat in Mistbeete verpflanzen. — Die Artischocken putzen. — Bey trocknem Wetter die Zwibel ausnemmen, und etliche Täge zum Abtrocknen liegen lassen — Die ausländische Gewächse nach Michaelis unters Dach bringen.

Im Baum und Obstgarten. Izt ist die Zeit, wo man mit Abnehmung des Obstes sich beschäftiget, Wildstäme, und andere von schlechten Obst erzigelte Pelzer setzet, und versetzet, doch muß man an solchen das Laub vorher abfallen lassen. — Die Erde, wohin man dergleichen Stäme setzet, muß locker seyn, damit sie sich gerne an, und zwischen die Wurzeln legt. — Nüße abschlagen, und solche in Mieß aufbewahren.

Vom Vieh. Die Kühe pflegt man izt nur zweimal zu melken. — Die Schaafe scheeren. Wo man

man kein Stroh hat, Laub unterstreuen. — Die alten Ochsen verkaufen, oder selbst in die Mast stellen. — Pferde wegen der Arbeit wohl füttern; die Füllen bey neblichtem Wetter zu Haus behalten. — Ueberflüßiges Federvieh verkaufen.

Von der Bienenzucht. Hönig ausnemmen, jedoch sehen: daß man die Stöcke nicht erarme, folglich, daß ihnen noch Futter zur Nothdurft über Winter bleibt.

Von der Fischerey. Die Behälter, und Einsätze räumen, und zurichten, den Krebsfang einstellen. — Karpfen in die Teiche versetzen. — Wann man mit der Schnur fischen will, dieselbe länger machen, weil die Fische itzt anfangen tiefer zu gehen. Ueberhaupts fängt itzt die beste Fischenzeit an. —

Im Hause. Den Flachs rösten, dörren, brechen, so es auch mit dem Hanf machen. — Die Keller räumen, und säubern. Gänse mästen. Die Mühlgebäude besichtigen, und so etwas schadhaft noch bey Zeiten machen lassen. — Auf die Drescher sehen, das solche fleißig das Gehörige zur Wintersaat ausdreschen. Kraut, und anderes

res Geschirr binden, und herrichten. — Wachholderbeer sammlen.

Gedanken

über die Erziehung der Bauernjugend, von Franz von Paula Schrank, der Gottesgelehrtheit Doktor 2c. 2c.

Man hat so viele Schriften über die Erhaltung der Gesundheit der verschidenen Stände, und von den Krankheiten, die ihnen vorzüglich eigen sind: — Ramazzini, ein geschickter Arzt in Italien, hat von den Krankheiten der Künstler, der große Gerhard van Swieten von den Krankheiten der Soldaten, Kockburn von der Gesundheit der Seeleute geschrieben. Der berühmte Tissot, Helvetiens Ramazzini, hat die Fehler der Gelehrten, welche sie in Rücksicht auf ihre Gesundheit begehen, und die Folgen derselben in einer so kurzen als gründlichen Schrift aufgedecket. Eben er war es, von dem vornehme, und reiche Personen ein sehr artiges Buch über diejenigen Krankheiten erhalten haben, die sie sich auf ihrem Sopha, beym Spieltische, am Hofe zuziehen; und

ge=

gerade diser menschenfreundliche Arzt war es, der dem bisher von den medicinischen Schriftstellern so sehr vernachläßigten Landmanne ein Buch in die Hand gab, aus dem er seine Krankheiten, die ihm von Zeit zu Zeit zustossen, erkennen, und im Nothfalle sogar heilen könne.

Alle diese grossen Männer sind aus unserm Jahrhunderte, welches die Ehre hat, daß seine Gelehrten sich mit den gemeinnützlichsten Dingen beschäftigen. Es wäre eine Unbilde, wenn man von einem so aufgeklärten Zeitalter nicht vermuthen sollte, daß es eben so viele gründliche Gelehrte hervorgebracht habe, welche die Verfeinerung, und Verbesserung der Sitten mittels weiser Erziehungsvorschläge ihr Augenmerk seyn liessen, als wir tiefsinnige Philosophen, unermüdete Naturforscher, emsige Oekonomen antreffen. — In der That, man hat so viele, so mannigfältige Schriften über disen Gegenstand, daß man sogar angefangen hat, eine Bibliotheke darüber zu liefern. Man hat für alle Stände gesorget, und wenn Resewiz die öffentliche Erziehung der Jugend lehret, so haben wir einem erhabenen Schriftsteller von Heldenabkunft, der selbst nicht weniger

 Held,



Held, als Kenner, und Schützer nützlicher Wissenschaften ist, ein Buch zu verdanken, daß alle diejenigen zu ihrem Lieblingsbuche machen sollten, denen der Adel den häuslichen Unterricht seiner Abkömmlinge anvertrauet. Nur die Erziehung der Bauernjugend hat man meines Erachtens noch zu wenig bedacht.

Ich habe mir von meiner ersten Jugend an das Gesetz gemachet, alles zu lesen, genau mich in den Plan der Verfasser hineinzudenken, und ihnen Schritt vor Schritt zu folgen, inzwischen aber hie, und dort auf dem Wege die Blumen zu pflücken, die sich ihrer Aufmerksamkeit entzogen. Eine Folge dieses Gesetzes ist es demnach, wenn ich mir heute die Ehre gebe, Ihnen meine Gedanken über die Erziehung der Bauernjugend vorzulegen. Unterdessen müssen sie eben keinen vollständigen Plan erwarten; zufrieden, wenn ich eine Skizze geliefert habe, die geschicktere Hände in ihrem ganzen Umfange bearbeiten mögen, stelle ich mich zu den vielen Schriftstellern hin, welche von der Erziehung der Prinzen geschrieben haben, und erwarte mit ihnen gleiches Lob, oder — gleiche Vergessenheit. Genug, wenn ich eine Stimme

me bin, die irgend einen Patrioten, einen Menschenfreund aufweckt, ihn spornet, sich hinzusetzen, nachzudenken dem grossen Gedanken, Völker glücklich zu machen, und dann hinzugehen zu unserm großen, weisen Fürsten, ihm das Resultat seiner Betrachtungen vorzutragen, und von ihm den erwünschten Ausspruch für den Landmanne, (für dessen Unterricht man sonst so wenig besorgt gewesen ist,) zu erhalten: Es werde Licht. — Und es wird Licht werden; denn wir leben in einem Lande, das Karl Theodor, der Weise, — der gütige, — der Wohlthäter regieret.

Man hat zu allen Zeiten viel Tadelhaftes bey dem Pöbel an der Ausübung der Religion gefunden. Man hat darüber geklaget, gespottet, gelästert, geweinet; man hat wohl manchmal gar die eingeschlichenen Misbräuche der Religion selbst zur Last geleget, und ihr bald aus Unverstand, bald aus Bosheit, Fehler angedichtet, die sie verabscheuet. Allein es ist allemal etwas ganz Leichtes um das Schmählen gewesen; aber die Quellen des Uebels, über welches man sich ereiferet, aufdecken, schickliche Mittel vorschlagen,

dem-

demselben zu steuern — dieß hat noch allemal mehrere Ueberlegungen gekostet. Man sagt wohl, der Bauer, (und eben dieß gilt vom Pöbel der Städte,) mische sehr viel Aberglauben unter seine Religionsübungen, — aber man denkt nicht einmal daran, daß dieser Fehler bloß aus der vernachläßigten Erziehung des Landvolkes herrühre. Ist man nicht die meistenmale damit zufrieden gewesen, wenn der Schulmeister eines Dorfes, auch wohl eines Marktes, etwas weniges Musik verstand, lesen, und schreiben, und so viel rechnen konnte, daß er im Stande war, dem Vorsteher der Gemeinde des Orts in seinen Amtsrechnungen unter die Arme zu greifen? Hat man nicht wohl eher geglaubt, es sey noch lange nicht genug, wenn der Bauernjunge seinen Katechismus von Wort zu Wort auswendig, doch ohne ihn zu verstehen, herzusagen wisse? War man nicht manchmal sogar in Anstellung der Seelsorger sorglos genug? — Selbst Lehrer, denen es oblag, den künftigen Diener des Altars, den künftigen Timotheus einer Gemeinde zu bilden, waren oft gewissenlos genug, Leuten von den geringsten Fähigkeiten, von denen sie aber wußten, daß sie sich zum Priesterstande anzuschicken Willens

seyen,

seyen, herrliche Zeugnisse ihres Fortganges in den Wissenschaften zu geben, bloß darum, weil für einen Geistlichen auf das Land hinaus, wie sie sagten, bald einer tauglich genug ist; gerade, als wenn es nicht weit schwerer wäre, die Pflichten eines rechtschaffenen Seelsorgers auf dem Lande als in den Städten auszuüben, wo es viel leichter ist, sich bey vorkommenden Schwierigkeiten Raths zu erholen.

Der Landmann hat das Unglücke, daß er von den Aerzten, selbst oft von den Landbadern zu weit entfernt, die nothwendigsten Heilmittel in seinen Krankheiten vermißen muß. Alle Bequemlichkeiten des Lebens verkennet er: und wie hat er es von uns Städtern verdienet, daß wir auch seine Seelsorge für etwas Geringhaltiges ansehen?

Allein, Dank sey es dem Himmel! — diese Zeiten der Finsterniß sind vorüber. Die wachsame Sorge der eifrigsten Kirchenhirten unserer Nachbarschaft hat für den Religionsunterricht des Landvolkes gesorget. Wir haben heute das Vergnügen, diesen Unterricht Männern anvertraut zu sehen, die mit einer gründlichen Gelehrsamkeit,

und

und dem untadelhaftesten Lebenswandel die unab- läßigste Sorge für ihre Heerde verbinden! — Und was läßt sich von Pflanzschulen künftiger Seelsorger nicht versprechen, die allenthalben, der Verordnung des Kirchenrathes von Trient gemäß, von den erhabensten Kirchenprälaten errichtet worden, und in welchen der junge Clerus zu seinen großen Verrichtungen vorbereitet wird!

Dem Beyspiele der Bischöfe sind die Fürsten gefolget. Auch die landesväterliche Huld unsers höchstseligen, unvergeßlichen **Maximilian Joseph** hat den religiösen sowohl als bürgerlichen Unterricht des Landmannes zu verbeßern gesucht. Der einzige Wunsch, der uns in diesem Stücke noch übrig ist, besteht darinne, daß beyderseitige höchste Willensmeynungen mit demjenigen Eifer vollzogen werden, den ihr Gegenstand so sehr verdienet.

Ich weis es wohl, daß man in diesem Stücke mir nicht durchgehends beyfalle. Es giebt Leute, die furchtsam genug sind, wenn die Rede von einer Aufklärung des Landmannes in seiner Religion ist; gerade als wenn Gott nur von den

Stadt-

Stadtleuten, oder wohl gar nur von den Gelehrten einen vernünftigen, und mit Ueberlegung geleisteten Dienst * foderte. Allein, ich würde zu weitläuftig werden, und zum Theile gehöret es auch nicht ganz eigentlich hieher, wenn ich diesen Leuten antworten wollte. Vielleicht thue ich dieses, wenn mir meine Geschäfte so viele Muße verstatten, bey einer andern Gelegenheit, in einer eigens darüber aufgesetzten Schrift.

Aber der bürgerliche Unterricht? — Dahin gehöret die Lehre von den Pflichten, der Unterricht im Lesen, und Schreiben, und den nothwendigsten Theilen der Rechenkunst, — selbst eine angemessene Naturgeschichte, — die Anfangsgründe einer Naturlehre, — und eine faßliche Theorie von der Landwirthschaft gehöret dahin.

Allein was wird aus dem Landmane werden, den man so aufkläret? Waren nicht damal die Zeiten wirklich besser, da der Bauer die Ziffer des Uhrblattes noch nicht kannte? Wird er nicht zänkisch, streitsüchtig, ungehorsam werden? Ich weis es nicht, ob man diese Einwürfe jemals

* Rationabile obsequium.

mals wirklich im Ernste habe machen können. Das Zeugniß aller Weltalter habe ich für mich, wenn ich behauptete, die Verfeinerung der Sitten, und die Aufklärung des Verstandes habe allemal die Biegsamkeit des menschenlichen Herzens, — die ungeheucheltste Folgeleistung gegen obrigkeitliche Befehle zu Gefährtinnen gehabt. — Wahr ist es, er wird unrechtmäßige Unterdruckungen nicht mehr mit einer dummen Gedult ertragen; er wird die Gesetze selbst zu lesen verlangen, und sich ihre Erklärung nicht mehr aus dem Munde eines dictatorischen Beamtens, oder schalkhaften Amtsknechtes ausbitten; aber er wird seine wahre Pflichten desto williger, desto genauer erfüllen; er wird zur Befolgung der landesherrlichen Verordnungen, der landwirthschaftlichen Anstalten nicht mehr durch die härtesten Zwangsmittel angetrieben zu werden vonnöthen haben; gesellschaftliche Tugenden werden auch in Dörfern aufblühen, und wir werden den grossen Unterschied im Kleinen einsehen lernen, der zwischen dem aufgeklärten Europa, und dem dummen Asien im Grossen obwaltet. — Wenn hier freye Republicken, oder wohleingerichtete Monarchien glückselige Unterthanen haben; wenn der Regent von seinen Unterthanen

geliebt,

geliebt, von fremden verehret wird; wenn seine geheiligte Person auch ohne erborgten Schimmer Ehrfurcht einflößet: so sind Asiens Staaten dem Meere ähnlich, in welchem immer der größere Fisch den kleinern aufreibt, und die Unterthanen bethen daselbst ihre Despoten, wie die Tungusen den Teufel an, damit er nicht schade. Woher dieser Unterschied, als gerade von der Aufklärung des Verstandss, und der Verfeinerung der Sitten? Hat uns nicht die Geschichte aus den mittlern Zeiten die traurigsten Folgen der Dummheit aufbehalten? Waren nicht häufige Empörungen, und einheimische Unruhen das Loos dieser Zeiten, welche die Artigkeit, und Gelehrtheit gleich weit von sich entfernen? — Und warum sollten wir einer Sache, die so geschikt ist, ganze Staaten zu verbessern, die Unehre anzuthun, zu glauben, sie würde unser Dörfer verschlimmern?

Doch, allemal war dieß das Schicksal der Verbesserungen, daß man sie gelästert hat. Der größte Haufen dienet einem Götzen, den ein sinnreicher Poet unter dem Namen Herkomanus besungen hat, und welcher über die Herzen seiner zahllosen Diener eine beynahe unüberwindliche Gewalt



walt ausübet. Immer denkt man von seinen Zeiten zu geringschäzig, unterdessen man die Vorzeit bewundert; und man kann sich nicht entschliessen zu glauben, daß wir etwas zu sehen im Stande seyen, welches die Vorwelt miskannt hat. Doch ich unternehme es heute nicht, ein Vorurtheil zu bestreiten, das so gemein ist: und hat man jemals Vorurtheile durch Vernunftschlüße stumm gemacht?

Ich habe etwa wirklich schon zu viel Zeit angewendet, dieses Vorurtheil, das nur der Eigennutz unterstützet, zu entkräften. Ich kehre demnach wieder zurücke, und fahre fort, Ihnen, meinen Plan von der Erziehung der Bauernjugend stückweise vorzulegen. Vielleicht ist er eine platonische Republick; — aber dann habe ich wenigstens das Vergnügen, schon geträumet zu haben.

Ich fodere als ein wesentliches Stück dieses Unterrichts, die Lehre von den Pflichten. Der Mensch, und ist dieß nicht auch der Bauer? soll niemal ohne einen vernünftigen Grund eine Handlung unternehmen; man würdiget ihn zu sehr herab, und man begeht ein wahres Verbrechen gegen

gen die Menschheit, wenn man ihm Befehle aufdringt, von denen man ihm eben so wenig das Warum, (sollte es auch nur scheinbar seyn,) einsehen läßt, als einem Thiere, das man seinem Rufe mit der Geisel in der Hand gehorchen lehret. Oder warum verlangt man vom Landmanne blinden Gehorsam, blinde Unterwerfung? Fürchtet man nicht, es dörfte der schlummernde Trieb zur Freyheit einmal, und vielleicht sehr zur Unzeit, in seiner Brust aufwachen? Dieser Trieb, der so tief in unsere Herzen geleget ist, und den vom Könige bis zum niedrigsten Sklaven Niemand verläugnet. Wir haben sehr viele Beyspiele dieses unseligen Aufwachens: und ist es nicht ein wahres Wunder, daß wir deren nicht mehrere haben, da man dem Landvolke die gerechtesten Foderungen ihrer Regenten auf eine Art vorträgt, welche es in dem irrigen Vorurtheile bestärket, als sähe man es allenthalben nur für einen Haufen der Lastthiere der Mächtigeren an, die durch ihre Arbeit, durch ihren Schweiß die Ueppigkeit ihrer Herrschaften unterhalten müßten.

Der Landmann denket nicht daran, daß er dadurch die allgemeine Wohlfart, und seine eige-

ne



ne befördere, wenn er den Theil der öffentlichen Abgaben entrichtet, der ihn betrifft: und wie sollte er daran denken? Sagt man ihm jemal, in was für einer engen Verbindung er mit dem Staate stehe? Läßt man es ihm wissen, wozu seine Herrschaft, sein Landesvater, so viele Summen vonnöthen hat, die jene von ihren Gütern, die dieser von seinem Lande erhebet? Wäre es nicht besser, wenn man ihm statt des drückenden Machtspruches: **Du mußt**, — jene Schuldigkeit vor Augen stellte, die ihm ein menschliches Gesetz, — nicht ein vorgezeigter Befehl, sondern die Natur, — die öffentliche, und eigene Glückseligkeit auferleget?

Ich weis es wohl, es sind hier Vorbereitungen vonnöthen, ohne welche ein solcher Vortrag des Beamten dem Bauern nicht viel verständlicher seyn würde, als eine algebraische Gleichung; allein eben diese Vorbereitungen sind dasjenige, von dem ich hier hauptsächlich rede. Sie sollten gemeinschaftlich mit dem Unterrichte in der Religion vorgetragen werden, davon sie wirklich ein Theil sind. — Es ist in der That sehr seltsam, wenn man bey den theologischen Schriftstellern, die

von

von den Handlungen der Menschen, und ihren Pflichten schreiben, eine jede Kleinigkeit mit der größten Genauigkeit * erörtert findt, ohne davon jemal etwas auf der Kanzel zu hören: gerade als wenn diese dicken Bände eben sowohl, als die Geschichten in Folio nur für Bibliotheken geschrieben wären.

Es kann nicht mehr zweifelhaft seyn, wem ich den Unterricht in den bürgerlichen Pflichten auftrage. Wenn er ein Theil der Lehre von der ausübenden Religion ist, wem steht er dann wohl besser zu, als den Auslegern des göttlichen Worts? Von ihnen erwartet der aufmerksame Zuhörer, nicht, daß man das Laster meiden solle, nicht, daß man sich um die Tugend bestreben solle, denn wer weis dieses nicht? Darinn verlanget er Unterricht, welche Handlung ein Laster, welche eine Tugend sey. Freylich ist dieser katechetische Un-

* Zu wünschen wäre es, daß es mit eben so vieler Kenntniß des menschlichen Herzens geschähe. Aber so schreiben sie meistens vom Menschen, nicht wie er ist, sondern wie sie ihn sich vorstellen; und sind darinn, den Philosophen der scholastischen Jahrhunderte ähnlich, die über die Natur dicke Folianten schrieben, ohne sie einmal gesehen zu haben.

terricht, der sich so genau mit den sonderheitlichen Pflichten, und Handlungen der Menschen beschäftiget, unendlich mühesamer, als eine nach allen Regeln der Beredsamkeit ausgearbeitete Predigt, die aber nur allgemeine Wahrheiten enthält. Doch, es ist hier die Frage nicht von dem, was leichter, sondern, was nützlicher sey. Ich kenne wirklich rechtschaffene Priester, welche diese beschwerliche Arbeit freylich auf sich nahmen; ohne wortreichen Schmuck, in einem netten, aber ungekünstelten Vortrage, setzten sie die allgemeinen, und sonderheitlichen Pflichten in das deutlichste, helleste Licht, bestimmten genau die Gränzen derselben, verscheuten beydes, Irrwahn, und Unwissenheit, gleich weit von dem Verstande ihrer Zuhörer. Es konnte nicht fehlen, daß der Erfolg ihrer Arbeit gerade derjenige war, den sie sich vorsetzten: wirkliche Besserung nämlich ihrer Zuhörer, die sich haufenweise herzudrängten. Und würde dieß nicht allenthalben der Erfolg seyn, wenn man der Methode dieser Freunde der Menschheit überall folgete?

Man thut in der That den Menschen sehr unrecht, wenn man dafürhält, ihre meiste Verbrechen haben die Bosheit zur Mutter. Geschäft-

losig-

losigkeit, drückende Erniedrigung unter alle Mitmenschen, verzweiflungsbringender Mangel am Nothwendigen, Mangel des Unterrichts in der Religion, in den bürgerlichen Pflichten, selbst übel verstandene Religion; diese, diese sind die unseligen Quellen so vieler Laster, welche jene traurigen, jene schaudervollen Plätze nothwendig machen, wo die Gerechtigkeit mit zurückgewandtem Angesicht, mit bebenden Händen Menschenblut fliessen läßt. —

Immer hatte ich zu viele Hochachtung für die Menschheit, als daß ich anders hätte denken können; und wie freute es mich, da ich bey Durchlesung der gesellschaftlichen Abhandlungen die Schrift unsers verdienstvollen Vicepräsidenten, des Herrn Baron von Hartmann las, welche er über die Verminderung der Verbrechen, und peinlichen Strafen durch gelinde Wege, und weise Anstalten nach einer drey und zwanzigjährigen Erfahrung aufgesetzet hat. Ich fand darinn meine Gedanken, die bisher nichts als Muthmassungen eines menschenfreundlichen Herzens waren, von diesem Herrn durch eine lange Reihe von Erfahrungen bekräftiget. Als Grund der meisten Verbrechen wird eine verderbte, vernachläßigte



Erziehung angegeben, eine Erziehung, bey der man sichs wenig, oder gar nicht angelegen seyn läßt, das Herz des aufwachsenden Weltbürgers zu bilden, ihn von seinen Pflichten gegen den Staat, gegen seinen Nebenmenschen, gegen sich selbst zu unterrichten; man begnügt sich, ihm die Pflichten gegen Gott so vorzutragen, daß er zu viel weis, um seine Verbrechen mit der Unwissenheit entschuldigen zu können, — und zu wenig, um sie vermeiden zu wollen.

Ich habe mich geflissentlich etwas lange bey diesem Punkte aufgehalten, weil ich Leute kenne, welche erwähnen, die Lehre von den Pflichten sey unter der Würde der Kanzelberedsamkeit: gerade, als wenn sie es nicht wüßten, daß das göttliche Muster aller Kanzelredner sein ganzes Leben hindurch so oft, — so nachdrücklich die Erfüllung der bürgerlichen, und gesellschaftlichen Tugenden eingeschärfet habe.

So nothwendig aber immer der Unterricht in der Religion, — in der Pflichtenlehre seyn mag, so ist dennoch damit noch nicht alles gethan. Auch lesen, schreiben, rechnen, selbst die Bruch-

rech-

rechnung sollte der Bauernjunge lernen. Wie mannigfältig würden die Vortheile seyn, die dem Unterrichte des Landmannes daraus zuwachsen müßten! — Ich weis es wohl, man hat heut zu Tage hier, und da Sorge getragen, dieses der Jugend des Landmannes beyzubringen; allein wie gering ist dieser Unterricht! Ist es nicht noch eine wahre Marter, wenn man einen Bauern lesen höret? Muß er nicht über der Mühe, die er bey seinem Lesen, das man mehr ein Buchstabiren nennen möchte, anwendet, den ganzen Sinn der Schrift, die er vor sich hat, nothwendig verlieren? Ich habe Gelegenheit gehabt, mit dergleichen Leuten umzugehen, die auf dem Lande einen so verstümmelten Unterricht erhalten hatten, und ich muß bekennen, daß ich jedesmal aller meiner Aufmerksamkeit aufbiethen mußte, um das Vorhergehende so lange zu behalten, bis der Satz am Ende war. Dieß gilt nun für die, welche gedruckte Schriften lesen gelernet haben. Wie elend ist aber der Unterricht in dem Lesen der Handschriften, im Schreiben selbst! Und sollte dieß der Bauer unnöthig haben: warum heftet man ihm die landesherrlichen Befehle so oft bloß in Abschrift an die öffentlichen Gebäude hin? Ist es



in Rücksicht auf den Bauern nicht eben so viel, als wenn sie malabarisch, oder chinesisch verfaßt wären? Hat es nur der Schreiber von Profession, nur der Beamte, nur der Gelehrte vonnöthen, schreiben zu können? Ist nicht in dieser heute so unentbehrlichen Kunst, die vielleicht den größten Mann foderte, um erfunden zu werden, der wahre innerliche Nutzen eben derjenige für den Bauern, als er es für jeden andern Stand ist? Und die Rechenkunst? —

Aber ich habe nicht nothwendig, mich bey diesen drey Stücken lange zu verweilen. Dasjenige, was ich bey der Erziehung der Bauernjugend noch ferner verlange, kann kaum, — vielleicht gar nicht ohne den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen geschehen.

Sie soll auch die Naturgeschichte lernen; — nicht die Nämen, und Geschichten auswärtiger Thiere, und Pflanzen herzusagen wissen; nicht gerade eine systematische Kenntniß der Naturalien besitzen; auch nicht die Pflanzen, und Thiere nach ihrem Vor- und Zunamen nennen müssen; —

aber

aber doch soll sie die Naturalien ihrer Gegend genau kennen, soll Pflanze von Pflanze, Thier von Thier, Mineral von Mineral unterscheiden lernen. — Denken Sie nicht, daß ich hier etwas Ausserordentliches begehre. Ich verlange nicht, und wie könnte ich dieses? daß der Junge ein Reaumur, oder Linnäus seiner Gegend seyn sollte, daß sein Kopf alle die verschiedenen Namen der wildwachsenden Pflanzenarten, der Insekten, u. s. w. fasse; daß er die Mineralien, die man tief aus der Erde fordert, nach irgend einem Cronstädt, oder Wallerius studire: aber er soll doch die natürlichen Gattungen einheimischer Pflanzen überhaupt kennen, damit er nicht alle gelbe Wiesenblumen für Butterblumen halte; sogar soll er manche Arten, und diese werden niemals zu viele seyn, besonders kennen, ihren Nutzen, oder Schaden, wenigst überhaupt wissen. Er soll selber von den Insekten wenigstens so viel gelernet haben, daß er die Physiologie dieser Thiere überhaupt einsehe; damit er wisse, welche ihm schädlich, welche ihm nützlich seyen; damit er begreife, auf was er zu sehen habe, wenn er die schädlichen vertilgen will. Er soll die Kennzeichen der Erdarten, welche auf der Oberfläche der Erde, oder nicht tief unter

der-

derselben, vorkommen, inne haben, um richtige Anwendung davon zu machen. — Oder geschieht es nicht aus Mangel dieser Kenntniß, wenn einige Landwirthe geradezu den Mergel verwerfen: wenn andere eben so unbestimmt den Mergel anpreisen? Sie wissen nicht Mergel von Mergel zu unterscheiden; und es muß ein Ohngefähr seyn, wenn sie die schicklichen Mergel mit der gegebenen Erde vermischen.

Ich fodere noch mehr; und habe ich nicht in dem Sinne Mancher schon lange zu viel gefodert? Ich wünschte, er sollte sogar einige Kenntnisse vom Baue, vom Wachsthume, von der Einrichtung der Pflanzen, eine Kenntniß vom Baue, vom Nahrungsgeschäfte, von den Verrichtungen des thierischen Körpers, eine Kenntniß von den mancherley Krankheiten, die den Thieren, welche zur Landwirthschaft gehören, zustossen, von den Ursachen derselben, und ihren Heilmitteln haben. Man begeht ohne diese Kenntnisse tausend Fehler; und diese Kenntnisse können tausend Schwierigkeiten in der Landwirthschaft glücklich heben, wenn sie gehörig angewendet werden. Merkwürdig ist es, daß die Medicin, diese Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes, so lange

noch

noch im Flügelkleide zu gehen vonnöthen hatte, bis es geschickte Anatomiker unternommen haben, die Gebrechen der Lebenden in den Todten zu studiren. Und wenn die alte Arzneykunde große Männer gehabt, so hat auch diese ihren ganzen Glanz den Philosophen zu danken, die keinen Anstand nahmen, die Leiber derjenigen zu zergliedern, welche unter ihren Händen starben. Dieß ist die Ursache, warum diese Wissenschaft bey den Aegyptiern so elend beschaffen war. Sie wurden durch ihre abergläubische Meynungen abgehalten, Menschen zu eröffnen; und dieß ist die Ursache, warum noch heut zu Tage die Vieharzneykunde in derjenigen Vollkommenheit nicht ist, die sie haben sollte. Gesundes Vieh zu öffnen, läßt man dem Fleischer über: und krankes, oder hingefallenes mit dem Anatomiermesser in der Hand zu studiren, trägt man Bedenken. Glücklich diejenigen Länder, in welchen sich die weisen Vorstellungen einsichtsvoller Männer bis zum Throne vorgedränget, und auf hochen Schulen neben dem Lehrstuhle der Naturgeschichte, und Landwirthschaft noch eine Veterinärschule veranlasset haben! Projecte! wird man sagen, die ganz das Gepräg der Projecte des achtzehenden Jahrhunderts tragen.

— Es



— Es ist möglich, daß alle diese Vorschläge noch lange, vielleicht beständig bloß fromme Wünsche bleiben dörften; allein, sie sind es nicht allenthalben. Kömmt es auf Fähigkeiten an, so ist immer der deutsche Bauer ein Leibnitz, wenn er auch mit dem klügsten Kamtschadalen verglichen wird: und die Gelegenheit? — An den äußersten Gränzen des unermessenen rußischen Reiches, auf eine Halbinsel hingeworfen, welche man bis auf unsere Zeiten unter die unbekannten Länder gerechnet hatte, von keiner vernünftigen Seele besucht, ehe Steller dahin kam, lebten die Kamtschadalen vielleicht Jahrtausende durch in einer Dummheit dahin, die ihres gleichen nicht hat. Allein die Naturgeschichte ihres Landes hatten sie vollkommen inne. „Durchgehends kennen sie „alle ihre Gewächse, so wohl dem Namen, als „den Kräften nach, sagt Herr Steller, wissen „auch die Kräfte einerley Pflanzen nach den „verschiedenen Orten, wo sie wachsen, und der „Zeit, wenn sie einzusammeln, dergestalt zu be„stimmen, daß ichs nicht genug bewundern konn„te.“ Und welches ist die Frucht ihrer Erfahrung? Dieses, sagt Herr Steller, daß ein Itälmen, (ein Mann aus dem gesittetern Kamtschat-

ka,)

ka,) sich überall, und zu aller Zeit auf dem Lande ernähren könne; daß es unmöglich ist, ihm ein Gift, oder eine Arzney, so bey ihm wächst, beyzübringen, ohne daß ers wüßte; daß er sich mit allem zu behelfen, aus allen Dingen etwas zu machen wisse. — Ist es nicht demüthigend, daß wir in der Kenntniß der Natur von den rohsten, und ungesittesten Menschen so sehr übertroffen werden? Und ist wohl dieß ein hirnspünstiges Project, das schon die dummste Nation des Erdbodens vorlängst zu ihrem Vortheile so glücklich ausgeführet hat?

Wie sehr würde durch eine ländliche Naturgeschichte, die aber freylich gerade für das Land eingerichtet seyn müßte, in welchem sie gelehret wird, der Erfindungsgeist zum Besten des Landmannes aufgeweckt, wie viele Vorurtheile gehoben, wie viele abergläubische Meynungen getilget werden? Nicht mehr würde man es einer Zauberey zuschreiben, wenn eine gesunde Kuhe auf einmal sehr wenig Milch giebt, — wenn ganze Taubenschläge plötzlich dahinsterben. Man würde es schon aus der Naturgeschichte wissen, daß im ersten Falle eine lüsterne Schlange, oder irgend eine Kröte der Milchfrau zuvorgekommen sey, —

wis-



wissen, daß die Tauben vielleicht vom Bilsensaamen genossen haben. Man würde eben durch die Befremdung über die unerwartete Begebenheit aufgeweckt werden, dem Uebel nachzuspüren, — man würde es im Innern des Thieres aufsuchen, und in seinem Magen finden. Selbst der Mensch, wie vieles würde er der Kenntniß der Naturgeschichte zu danken haben: würde man wohl so viele betrübte Geschichten von Unglücksfällen, die der Genuß giftiger Pflanzen verursachet hat, wissen, wenn man sich genauer um die Pflanzenkenntniß bekümmerte?

Wie natürlich wäre dem Lehrer der Naturgeschichte der Uebergang zur Naturlehre! Und auch hier soll der Bauernjunge nicht ganz Fremdling seyn. Fern zwar von den prächtigen Hypothesen, welche uns die Natur des Lichtes, und den Ursprung der Farben, oder vielmehr unser Unvermögen hierüber etwas Entscheidendes sagen zu können, erklären: ferner von den Theorien über Magnetismus, und Electricität, von welchen wir noch vom Katheder nicht vielmehr als stammeln können; selbst fern von der Lehre über Bewegung der Körper, kurz, fern von

al-

allem, was abgezogene Theorie heißt; sollte man den Landmann auf die Begebenheiten in der Natur aufmerksam machen, Naturerscheinungen mit Naturerscheinungen zusammenhalten, und eine aus der andern erklären. Auffallende Versuche, sogar die Erzählungen davon, welche aber so oft ins Spielende gränzen, sinnreiche aber doch darum noch lange nichts erklärende Entdeckungen würden freylich niemal in den Mund eines solchen Lehrers kommen; aber ausgemachte Wahrheiten, richtige, und ungezweifelte Entdeckungen, die einen wirklichen Einfluß auf die Umstände des Landmannes haben, würde er mit desto größerem Nachdrucke vortragen.

Die Folge dieses Unterrichts würde seyn, daß der Landmann eine große Menge Irrthümer ablegen würde, von denen ihm einige schädlich sind, andere aber wenigstens Furcht, und Schrecken einjagen. Die feurigen Männer bey den Hochgerichten, auf Sümpfen, und ehemaligen Wallstätten würden verschwinden, die Kometen, die Nordlichter, die bunten Höfe um die Sonne würden aufhören Bangigkeit über seine Seele zu verbreiten. Nicht mehr würde er Bedenken tragen, eine

Ader-

Aderlässe, die ihm angerathen wird, vorzunehmen, weil dieser Tag in der Aderlaßtafel für bös angegeben wird. Die Blutregen, — die Schwefelregen würden so wenig Schreckliches für ihn haben, als er sich im Gegentheile wohl hüten würde das sogenannte Himmelmehl unter sein Brod zu nehmen. — Kurz, alle Gespenster des Aberglaubens, und der Einbildung würden aus seinem Kopfe hinweg schwinden.

Dafür würde dieser Unterricht schon den ersten Grund zu einer vernünftigen, dem Landmanne angemessenen Theorie der Landwirthschaft legen, darauf man dieses Gebäude mit einer geringen Mühe weiter aufführen könnte. Denn was ist die Theorie der Landwirthschaft anders, als allgemeine Regeln, welche der Naturforscher aus den Beobachtungen, und Versuchen, die er mit den natürlichen Körpern, welche den Gegenstand der Landwirthschaft ausmachen, abgezogen hat?

So verlangt man denn, wird Mancher denken, auch Theorie der Landwirthschaft beym Bauern? — Ich weis nicht, bey wem sie nothwendig seyn möchte, als eben bey ihm. Ich weis aber

aber auch, daß man überhaupt gegen die Theoristen sehr vieles zu erinnern finde. Ich habe verschiedene Gelegenheiten gehabt, mit den Feinden der Theorie zu reden, ihre Schriften zu lesen, ja ich muß es bekennen, ehe mich die Naturkunde unvermerkt eines Beßern belehret hatte, habe ich wohl selber ihre Parthey genommen. Allein, ich habe meistens gefunden, daß diese Leute nicht wissen, was Theorie sey, daß sie Luftstreiche thun, daß sie sich selber Chimären erschaffen, welche sie bestreiten mögen.

Doch, ich werde mir jezt die Mühe nicht geben, diese Leute weitläuftig zu widerlegen. Die Sache würde mich zu sehr von meinem Gegenstande abführen, und ich werde vielleicht ohnedas ein andermal Gelegenheit haben, Ihnen meine Gedanken darüber vorzulegen. Nur dieß merke ich inzwischen zur Befriedigung dieser Leute an, daß ich eben nicht denke, man solle dem Landmanne ganze Collegien über Mills Landwirthschaft, oder du Hamels Anfangsgründe des Ackerbaues lesen; aber man sollte ihm doch das Warum derjenigen Handlungen gründlich erklären, welche sein Beruf ihm aufleget.

Der

Der Vortrag müßte durchgehends bey weitem popularer, und herablassender seyn, als es der Vortrag des faßlichsten Professors auf irgend einer Schule seyn könnte. Der Lehrer hätte sich zu erinnern, daß er nicht Leute vor sich habe, die gewohnt sind, sich in tausend Spitzfindigkeiten einzulassen, oder die Gedanken eines andern mit Ueberlegung nachzustudiren. Er würde seinen Schülern lieber ein Sokrates, als ein Aristoteles, oder Pythagoras seyn; durch Fragen, und Auffodern würde er sie unterrichten, sie selber Manches errathen lassen, aber sie zugleich bey der Hand darauf hinzuführen, daß sie es gewiß errathen. Er müßte seinen Lehren, seinen Vorlesungen nicht einmal das Ansehen der Vorlesungen geben: freundschaftliche Unterredungen, lehrreiche Besuche, niemal aber Lesestunden, müßte er sie nennen. Aller Zwang müßte weit entfernt seyn; denn allemal war der Zwang dem Landmanne beschwerlich; ihm strebte er zu allen Zeiten entgegen. Die rege gemachte Neugierde würde mehr Dienste thun, als alle Befehle. Hätte der Lehrer die Gelegenheit, ein kleines Naturalienkabinet benutzen, oder einige physikalische Maschinen vorzeigen zu können, wie begierig würde sich nicht allein die Land-

jugend sondern auch unter der Arbeit grau gewordene Greisen, wie würden sie sich an den Feyerabenden herzudrängen, um darüber Erklärung zu bekommen? die Wißbegierde ist in unsere Natur eingewebt, sie ist der stärkste Trieb, der uns zu reizen vermag; aber sie schlummert sehr oft beym Bauernstande: sie muß geweckt werden, und dieß geschieht allemal ganz gewiß durch das Wunderbare, das einer Naturaliensammlung, — das physischen Maschinen niemals fehlet.

Dieß wäre nun der Anfang einer ökonomischen Landschule; nach, und nach würde die Sache vielleicht wirklich so weit kommen, daß sich dieser Unterricht in eine förmliche Schule verwandelte. Mit der Zeit würde wenigstens der schon aufgeklärtere Landmann dazu gewiß fähig seyn. Kämme es nun einmal so weit, wie ich wenigstens für die Marktflecken nicht zweifle, würde es dann nicht dienlich seyn, der Jugend förmliche Lehrbücher vorzulegen? aber diese müßten von der äußersten Wohlfeile seyn, den popularsten Vortrag mit der größten Deutlichkeit verbinden, und nichts enthalten, was nicht gerade auf die Bauernjugend Beziehung hat. In Rücksicht auf die

Landwirthschaft, dünkt mir, könnte man unsers vortreflichen Mitgliedes, des Herrn Meyer, Pfarrers zu Kupferzell landwirthschaftlichen Katechismus mit Vortheile gebrauchen *; und in Rücksicht

* Die Gesellschaft hat das Vergnügen seit ihrer Entstehung fast alle Zweige der Landwirthschaft von ihren Gliedern bearbeitet zu sehen. Die Grundsätze des Feldbaues haben wir von Herrn Grafen von Spreti; von der Verbesserung der Erde eine Abhandlung von unserm vortreflichen Herrn Vicepräsidenten; der auch von den Krankheiten der Pflanzen, und von ihrem Wachsthume eine sehr schöne Abhandlung herausgab. Herr Strelin entdeckte die wahre Ursachen des Mutterkorns, darüber die vortreflichsten Naturforscher viel Unrichtiges gesagt haben. Mittel wider den Trill (Raph. Raphanistrum Lin.) stehen in den gesellschaftlichen Schriften; wo man auch eine Erinnerung des Herrn Grafens von Haßlang über das Jäten liest. Von Aufhebung der Brachen haben mein verewigter ruhmvoller Vorfahrer, der Herr von Hoppenbüchel, und der Herr Graf von Spreti geschrieben. Ich habe in einer Schrift gelegenheitlich die Einwendungen dawider zu heben gesuchet. Das Abwechseln mit Anbauung der Früchte hat Herr Graf von Haßlang anempfholen. Ueber den Hopfenbau haben der Herr Graf von Törring-Seefeld, und der Herr Commerzienrath Bauer

sicht auf die beyden übrigen Wissenschaften? — Sollte sich nicht auch ein menschenfreundlicher Gelehrter finden, der es wagete, bequeme Lehrbücher zu schreiben?

Man sieht zur Genüge ein, wie sehr ich mich von der Meynung derjenigen entferne, welche den Vorschlag geben, Schulen der Landwirthschaft, und der damit verbundenen Wissenschaften

 für

der in Altdorf geschrieben. Herr Baron von Hartman dessen Bemühungen die Gesellschaft so vieles zu verdanken hat, hat seine Vorschläge über den Wiesenbau eröffnet. Ueber den Viehzügel haben wir eine weitläufige Abhandlung vom Freyherrn von Huber auf Maner. Für die Stallfütterung ist von mir eine Schrift erschinen. Die Herren Doktoren Dorner, und Keller haben von der Hornviehseuche, und der Herr Baron von Hartmann mit vieler Gründlichkeit von den Krankheiten der Schafe gehandelt. Von eben diesem Herrn haben wir aus eigenen Erfahrungen bewährt befundene Vorschläge wider die Pferdekrankheiten. Ueber die Waldungen endlich haben wir einen schätzbaren Aufsatz vom Herrn Baron von Ingenheim, und einen andern von unserm Herrn Vicepräsidenten, welche fast alle in dem baierisch-ökonomischen Hausvater, oder gesammelten gesellschaftlichen Schriften in öffentlichem Drucke schon erschinen.



für das Landvolk in Städten zu errichten. Der Bauer ist zu sehr für seine Erfahrenheit in dieser Wissenschaft eingenommen, als daß er sich überreden sollte, der Professor in der Stadt, dem mans im Gesichte, an den Händen ansieht, daß er des Pfluges ungewohnt sey, verstehe sie besser als er. Die Jugend, welche an den Sonntagen, und an den gebothenen Feyertagen bis zwey, oder drey Uhr des Nachmittags beym Religionsunterrichte in der Pfarr zu erscheinen hat, die sich noch vor der Nacht zu Hause befinden muß, wie sollte diese an jedem Feyertagsabende einige Stunden weit in die nächste Stadt reisen, wo Landwirthschaft gelehret wird, um darinne unterrichtet zu werden? Müßte sie nicht zum einzigen Hingange in eine solche Stadt in manchen Gegenden ganze Tage zubringen?

Die Lehrer der zur Landwirthschaft nöthigen Wissenschaften sollen also nicht Professoren seyn, die hier, und da in den Städten angestellet werden müßten; Männer sollen es seyn, die an den Oertern selbst sich befinden, wohin sich die Nachbarschaft an den Festtagen zahlreich versammelt. Und wer würde wohl zu diesem men-

schen-

schenfreundlichen Geschäfte geschickter seyn, als die Geistlichen auf dem Lande: — sie, derer Beruf es ist, Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes zu werden? Wie angenehm müßten ihnen die Stunden dahin fließen, welche sie von den Berufsstudien übrig haben, wenn sie dieselben wechselweise in die Betrachtung der Natur, und in den Vortrag allgemeinnützlicher Wahrheiten eintheilen würden? Sie würden die Stifter einer Anzahl glücklicher Familien werden, und der Segen ihrer Nachbarschaft, — des Vaterlandes, — der ganzen Menschheit würde ihnen noch über das Grab folgen.

Es ist wahr, manche Beschwerde würde ihnen aufstossen, — manche Verdrüßlichkeit sich wider sie empören: dieses würde besonders anfangs etwas Gewöhnliches seyn; denn allzeit haben die Menschen ihre Wohlthäter gehasset. Allein, wäre es dann nicht auch die Pflicht des Vaterlandes, ihnen die fröhlichsten Aussichten zu eröffnen, ihnen Vorzüge, Begünstigungen, Freyheiten, auch Ehrenstellen angedeihen zu lassen, sie wider die Feinde ihrer Unternehmungen thätig zu schützen, und allemal ihren Sieg mit einer Art von Triumph zu krönen?



Hier fällt die Sorge für den Ort des Unterrichts mit einem Male weg; die Wohnung des Lehrers, oder wäre hier der Platz zu enge, die gewöhnliche Dorfschule würde der schicklichste Ort des Unterrichtes seyn: im Frühlinge, — im Sommer würde dieser Wohlthäter der Menschheit seine Zuhörer auf Spaziergänge einladen, ihnen eine anschauende Kenntniß der auffallendsten Unterscheidungszeichen an Pflanzen, und Thieren verschaffen, und sie mit den Eigenschaften der Naturalien, wie sie ihm vorkommen bekannt machen.

Der künftige Vorsteher einer solchen ökonomischen Landschule — würde er wohl mit den Kenntnissen zufrieden seyn, welche er auf seinem Studierzimmer gesammelt hat? Würde er die Gelegenheit vorbeygehen lassen, sich zugleich von allen Vorfallenheiten der ländlichen Oekonomie auch praktische Kenntnisse zu erwerben? — Dieses würde für ihn um so viel nothwendiger seyn, als es schwerer ist, dem Landmanne Dinge vorzutragen, die er allein zu wissen glaubet. Ein einziger Fehler, den er bemerket, und er bemerket im praktischen Theile den geringsten, bringt den Lehrer

um

um alles Ansehen, um alles Zutrauen; er denkt nicht, daß man die Grundsäze der Landwirthschaft vortrefflich inne haben könne, ohne gerade darum eine besondere Geschicklichkeit in ihrer Ausübung zu besitzen. Und zum Unglücke hat der Bauer eben nicht ganz unrecht: man weis wirklich nicht alles, wenn man von einer Kunde zwar ihre Grundsäze ganz inne hat, aber sie doch nicht ausüben kann. Es würde sich auch gewiß derjenige einer sehr grossen Nachläßigkeit schuldig machen, welcher Muße, und Gelegenheit hat, sich mit dem praktischen Theile jener Wissenschaft, deren Theorie er besitzt, bekannt zu machen, solche aber verabsäumte.

Dieses alles setzet nun freylich wohl voraus, daß der Geistliche, welcher irgendwo auf dem Lande bey einem Benefizium, — bey der Seelsorge ansteht, schon eine ziemliche Landwirthschaftskunde mit sich bringe. Allein, warum sollte ich mir diese Voraussetzung nicht erlauben, nachdem wir eine höchste Verordnung noch von unserm gütigsten, — wohlthätigsten **Maximilian Joseph** höchstseligen Andenkens erhalten haben, daß alle kurfürstliche Titulanten-Geometrie, und Landwirth-



wirthschaft verstehen sollten? — Aber nicht die Geistlichen allein, — auch die Beamten sollten gründliche Kenntnisse der Landwirthschaft, und der damit verbundenen Naturlehre, und Naturgeschichte mit sich hinaus auf das Land bringen. — Sie sollten die Väter ihrer Untergebenen, nicht ihre Despoten seyn wollen; und wie viel könnten nicht freundschaftliche Unterredungen, Ermunterungen, und Zureden eines Beamten nützen, der mit einer tiefen Einsicht in die Grundsätze der Landwirthschaft dem Landmanne den Weg weisen würde, den er zu gehen hätte, wenn er seine Umstände beßern wollte! Es wäre gut, wenn man es dahin bringen könnte, daß sich sogar jeder Schreiber um Unterricht in diesen Wissenschaften umsehen müßte. Dadurch würde man gleichsam eine Pflanzschule künftiger, geschickter Landbeamten anlegen, welche durch ihr Beyspiel die Stifter des Segens für ganze Gegenden werden könnten. Allein, wo sollen sie diese Kenntnisse herholen? — Aus den Stadtschulen, welche diesen Wissenschaften geweihet sind, und die einem jeden, nicht gerade demjenigen, der sich gleichsam zunftmäßig in dieselben einverleiben ließ, offen stehen sollen. Ist es nicht sonderbar, wenn man allgemeinnützliche

Wahr-

Wahrheiten bloß einem kleinen Haufen ausschließsungsweise vorträgt, einem Haufen, davon sich jedes Mitglied zu Nebendingen, (ausdrücklich, oder einbedingtermassen, es läuft doch immer auf Eins hinaus,) verbinden muß, die unmöglich jedem, der in der Hauptsache Theilnehmer seyn möchte, willkommen seyn können? Warum sollen dasjenige nicht alle hören dörfen, was allen nützen soll?

Wie wünsche ich aber auch hier, daß man auf die Lesestunden dieser Wissenschaften ein genaueres Augenmerk richten möchte, als es in den meisten Provinzen Deutschlands geschieht; daß man der Naturgeschichte und der Landwirthschaft alle jene vorzügliche Sorgfalt widmete, die sie verdienen! Es ist unglaublich, wie viel Licht dergleichen Lehrstühle auf Universitäten über ein ganzes Land zu verbreiten im Stande sind: vom Professor bis zum Bauern würde es in Rücksicht auf diese Gegenstände immer mehr Tag werden. Würde es nicht der Mühe werth seyn, diese beyden so nützlichen Kunden daselbst nach ihrer ganzen Weitläuftigkeit, — in den übrigen Schulhäusern hingegen wenigst zur Genüge

durch



durch eigens aufgestellte, — reichlich besoldete, — aber auch geschickte, fleißige, unermüdete Lehrer vortragen zu lassen? Da noch der aristotelische übel verstandene Kramm in den Schulen ausgepackt wurde; da man in den philosophischen Lesesälen keinen andern Nutzen schöpfte, als daß man den Kopf mit Ideen voll pfropfte, die man nie zu geschwind wieder vergessen konnte; da diese Orte gerade nur dazu dienten, daß man das schöne Latein, welches man in den niedern Schulen gelernet hatte, verdarb, damals wendete man drey volle Jahre für den Quark an: und heute, da wir es der gnädigsten landesherrlichen Sorge der Regenten, und den erleuchten Einsichten großer Schulmänner zu danken haben, daß es in den philosophischen Schulen sowohl, als in den übrigen Licht geworden, — jetzt wird die sämmtliche Philosophie mit Einbegriff der Mathematik, der Naturgeschichte, und der Landwirthschaftskunde in einem, oder zwey Jahren, von einem, oder zweenen Männern mehr übereilet, als vorgetragen. — Man thut unrecht, wenn man die Schuld davon auf die Rechnung derjenigen schreibt, welche diese Einrichtung machten. Es war nicht allemal in ihrer Macht, das zu thun, was sie wünschten.

Im-

Immer sollten die Schulen eines Landes seinen Bedürfnissen angemessen seyn. Wenn man in den öffentlichen Schulen fein ausgedachte Lehrgebäude von den Elementen der Körper, von der Natur des Lichtes, von den Eigenschaften des Magnets, u. d. gl. vorträgt, und über die Eigenschaften der Kälte, der Hitze, des Thaues, des Regens, der Donnerwetter, der damit verbundenen Electricität, u. s. w. hinwegeilt; wenn man sich in den bajerischen Schulen lange mit der Astronomie beschäftiget, und genau alle Ungleichheiten des Mondes, der Ebbe, und Flut berechnet; aber darüber die Physiologie der Thiere, und Pflanzen versäumt: wenn man vieles von der Geschicklichkeit der Elephanten erzählet, ängstlich die Frage untersuchet, ob der Orang-Utang Mensch, oder Affe sey; aber die Natur des Schafes, des Rindes, des Pferdes, u. d. gl. nur im Vorbeygehen berühret: so ist man einem Manne ähnlich, der sich in Lumpen kleidet, aber neben den Nahten Edelsteine hinsetzet, die weiter zu nichts dienen, als die elende Kleidung sichtbarer zu machen.

So fleißig übrigens, so passend auf das Land, in welchem man lehret, die Stadt- und

Land-

Landschulen betrieben werden, so wird doch mit allem dem wenig ausgerichtet seyn, wenn nicht einige Hindernisse gehoben sind, die der Erziehung der Bauernjugend im Wege stehen. Wir wollen uns noch einige Augenblicke dabey aufhalten.

In den Gegenden, wo der Bauer das Vieh auf die Weyde schicket, ist er, wenn nicht Gemeinweyden da sind, gezwungen, einem seiner jüngeren Söhne die Sorge darüber anzuvertrauen. Die Bestellung eines solchen Hirtenknaben hat in mehr als einer Rücksicht den Tadel vernünftiger Leute, — gefühlvoller Menschenfreunde. Nichts zu melden, daß ihn der beständige Umgang mit dem Viehe allmählich ein Laster lehret, welches die Natur verabscheuet, so fließen wenigstens die biegsamsten Jahre des Knaben in einem wahren Müßiggange dahin; er erlangt keine von den Kenntnissen, die einem geschickten Landwirthe so unentbehrlich sind; und wird niemal ein wahrer Landwirth werden; kaum wird er geschickt seyn, einen bloßen Taglöhner der Natur abzugeben. Alle Arbeit, die ihm in Zukunft nicht die Nothwendigkeit aufleget, wird er fliehen; die Seelenfähigkeiten bleiben unbenutzet, und verwildern, und

de

der ganze künftige Landmann wird beynahe zu einer wahren Maschine: denn er hat in seinen besten Jugendjahren den Grund zu jener Gedankenlosigkeit geleget, welche ihn in der Folge zu aller Ueberlegung unfähig machet.

Da diese Hirtenknaben ohne dieß meistens jüngere Bauernsöhne, oder doch solche Kinder sind, welche man sich zu künftigen Knechten selbst erziehen will, sollte es nicht ohne Vergleich besser gethan seyn, wenn man ihnen allen denjenigen Unterricht beybringen liesse, den man in der Gegend, wo man sich aufhält, findt; wenn man sie die übrigen Stunden nicht bey einem müßigen, gedankenlosen Geschäfte, dergleichen das Viehwenden ist, zubringen liesse, sondern sie selbst zu allen Arbeiten, derer ihr Alter fähig ist, anführte, oder durch seine Untergebene anführen liesse; — wenn man ihnen zugleich bey jeglicher Arbeit, die sie verrichten, bey jeglichem Kunstgriffe, den man sie versuchen läßt, das Warum derselben erklärete? Dieß wäre der Weg, auf welchem man denkende Landwirthe, denkende Bauern, (eine seltene Erscheinung!) bekommen würde. Und was würde man nicht von solchen Leuten einstens zu er-

war-

warten haben? — Die Natur, wenn sie uns mit ihren Wohlthaten überhäufen soll, will studiret werden; und wie läßt sich dieses ohne vieles, ohne reifes Nachdenken thun, welches der Bauer bey der bisherigen Erziehung niemal gelernet hat? — Ein Fehler, welcher die Aufnahme der Landwirthschaft unendlich hemmen muß!

Dieser Fehler dünkt mir so erheblich, daß ich dafürhalte, man sollte sogar in den Ländern, in welchen man glaubet, gewaltige Kriegsheere seyen zur Glückseligkeit eines Staates unumgängliche vonnöthen, mit Aushebung der Recrouten behutsamer seyn. Man weis es aus der Physiognomik, welche heut zu Tage anfängt, ein neues Licht über manche Wissenschaften zu verbreiten, daß die Seele zwar nicht ihren Körper baue, wie Delius erweisen wollte, aber dennoch, gleichsam wider ihren Willen, viele Veränderungen in demselben hervorbringe: man weis es gleichfalls daher, daß ein wohlgebildeter Körper die Seelenwirkungen erleichtere. Diese beyden Gründe vorausgesetzt, die ich als erwiesen annehme, nachdem sie des Sokrates, und aller Jahrhunderte Zeugniß, auch die Erfahrung für sich haben,

diese

diese Gründe vorausgesetzt, sage ich, sollte man wohl denken, — man werde da viele raffinirende Bauern, (man erlaube mir diesen fremden Ausdruck,) antreffen, wo man die schönsten Leute zum Soldatenstande hinwegnimmt? — Oder liegt mehr daran, eine Menge schön gewachsener Leute in langen Gliedern hinzustellen, die in Rücksicht auf ihren Körperbau doch weiter zu nichts dann zur Parade dienen, als ein Land voll tüchtiger Bauern zu haben, die mit der Stärke ihrer Glieder der Erde die Güter abzwingen, welche sie in selber durch ihre Geisteskräfte entdecken? — Man wird hier vielleicht Manches zu erinnern wißen; allein ich denke immer, es gehöre weit weniger Seelenvermögen zu einem Gemeinen, der sich maschinenmäßig in den Waffen zu üben hat, als zu einem Bauern, welcher der Natur ihren Segen abzwingen muß. — Auch das Studium sollte man den Bauernjungen nicht so allgemein gestatten. Sie haben aber gute Talente. — Sie sollen sie haben; muß denn gerade die Edelste der Künste, die Landwirthschaft, von den dummsten Köpfen getrieben werden? Freylich ist es ein Fehler der meisten Menschen, daß sie immer mehr auf ein blendendes Außenwerk,

als



als auf Gründlichkeit sehen; immer lieber kleine, glänzende Verdienste, als große, — als gemeinnützliche belohnen? — Allein, wenn dieß der Fehler einzelner Personen ist, muß es auch der Fehler ganzer Nationen seyn? es ist rühmlich, es ist sogar Pflicht für den Staat, daß er die Ausbreitung der eigentlich sogenannten Gelehrtheit nach Vermögen besorge; aber es muß dieses niemal auf Kosten der nützlichsten aus allen Wissenschaften, der Landwirthschaftskunde geschehen.

Doch, ich werde vielleicht ein andermal von den Hindernissen der Landwirthschaft weitläufiger zu reden Gelegenheit haben. Heute habe ich ohnehin schon zu lange Ihre Gedult misbrauchet. — Möchte doch die Erziehung des Landvolkes, dieses allenthalben mit so vielem Unrechte venachläßigten Theiles des menschlichen Geschlechtes, einmal die Bemerkung einsichtsvoller Minister, die Hilfe weiser Regenten, welche sie so sehr verdienet, erhalten! Möchte solche doch, wenn sie nicht den ganzen Schimmer bekömmt, den ich ihr mit warmen Eifer, — mit dem regsten Gefühle, das ich für das Wohl meiner Mitmenschen habe, wünsche, doch wenigstens namhaft, und werkthätig ver-

verbesseret werden! — Hindernisse, ich verkenne sie nicht, große Hindernisse stehen der Erfüllung meiner Wünsche im Wege, aber sollen wir nicht hoffen, der große Geist unsers Durchleuchtigsten Fürsten werde sie alle zu besiegen wissen? Ja, das hoffen wir, darauf vertrauen wir, und sehen der Erfüllung dieser Hoffnungen mit reger Begierde, — mit lebhafter Zuversicht entgegen. Unterdessen werden es patriotische Männer, welche die Fürsicht auf das Land versetzet hat, unternehmen, das Landvolk durch ihre unterrichtende Gespräche zu diesem schönen Tage, der hereinbrechen wird, vorzubereiten, und selbst die Morgenröthe davon zu seyn, sie werden sich Mühe geben, durch ihre Privatunterredungen beydes, das Herz, und den Verstand des Landmannes zu beßern. Glückselig jene Zeiten, o, möchten sie bald kommen, welche die Früchten dieser Unternehmungen einärnten werden!

Tempus in agrorum cultu consumere dulce est.

Ovidius.

Landwirthschaftlicher geprüfter Vorschlag über das Holzwesen.

Die unglückliche Folge beweiset, daß in jenen Ländern, wo ein Holzmangel sich erzeuget,



das Band des Gewerbes, der Handwerken, und Manufakturen merklich zerrissen, auch alle Stände in die äußerste Bedürfniß versetzet werden.

Unser würdiges Mitglied Theodor Freyherr von Ingenheim hat deßwegen durch seine herausgegebene Abhandlung von dem Mangel des Gehölzes, und den wesentlichen Mitteln diesem landschädlichen Uebel zu steuern, um das gemeine Wesen sich vorzüglich verdient gemacht. Und die kurbaierische landwirthschaftliche Gesellschaft wünschte daher mit einem immer rege fortdaurenden, edlen, patriotischen Eifer, daß man dieser nützlichen Vorschrift sogleich gefolget hätte; wodurch dem landesverderblichen immer mehr sich äußernden Holzmangel bereits gedeylich vorgebogen, oder merklich abgeholfen seyn wurde.

Da nun der Nationaleifer dem Staate zu dienen, den allgemeinen Nutzen zu erweitern, und das Wohlergehen des Nebenmenschen zu befördern vom Tage zu Tage zu reiferer Blüthe gereichet; die Gesellschaft auch nur solche Stücke anrathet, worüber dieselbe zuvor die gehörigen Proben fürgekehret, die Versuche geprüfet, und durch die

nn-

untersuchten Urquellen die Grundursachen untrüglich entdecket, folglich die Natur in ihrer verborgenen Lage gleichsam überraschet hat: so wurden auch von besagtem Freyherrn von Ingenheim, als Forstmeister, neue Versuche angestellet, und der Gesellschaft zur Prüfung überreichet, sohin ordentlich beurtheilet.

Man findet sich also verpflichtet aus tragenden reinen Gesinnungen, und edler Denkungsart solche Versuche mitzutheilen.

Gedachter Freyherr von Ingenheim hat in erst berührter Abhandlung schon dargethan, wie ungemein nutzlich es wäre, wenn der untere Stock bey den Häusern, Ställen, Stadeln (so vom Holze auferbauet werden) so viel nur möglich, von Steinen aufgeführet wurden; weil die hölzernen Gebäude auf der flachen Erde der bäldesten Vermoderung, und fruhzeitiger Verfaulung ausgesetzet sind.

Es ist demnach der Herr Verfasser in Rucksicht des Bauholzes, dessen herzustellender Verbesserung, und Dauerhaftigkeit weiters auf die folgende recht nutzbare Erfindung gerathen, welche auch mit einem untrüglichen, und glücklichen Erfolge gekrönet worden ist.



Man läßt nämlich die zum Bauholze bestimmten Stämme, und Bäume im Märzmonate sich anweisen, und thut solche, ehe sie in ihren vollen Saft kommen, zween, bis drey Schuh hoch von der Erde an gerechnet, abschälen, so daß sie von der ganzen Rinde bey zween Schuh breit entblösset werden. Dadurch trocknet der Baum nach, und nach auf dem Stamme recht nutzlich, und langsam bis auf den Kern aus; dem auch der Saft nicht mehr nachsetzen kann: es werden anbey die in dem Baume noch befindlichen übrigen Feuchtigkeiten verflüchtiget, die Stämme von dem Uebel kernfaul zu werden gänzlich befreyet, und also die Stärke, und Dauerhaftigkeit des Bauholzes ausnehmend vermehret, und verbeßert.

Wenn also die Bäume auf diese Art ausgetrocknet sind, so läßt man dieselben im Monate November (Wintermonat) schlagen, und hält sie zum künftigen Baue, oder andern nöthigen Vorrathe wohl auf; denn es ist ein ungemein dauerhaftes, der Kernfäulung nicht unterworfenes Holz.

Man will weiters mit einem patriotischen Eifer anrathen, die Strassen, und andere Pläze,

wo

wo es dem Getreide ohne Nachtheile geschehen kann (wie es in vielen wohl eingerichteten Ländern beobachtet wird) mit Obstbäumen zu bepflanzen.

Der dadurch sich ergebende Nutzen würde ganz ungemein erweitert werden; denn nebst dem, daß der Landmann sehr vieles Geld aus dem Obste lösete, könnte man auch vielen Most machen: und das übrig bleibende schlechtere Obst würde für das Vieh, besonders für die Schweine verwendet, und also der heut zu Tage immer mehr verfallende, sonst so nutzbar gewesene, und zur Wohlfeile aller Gattungen Fleisches merklich beytragende Schweinziegel sehr befördert, auch neuerdings empor gehoben werden können.

Man hat anbey folgende von der Gesellschaft vorgenommene, geprüfte Erfahrungen noch beyrucken wollen. Wenn man nämlich auf wilde Birn- und Aepfelbäume (also auch von andern Obstsorten) allezeit von dergleichen Frucht, ja selbst in Ermanglung guter Zweigen die eigenen Zweige dieser Bäume aufpelzet, so verbeßern, und vermehren sich die Früchte ganz ausnehmend; und

in Verlauf dreyer Jahren hat man das Obst in großer Menge zu erwarten.

Bey dem Pelzen will man weiters eine aus der Naturskunde hergeleitete, und durch Gesellschaftliche im gutem Versuche erfolgte Unternehmungen unterstützte Erfahrung mittheilen: wie man nämlich, wenn ein gutes Obst, und dauerhafte Bäume erziegelt werden wollen, jederzeit auf die Fruhobstbäume auch Fruhobst, und auf die Spatobstbäume auch Spatobst, und so viel möglich, gleiche Gattungen auf gleiche Stämme, oder Wildlinge pelzen soll; welche zu gleicher Zeit ausschlagen, blühen, und ihre Früchte zur Reife bringen.

Die Ursach ist folgende. Alle Pflanzen, und Bäume gehen aus Mangel der Nahrung zu Grunde; daher fallen auch bey anruckender Winterszeit die Blätter von den Bäumen. Wenn also auf einen Spatobstbaum ein Fruhobst gepelzet wird, so fordert dieser Pelzer viel früher, als der andere zu grünen anfängt, die Nahrungssäfte; die ihm aber der Spatobstbaum noch nicht in behörigem Maaße ohne seinem eigenen Scha-

den

den mittheilen kann. So lang also dieser Pelzer noch jung ist, so ziehet er zwar Saft genug an sich, und dauret dessen Wachsthum drey bis vier Jahre; wird er aber größer, so erschöpft er den Baum, entzieht ihm seine Nahrung, und der Stamm, und Pelzer sterben miteinander ab: weil der Stamm ertröcknet, und also, da er seinen eigenen Saft verlohren hat, dem Pelzer keine Nahrung mehr mittheilen kann.

Wenn man hingegen auf einen Fruhobstbaum ein Spatobst pelzet, so steigen die Säfte schon ehe hinauf, ehe der Pelzer von dem Spatobste sie aufzufassen im Stande ist: derselbe wird also davon überladen, und stirbt für Vielheit der Nahrung.

Des Freyherrn von Hartmann ꝛc. geprüfte Entdeckungen des Reifes

Es ist zum Genügen bekannt, welchen ungemeinen Schaden der Reif den Pflanzen, dem Getreide, und dem Obste zufüge. Die Naturskunde lehret uns, daß der Reif ein Thau sey, welches sich an die Körper anhängt, und auf densel-



selben gleichsam zu einem Eise wird. Da die Pflanzen, und Bäume als organische Körper von diesem gefrorenen Thaue, oder dem Reife beneʒet werden, so ereignet sich, daß durch dessen Gefrier, oder Eis die Kälte in ihre Luftlöcher urplötzlich eindringe, ihren natürlichen Umlauf hemme, und also dieselben erfröre, und verderbe.

Diesem landschädlichen Unheil, und allgemeinen Uebel kann demnach bey entdeckter Urquelle auf folgende Weise vorgebogen werden. Ein fleissiger Landwirth läßt auf das Ende seiner Felder, oder angebauten Gründen verschiedenes Holzwerk, von sonst ohnehin nicht viel brauchbaren Schaiten, Holzspänen, und Reisern, oder brennlichten Dingen an verschiedene Pläʒe führen; und wenn er einen Reif befürchtet, läßt er fruh morgens um 2, 3, oder 4 Uhr nach der Höhe, und Länge des Tages gerechnet, einige dieser Reiser, oder Häufen anzünden, wo der Wind herkommt: damit der Rauch davon gegen die Früchte zugetragen werde. Hiedurch wird der Reif theils merklich vertrieben, theils auch dessen Kälte, und daraus erfolgende Erstockung vermindert, oder gänzlich getilget: und also werden die Früchte von

dem

dem Brande, und der davon entstehenden Verderbung befreyet. *

Die Obstbäume werden auch von der Gefahr des Reifes auf folgende Art frey, und unbeschädiget erhalten, wenn sie anderst mit Strohwänden nicht bedecket werden können. Man stellet nämlich unter dieselbigen einige mit frischem Wasser angefüllte Gefässe. Da nun dieses untergesetzte Wasser seine Ausdünstungen von sich giebt, so vereinbaret sich solches urplötzlich mit dem anfallenden Reife; weil das Wasser, und der Reif als zween wässerichte gleiche Körper die Kraft, und Eigenschaft besitzen gegen einander zu ziehen.

Der Reif drucket das Wasser herab; dieses vereinbaret sich vermittelst seiner Ausdünstung als ein ähnlicher Körper mit demselben. Der Reif wird durch diese Vereinbarung zu schwer; folglich fällt er herab; und vermöge der anziehenden Kraft in die untergesetzten mit Wasser gefüllten Ge-

* In jenen Ländern, wo es vielen Weinwachs giebt, bedienet man sich bereits schon lang, besonders aber in Tyrol, mit werkthätigem Nutzen dieses Mittels; wodurch die Weinstöcke bey einem anfallenden Reife von aller Gefahr, und Schaden befreyet verbleiben



Geschirre: wodurch also die Bäume von allem Schaden befreyet bleiben.

So schädlich nun immer der Reif ist, eben so vieles, und bisher für unvermeidentlich geschienenes Unheil verursachet das sogenannte Hönig- oder Mehlthau.

Dieses Thau ist derjenige Saft, welcher durch die Wärme aus den Pflanzen, und Blumen getrieben wird.

Alle Pflanzen besonders aber einige Blumen haben sehr viele anklebende, hönichte Theile in sich. Dieser Satz ist untrüglich; denn daher erhalten wir durch die Bienen das Wachs, und Hönig.

Zu Zeit der Blühe sind die Früchte vermöge ihres Triebes voll dieser Säfte. Eine große Hitze zieht solche an sich; die Sonne kochet, und verdicket dieselben: hiedurch wird dieses Thau schwerer, als die Luft, und fällt auf die Pflanzen, oder das Getreid zurücke. Da es nun durch die Sonne zu einem von Wachse, und Hönig vereinbarten, auch bereits verdicketen, klebenden Saf-

te, einiger Maßen verkochet, und verwandelt worden ist, so verstopfet es die Schweißlöcher der Pflanzen; wodurch dieselben als ein organischer Körper ihres behörigen Umlaufs, und innerlich-natürlichen Wachsthumes beraubet werden: folglich gänzlich zu Grunde gehen.

Dieser landschädlichen Ereigniß wird ganz ausnehmend vorgebogen seyn, wenn man an jenen Orten, wo dergleichen Mehlthaue öfters zu fallen pflegen, die Früchte, da sie in der Blühe stehen, mit der Asche, besonders von dem Buchenholze, ganz fein bestreuet. Denn da die Asche aus einer unauflöslichen Erde, und vielem Alkali, das ist, aus einem laugenhaften Salze besteht, so läßt sich solche durch diese anfallenden, und sich anklebenden Theile keineswegs auflösen; und ihre alkalische Kraft verzehret gleichsam das Hönig- oder Mehlthau: wodurch also die Schweißlöcher der Pflanzen von der Verstopfung bewahret werden: gleichwie auch der Umlauf des innerlichen Wachsthumes vollkommen erhalten wird. Die Ursache aber, warum die Buchenasche die beste sey, ist folgende. Die Buchenbäume sind diejenigen, welche fast gar keine pechichte, oder harzichte

zichte



zichte Theile mit sich führen; folglich ist die Kraft der daraus gebrannten Asche ein gegen das Hönigthau vorzüglichstes Mittel: weil diese Asche von aller auch geringster anklebender Eigenschaft gänzlich befreyet ist.

Gleichwie aber bey der gebrauchender Ausstreuung dieser Asche gegen das Hönigthau,* und bey obenangeführter Anzündung der errichteten Schaitenhaufen gegen den Reif vorzüglich auf den Wind, woher solcher wehet, der Bedacht zu nehmen ist: sich aber oftmal ereignen kann, daß man bey Gebrauchung dieser Mittel den Wind kaum beobachten kann, so will man hiemit zu dessen Erkänntniß folgende, bekannte, leichte, und untrügliche Weise dem etwa noch unwissenden gemeinen Manne entdecken.

Man befeuchte nämlich seine Hand mit Wasser (andere nehmen gleich den kleinen Finger mit Spei-

* Zur Ausstreuung der Asche besonders auf einem grossen Felde ist ein etwas leichter Wind allerdingen erfoderlich; weil derselbe die feinen Theile der Asche den Früchten zutragen muß: welche sich auf eine solche Art ganz leicht, und nützlich an dieselben anhängen können.

Speichel aus dem Munde benetzet) lege solche auf den Rucken, gehe gegen Aufgang, oder Untergang der Sonne, oder gegen Mittag, oder Mitternacht; von welcher Seite her die benetzte Hand empfindlicher kalt wird, von derselben Seite bläßt der Wind her.

Bey dieser erhaltenen Erkänntniß wird sohin die Anwendung oben angeführten Mittel merklich erleichteret, und der zu erwarten seyende Nutzen ungemein vergrößeret werden.

Gelehrte Anzeig.

Zu Frankfurt am Main bey Varrentrapp Sohn, und Wenner ist Grundriß der Staatswirthschaft, zur Belehrung, und Warnung angehender Staatswirthe, von dem Verfasser des Lehrbegrifs sämmtlicher Oekonomie- und Kammeral wissenschaften erschienen.

Der Verfasser theilt diese Wissenschaft so ein: daß er nicht, wie es unsere Vorältern gethan, solche mit der Politik für eines hält. Ueberhaupt besteht das ganze Werk aus nachfolgenden

Ka-

Kapiteln: 1) Grundsätze der Staatswirthschaft, oder allgemeine Haushaltungskunst. 2) Vermehrung der Einwohner rc. rc. 3) Vernünftige Erziehung, und zweckmäßige Sitten. 4) Vervollkommung des Ackerbaues, und der Landwirthschaft. 5) Von Bergwerken und Schmelzwesen. 6) Von Manufakturen und Fabriken. 7) Von Ceremonien. 8) Allgemeine Grundsätze, Commerzien zu gründen, und zu befördern. 9) Hilfsmittel zur Emporbringung des ganzen Nahrungsstandes. 10) Grundsätze, und verschidene Gestalten der Auflage. 11) Zweckmässige Erleichterungsmittel zur Beförderung einer fortdaurenden Glückseligkeit des Staats. 12) Untersuchung der Frage: ob eine unbegränzte Anhäufung der Reichthümer vortheilhaft, der Luxus aber unter allen Umständen nachtheilig sey. 13) Von den allgemeinen Pflichten der Unterthanen sowohl gegen den Staat, als sich selbst. 14) und 15) Unmittelbare und mittelbare Pflichten derselben. 16) Fehlerhafte Beschaffenheit der Staatswirthschaft in Ansehung der Grundsätze. 17) Fehlerhafte Beschaffenheit derselben in Ansehung der Bevölkerung. 18) In Ansehung der Erziehung und Sitten; 19) in

An-

Ansehung der Landwirthschaft; 20) in Ansehung des Bergwerks= und Hüttenwesens; 21) in Ansehung der Manufakturn, und Fabriken; 22) in Ansehung des innländischen Handels, und der auswärtigen Kommerzien. 23) Vernachlässigte Erleichterungsmittel zu fortdaurender Glückseligkeit des Staats. 24) Fehlerhafter Eigenschaften angehäufter Reichthümer, und des unbegränzten Luxus. 25) Fehlerhafte Beschaffenheit der veschidenen Arten von Auflagen. 26) 27) und 28) Von den Vernachlässigten, allgemeinen, unmittelbaren, und mittelbaren Pflichten der Unterthanen sowohl gegen den Staat, als gegen sich selbst.

Der Verfasser ist, und bleibt einer unserer verdienstvollesten Männer, dessen weitumfassender Geist mit einer deutschen Freymüthigkeit seine Werke schreibt. — Ich wünschete: daß diese gegenwärtige Schrift, so wie desselben Lehrbegrif sämmtlicher Oekonomie= und Kameralwissenschaften in jedes Mannes Händen wären, der einen Theil der Staatswirthschaft zu besorgen hat. Welche glückliche Aussichten; — welche erwünschte Anstalten würden vielleicht durch diese Entstehen.

Mit=



Mittel Tinten und Eisenfleck aus dem Weißzeug zu bringen.

Sauerklee (oxalis Corniculata) wächst gerne in den Grasgärten, und nassen Wiesen; die Bauersleute wollen aus dessen Blühe, wenn solche im May häufig gewesen, ein nasses, und wann solche nicht so häufig war, ein trockenes Jahr vorsagen.

Die Apotheker verfertigen daraus ein Salz, so unter den Namen Sauerkleesalz um theures Geld verkauft wird, und zur Vertilgung der Tinten und Eisenflecken ungemein dienlich ist.

Wo sich ein dergleichen Fleck findet, so nimmt man ein solches Salz, legt es auf das befleckte Ort, reibt es mit dem Finger etwas, und haltet sodenn den Fleck über einen zinnern Teller, der auf einem Hafen voll siedheißen Wassers stehen muß) fest, und der vorgeweste Fleck wird weg seyn.



Baierisch-ökonomischer
Hausvater
zum Nutzen
und Vergnügen.

XXVII. Stück. October 1781.



Fortsetzung
der ökonomischen Regeln für den Monat October.

Im Felde. Was im vorigen Monat nicht zu Stand gekommen, oder verrichtet worden, nunmehr ohne Zeitverlurst vornemmen. Das aufwachsende Gebüsch, und Stauden auf den Wiesen vertilgen, und ausrotten. — Das Grummet, wenn es im vorigen Monat noch nicht geschehen, einführen. — Wasserableitungen auf den Feldern besorgen, damit die unmäßige Näße den Früchten nicht schade.

Im Garten. Was zu Saamen bestimmt, aus der Erde nemmen, und im Keller aufbewahren, damit man dergleichen Saamengewächse im Fruhjahre in Garten wieder versezen kann. —

Gelbe Rüben in ein wohl bedüngtes Erdreich säen: um dergleichen im Frühjahre zu haben. —

Im Baum und Obstgarten. Das späte Obst ganz noch abnehmen. — Linden Versetzen, so es auch mit den Nüß- und Kastanienbäumen machen.

Vom Vieh. Jenes Vieh, so man zur Zucht nicht aufbehalten will, verkaufen. — Keines auf naße Wiesen treiben, den man schadet nicht nur den Wiesen, sondern setzt auch das Vieh der Gefahr aus, krank zu werden. — Nicht mehr Schaaf über Winter behalten, als man glaubt Futter zu haben. — Den Pferden die Mäuler räumen. — Auf die Füllen sehen: daß sie keine Kehlsucht bekommen. — Zum Rebhühnerfang die Treibzeige gebrauchen. —

Im Hause. Kraut einschneiden. — Kraut- und Rübenblätter durch die Luft austrocknen: damit mau dergleichen im Winter zu Futter für das Vieh hernemmen kann. Die Strohdächer ausbessern. — In diesem Monat fängt man mit dem Fleischräuchern an. Auch soll man itzt wieder spinnen lassen, und überhaupts dasjenige thuen, was man im vorigen Monat in der Hauswirthschaft herzurichten kein Zeit gehabt.

Kurze

Kurze Abhandlung

von der besten Art den Hopfen zu erbauen, nach eigner Erfahrung entworfen von Johann Friedrich Bauder, ältesten Burgermeister und Weinhändler zu Altdorf, der ökonomischen Gesellschaft zu Burghausen würklichen Mitglied.

Einleitung.

Der Hopfe verdienet mit allem Recht die Aufmerksamkeit eines klugen und fleißigen Landwirths. Wenn er gleich nicht unter die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Menschen gerechnet werden darf, so erhält doch ein Getränke, das in vielen Ländern die Stelle des Weins vertretten muß, von ihm seine Würze und Haltbarkeit; und er wird dadurch, da sich die Handlung allemal nach dem Geschmack und der Laune der Käufer bequemen muß, ein wichtiger Artikel des Gewerbs und der Handelschaft. Kann ihn ein Land ganz und gar nicht erbauen, oder wird er darinnen vernachläßiget, so müssen nothwendig mit jedem Jahre starke Summen zu dessen Einkauf in fremde Länder gehen, und diese werden dadurch bereichert. Auch kann schwerlich ein Landwirth seine Ländereyen nutzbarer anlegen, als wenn er



Hopfen darauf erbauet. Man kann deßwegen die Cultur desselben um so viel sicherer empfehlen, da es auch hierinnen durch Erfahrung entschieden ist, wie viel in Ansehung seiner Vermehrung und Veredlung auf den Fleiß und die Geschicklichkeit des Erbauers ankomme. Fehlt es hieran, so wird er weder häufige Frucht bringen, noch die Feine erlangen, die dem Bier einen guten und angenehmen Geschmack ertheilet. Alles aber hänget dem ungeachtet nicht davon ab, sondern auch das Klima muß das Seinige dazu beytragen. Der Hopfe liebt gemäßigte Witterung, reine Luft und guten trockenen Boden. Folglich werden alle Länder, die sehr gebürgigt, auch noch im Sommer Fröſten und kalten Nächten ausgesezt sind, deren Erdboden naß, und sumpfig ist, wo starke Flüße hindurchfliessen, und viele Sümpfe, Seen und Teiche anzutreffen sind, wenig Anspruch darauf machen können. Die Kälte verdirbt die zarte Rebe schon, wenn sie aus der Erde hervorkommt, und hindert ihr Wachsthum auf das ganze Jahr. In wasserreichen Gegenden legen sich im Gegentheil die häufig aufsteigenden Nebel an die Blätter und Zweige, und geben den Insekten, die die meiste Ursache des

Miß-

Mißwachses sind, eine desto stärkere Nahrung, daß sie sich allda vervielfältigen und den Bau zu Grunde richten können. Ja auch selbst in Ländern, die diesen Hauptmängeln nicht unterworfen sind, wird er in Ansehung seiner innern Güte nicht vom gleichen Werth seyn. Ich halte es daher für ein nichtiges Vorgeben, wenn einige Mittel haben angeben wollen, wie man ihn in einem Lande eben so gut, schmackhaft und balsamisch, als in dem andern, erbauen könne. Verbessern kann man ihn, aber das ist auch alles, was die Kunst vermag, das übrige müssen die Lage und das Klima thun. Ich finde dieses auch so wenig tadelnswerth, daß ich vielmehr die göttliche Weisheit verehre, welche die Geschenke der Natur so geschickt vertheilt hat, daß kein Land so reich ist, alle seine Bedürfnisse zu besitzen, und wieder keines so arm, daß es an den nöthigsten Bedürfnüssen Mangel leiden sollte. Eben dies sind die Bande, welche alle Länder der Erde und ihre Bewohner unter einander verknüpfen; die Mittel, welche die Industrie und Handelschaft beleben. So wenig andre Länder die edlen Weine erziehen können, die Ungarn oder der Rheinstrom, oder in Frankreich Bourgogne und Champagne



hervorbringt, eben so wenig sind alle Länder auf gleiche Weise zur Erbauung des Hopfens geschickt. Schon durch den Geruch läßt sich dieser innere Unterschied bemerken. Man lege Saazer, Falkenauer, Auscher und sogenannten Böhmischen Grünhopfen, ferner Engländischen, Braunschweiger, Brabanter und Lothringischen, oder Altdorfer, Langenzenner, Spalter, und Schmidtmühler, welche leztere alle in einem Bezirk von 8 Meilen bey einander liegen, zusammen, so wird man zwar bey jeder Sorte den Hopfengeruch antreffen, immer aber wird einer vor dem andern einen stärkern oder schwächern, mehr oder weniger balsamischen, gelindern oder herbern Geruch von sich geben. Ist man in einem Lande einmal an irgend eine Gattung gewöhnt, so fängt man nach und nach an, diese allen andern vorzuziehen, und die Liebe zu ihr wird zum Vorurtheil. Dieses ist gerade der Fall mit dem Böhmischen Hopfen in den Kurfürstlich-Baierischen und manchen andern Ländern. Man sage, was man wolle, man mache es ihnen so augenscheinlich, als man nur immer kann, nie wird es gelingen, ihre Vorurtheile zu zerstreuen. Ich rede dies aus eigner Erfahrung. Es ist vor mir wohl hundertmal

ge=

geschehen, und ich selbst bin mehr als einmal Augenzeuge gewesen, daß die Böhmische Hopfenhändler in Mißjahren hier in Altdorf Hopfen aufgekauft, ihn in andere Länder verführet, und allda für ächten Böhmischen abgeladen haben. Der Brauer hielt allen Zweifel und alle Untersuchung für unnöthig, zufrieden, ihn von einem Böhmischen Lieferanten erkauft zu haben. Ich behauptete einstmal in Gegenwart des Brauers gegen den Böhmischen Händler, daß sein Hopfe zu einer gewissen Zeit in Altdorf erkauft und geladen worden, konnte es auch mit That und Wahrheit beweisen, weil ich erst nachher abgereiset war; ja ich legte noch zum Ueberfluß aus meinen Säcken Hopfen dagegen, so daß die Vergleichung augenscheinlich erwies, das beede einerley Landes-Produkte waren, dennoch war ich nicht im Stande, ihm seine Vorurtheile zu benehmen. Hätte ich ihm von dem nemlichen Altdorfer Gut zur Probe gegeben, er würde sicher hundert Mängel daran gefunden haben; so sehr kleben verjährte Vorurtheile dem Menschen an.

Wenn aber auch der Hopfe nicht in jedem Lande den feinen balsamischen Geschmack erlangt,

der

der ihm unter einem angemeßnern Clima eigen ist, so folgt doch nicht daraus, daß er daselbst gar nicht mit Nutzen könne gebauet werden. Er wird wenigstens die allgemeinen Eigenschaften erhalten, die ein gesundes und dauerhaftes Bier verschaffen. Sollte es auch im Geschmack nicht so fein und delikat, als ein von ausländischen Hopfen gebrautes ausfallen, so könnte Bürger und Landmann zufrieden seyn, aus den eignen Landesprodukten ein gesundes Getränk zu haben, ohne daß es nöthig wäre, einem verwöhnten Gaumen zu gefallen, starke Summen in fremde Länder zu versenden. Auch würde die Gewohnheit, die dem Oesterreicher seinen Landwein eben so angenehm macht, als das Gewächs des Rheinstroms, ihn allmählich sein vaterländisches Bier eben so hoch schätzen lehren, als ein anderes, dessen Würze in fernen Gegenden wächst. Eben in dieser Absicht will ich hier die Erfahrungen bekannt machen, die ich innerhalb den drey und vierzig Jahren, seit ich mich mit diesem Bau beschäftigte, gesammelt habe. Wenn ich ihn gleich nicht lehren kann, seinen Landhopfen zu dem Grad der Feinheit und Güte zu veredeln, den er nur unter einem bessern Himmelsstrich erreichen kann, so werde ich ihn

doch

doch wenigstens das lehren, seinen Landhopfen in der Menge und Güte zu erbauen, als es die übrigen Umstände gestatten. Hierauf haben sehr wenige Schriftsteller, die von der Erbauung des Hopfens handeln, ihr Augenmerk gerichtet. Die meisten unter denen, die ich gelesen habe, lassen es bey Erzählungen bewenden, wie er in diesem oder einem andern Lande erbauet wird, ohne eigne Erfahrung dabey zum Grunde legen, und die gegebene Vorschläge darnach prüfen zu können. So hat in hiesiger Stadt im J. C. 1759. der Hochsel. Herr geheime Rath von Heumann eine wirthschaftliche und rechtliche Abhandlung von dem Hopfen, nebst einem Vorbericht von der Kräuterkenntnis der alten Deutschen und der übersetzten Bradleyischen Abhandlung von dem Reichthum eines Hopfengartens dem Drucke übergeben, und darinnen diesen Gegenstand sowohl von der wirthlichen als rechtlichen Seite behandelt. So gründlich dieses Werk ausser dem ist, und so viele Gelehrsamkeit daraus hervorleuchtet, so merkt man es ihm doch an, daß der Herr V. keine Erfahrung dabei hat zum Grund legen können. Er bediente sich zwar der Einsicht eines hiesigen Bürgers, aber dieser liebte die Sparsamkeit

mehr

mehr, als alle Versuche, und hatte folglich nie über die Verbesserung des Feldbaues nachgedacht. Unter einer Menge anderer unbedeutenderer Schriften ist mir kürzlich eine Abhandlung von dem Hopfenbau, welche zu Dresden 1774. in der Waltherischen Hofbuchhandlung, ohne Namen des Verfassers, an das Licht getretten ist, zu Handen gekommen, die an Wahrheit und Brauchbarkeit alle andere weit übertrift, und mit meinen angestellten Erfahrungen grösstentheils so genau übereinstimmt, daß ich sie beinahe ausschreiben muß. Ich weis es nicht, ob ich mich nicht in Ansehung des Herrn V. irre, aber fast sollte ich aus einer Stelle, wo bemerkt wird, daß man sich in Altdorf der schaafwollenen Lumpen mit Nutzen bediene, (welches vor mir noch niemand hier gethan hat) vermuthen, der Herr V. sey eben der an Stande und Einsichen gleich große Cavalier, der mich bey seiner Durchreise besuchte, meine Gärten, die eben in vollem Flor stunden, besichtigte, und nachher auf seinen Gütern die nemliche Methode einführte, wozu ich ihm selbst die Pflanzen überschicken muste.

Was die Einwendungen wider den Hopfenbau betrift, so sind selbige zwar bereits in ande-

ren Schriften, auch in den eben angeführten, beantwortet, doch will ich ihrer, der Vollständigkeit wegen, mit wenigem gedenken. Es vereinigt sich alles auf folgende 4 Stücke, 1) daß er sehr viel Dung erfordere und wenig dagegen abgebe, 2) daß er wegen den Stangen zu kostbar, 3) daß er dem Verderben so sehr unterworfen sey, und 4) nicht aufbewahrt werden könne. 1) Ist es ganz wohl wahr, daß er, wenn er reichliche und gute Früchten tragen soll, ungleich mehr Dung, als irgend ein anderes Gewächs erfordert, und dagegen sehr wenig abgiebt. Letzteres hat er mit vielen andern Gewächsen gemein, die dennoch erbauet werden müssen, und aus dem ersten wird nur so viel folgen, daß ein Hauswirth nicht mehr anlege, als er ohne Schaden seiner übrigen Ländereyen bedüngen kann, und es ganz unterlasse, falls er nicht erforderlichen Dung dazu übrig hat. Fehlt es 2) in einem Lande gänzlich an Stangen, oder müssen sie mit schweren Kosten herbeygeschaft werden, so muß man den Bau unterlassen. Jeder verständiger Hauswirth muß bey seinen Arbeiten Gewinn und Verlurst zu berechen wissen, und dann wird er finden, ob ihm dieses Gewächs zuträglich sey, oder nicht. Was aber den un-

lang-



laugbaren öftern Mißwachs desselben betrift, so rührt solcher vielfältig von der einmal eingeführten Art ihn zu bauen her. Wer es sich angelegen seyn läßt, sein Hopfenfeld gehörig zuzurichten und zu bedüngen, der kann sich auch in schlechten Jahren die Hälfte, zuweilen auch zwey Drittheile seines ordentlichen Baues versprechen, und der geringere Vorrath wird ihm alsdenn, des höhern Preises wegen, den darauf gemachten Aufwand eben so, ja wohl noch reichlicher, als in guten Jahren ersetzen. Auch in Ansehung des vierten Einwurfs werde ich mich bemühen, Mittel anzugeben, wie der Hopfe viele Jahre, ohne viel von seiner Kraft zu verlieren, könne aufbewahret werden.

Erstes Kapitel.

Beschreibung des Hopfens, und der Arten desselben.

Da ich nicht gesonnen bin, eine gelehrte Abhandlung über den Hopfen zu liefern, so ist es zu meiner Absicht sehr entbehrlich, über dessen Benennung weitläufig zu seyn. Wer hierüber Belehrung verlangt, kann selbige in andern Schriften zu Genüge finden. Die Hopfenpflanze kann

mit

mit allem Recht unter die Staudengewächse gezählet werden, da sie aus einem Stock, der in seinem ganzen Umfang kaum einen Schuh einnimmt, binnen fünf Monaten, etliche Ranken von 40 bis 50, ja wohl, wie ich schon einige gehabt habe, zu 66 Schuhen in die Höhe treibt, welche auf allen Seiten mit balsamischen Früchten behängt sind. Eine so grosse Pflanze erfordert ganz natürlich, daß ihr aus Luft und Erde viele Salze zugeführt werden müssen. Dies vorausgesetzt, läßt sich schon vermuthen, daß sie sehr dabey gewinnen müsse, wenn man die Erde, die ihre Wurzeln und sie durch diese ernährt, sattsam mit Dung befruchtet, und ihr so viel Raum verschafft, daß sie der freyen Luft und der in ihr schwebenden ernährenden Dünste genugsam geniessen kann. Eben dieß hat mich die Erfahrung so deutlich gelehret, daß ich es ausser allen Zweifel zu setzen hoffe. Die Botaniker unterscheiden zwo Gattungen des Hopfen, wovon sie den einen Humulus mas, Nessel- Trodel, auch wilden Hopfen, oder Hopfenmann, den andern aber Humulus faemina nennen, welcher leztere eigentlich der tragbare Hopfe ist. Ersterer trägt blos männliche Blüten nebst einem feinen Staub, und

viele

viele glauben daher, er sey dazu bestimmt, das Hopfenweibchen zu befruchten, und lassen zu dem Ende dergleichen Stöcke in ihrem Hopfenlande stehen. Nun begehre ich die Verschiedenheit der Geschlechter im Pflanzenreiche nicht zu leugnen, da sie durch so viele Versuche hinlänglich erwiesen ist. Mir aber dünkt der Hopfe, wie schon Tournefort und nach ihm mehrere behauptet haben, zu der Gattung Pflanzen zu gehören, welche beyde Geschlechter in sich vereinigen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß das Hopfenweibchen auch da trägt, wo kein männlicher Stock im garten ist, und daß auch der Hopfenmann fruchtbar gemacht werden kann. Ich hatte schon vor vielen Jahren einmal in Baierisch Dietfurt bey den dasigen PP. Franziskanern im Garten eine grosse Anzahl von dergleichen wilden Hopfen gesehen. Ich befragte den P. Guardian, warum sie ihn im Garten litten, und nicht ausrotten? erhielt aber zur Antwort, daß er sonst tragbar gewesen, und nur erst heuer, ohne daß sie die Ursache wüßten, wild geworden wäre. Ich untersuchte es genauer, und kam auf die Gedanken, ob nicht folgendes die Ursache dieser Veränderung seyn könnte. Um den ganzen Garten gieng ein Graben herum, worinn

das

das Wasser gar nicht stark, mehr stehend als fliessend war, aber oben eine gelbe Haut und unten einen rothgelben Schleim zeigte, und an selbigem war der Hopfe blos in einer einzigen Zeile herumgelegt. Dieser Graben war geräumet, und der gelbe vitriolische saure Schleim mit auf die Stöcke gebracht worden. Erst lange nachher wurde diese Vermuthung bey mir zur Gewißheit, da mir ein gleiches widerfuhr. Vor sechs Jahren ließ ich an meinen Hopfengarten einen Graben von eben der Art, der solchen rothgelben Schleim führte, räumen, und den Schleim in die äusserste Zeilen an die Stöcke werfen, und im folgenden Jahr brachten diese, statt guten Hopfens, nichts als Blüten. Nun fiel mir erst wieder bey, was ich vordem in Diethfurt gesehen hatte. Ich ließ demnach im Herbst sogleich das Land von den Stöcken hinweg und zertheilt in den Garten werfen, und die beschädigten Stöcke ausserordentlich stark düngen. Es erfolgte, wie ich es vermuthete. Im andern Jahr veränderten sich die meisten, und brachten ihre Früchte, und im dritten waren die wilden völlig hinweg. Auch habe ich im gegenwärtigem Jahr auf meiner Reise, die ich alljährlich durch Franken, Baiern und Schwaben ma-

che, so wie auch hier bemerkt, daß die Hecken überall statt tragbaren Hopfens, meistens mit wilden überzogen waren. Bey guten Jahren können die Armen von hiesigen Hecken mehr als 4 Centner sammeln, in dem heurigen wird es kaum wenige Pfunde abwerfen. Wie sich eigentlich diese Veränderung erzeuge, weiß ich nicht zu bestimmen, außer daß ich jederzeit gefunden habe, daß in schlechtem todem Lande der wilde Hopfe gemeiner ist, als im guten und fetten Boden.

Ausserdem finden sich in hiesigen Gegenden noch fünferley Arten, die sich durch Verschiedenheit der Früchte auszeichnen. Diejenigen Reben, so mehr lichtgrün als schwarzgrün sind, tragen den langen weißen Hopfen, der, wegen seines schönen Aussehens, von den Käufern am meisten gesucht, und überhaupt für den besten gehalten, auch am ersten zeitig wird. Die schwarzgrüne Reben tragen dicke und vestere, aber etwas kürzere Früchte. Auf den Reben, die ins Carmoisinrothe fallen, wächset der lange viereckigte Hopfen, der um 14 Tage später, als der andere reifet. Diese Art bringt häufige Früchte, ist sehr vest, und führt bey wenig Kernern vieles Mehl. Zer-

drückt

drückt man das Hintertheil der Blätter auf den Nägeln, so läßt er mehr Oel als alle andere zurück, weßwegen ich ihn auch für den beßten halte. Ein einziger Bürger allhier, der einen Garten von zween Morgen besitzt, hat, wegen Mangel des Platzes zum Dörren, die Hälfte seines Gartens damit angelegt. Er trägt stark, obgleich seine Früchte nicht in großen Trauben, sondern einzeln an langen Stielen hängen, und dessen Zweige haben weniger kleine Blätter. Er zermalmet sich nicht so leicht als der lange Hopfen, und ist besser pflücken, auch ziehen ihn die Bräuer im Einkaufe jenem vor. Vor zwey Jahren kaufte ich den Hopfen dieses Mannes, und schickte einen Sack voll an einen Bräuer, den ich schon seit 30 Jahren als einen klugen und redlichen Mann kenne, mit der Bitte, ihn zu probiren, und davon aufs Lager zu nehmen. Dieser konnte mich nicht genug loben, wie schmackhaft und lieblich das Bier davon geworden sey, und wie gut es gedauert habe. Diesen Herbst werde ich alle 5 Arten bey hiesiger Academie chymisch proben, und wenn er auch da den Preis erhält, etliche hundert Stöcke davon einlegen lassen. Die vierte Art hat hellrothe Reben, trägt ganz kleine Früch-

te, und fängt erst in der Mitte des Augusts öf-
ter erst um Bartholomäi an zu blühen. Fallen
frühe Reife ein, so verliert er sich von der Stan-
ge, und erreicht kaum die Größe der Haselnüsse,
Doch bleibt er dabey vest.

Die fünfte Art hat dicke schwarzrothe Reben, treibt große Blätter und vieles Laub. Ihre Früchte schließen sich nicht, sehen an der Stange ganz widerbürstig, und bringen wenig Körner und Mehl. Diese Art ist die schlechteste. Aussserdem aber vermuthe ich, müsse und könne es, wegen Vermischung der Fechser, noch vielerley Arten geben. Von den wenigsten werden die Fechser nach der Gattung des Hopfens geschnitten, sondern durch einander gemischt. Mithin kann es sich treffen, daß von zwey oder drey verschiedenen Sorten Fechser zusammengelegt werden, die nachher in einen Stock verwachsen, und folglich eine neue gemischte Gattung hervorbringen. In meinem Garten habe ich gegenwärtig durchaus mit vieler Mühe den langen Frühhopfen eingelegt; nur ist dabey zu bedauren, daß er nicht alle Jahre eine vollständige Größe erlangt. Trägt er häufige Blühte, so bringt er, wie es mehrere Gewächse

wächse thun, desto kleinere Früchte. Ueberhaupt kommt es bey dem Hopfen gar viel auf die Blühte an. Je eher er zu blühen anfängt, desto besser ist es, weil er alsdenn um so viel mehr Zeit zu reifen vor sich hat, als wenn er spät, erst nach Laurenz, in die Blühte geht. Je reifer er wird, desto mehr erhält er von Oel und Mehl, und desto kräftiger und balsamischer wird er. Eben an der Zeit zum Reifen fehlte es ihm in vorigem Jahre. Bis Jacobi sah es einem vollkommenen Miswachs gleich, unvermuthet fiel ein viertägiger Landregen ein, der ihn dergestalt erquickte: daß er erst zu Anfang des Augusts eine so häufige Blühte hervortrieb, daß man sich eine Hauptärnte versprechen konnte. Allein aus Mangel der Zeit zur Reife blieb er leichter, und hielt weniger Körner, Oel und Mehl, so daß alle Bräuer, die es nicht bemerkten, und mehr zum Sude nahmen, darüber in Schaden geriethen, und vor der Zeit saures Bier erhielten. Ich übergehe es, des Rasenhopfens hier noch zu gedenken, weil er eigentlich keine neue Gattung ausmacht, sondern blos aus Mangel der Cultur geringhaltig bleibt. Durch bessere Pflege würde er eben so gut wieder zum Gartenhopfen können veredelt wer-



den, als der beßre Gartenhopfen durch Vernach-
läßigung nothwendig in schlechtem Rasenhopfen
ausarten muß.

Zweytes Kapitel.
Von der Lage des Hopfengartens.

Die beßte Lage eines Hopfengartens ist eine nicht allzusteile Anhöhe gegen Mittag, wo ihn den grösten Theil des Tags über die Sonne erwärmen kann. Er mag alsdenn immer bis an das Thal hinabreichen, wenn nur in selbigem kein Wasser und keine Erhöhung ist, worinn sich das Regenwasser aufhalten, und einen Sumpf machen kann. So bald Wasser im Garten stehen bleibt, nehmen die Stöcke Schaden, treiben schwache Ranken, und eben so kurze Zweige, und die Frucht bleibt aus. Noch außerdem steigen aus dergleichen sumpfigen Oertern immer dicke Nebel auf, und die Insecten haben da ihren gewöhnlichen Sammelplatz. Lauter Sachen, die für den Hopfen wahrer Gift sind. Doch soll der Garten auch nicht ganz an den Gipfel des Berges reichen, damit ihn die Stürme nicht so leicht beschädigen können. Nahe an darf kein Wald gränzen, weil

er

er ihm die Luft benimmt, und die Wirkung der Sonne hindert, noch weniger so nahe, daß ihn die Bäume beträufeln können. Fügt es sich, daß er noch überdieß auf der Morgen- Abend- und Mitternacht-Seite durch entfernte Wälder oder Gebirge vor den Frösten im Frühling, und vor den Stürmen im Sommer und Herbst beschützt ist, so wird er um so viel besser gedeihen. Hiebey muß ich erinnern, daß ich hier blos von der beßten Lage rede, ohne deßwegen andern Orten, die nicht mit dieser Beschreibung in allem übereinstimmen, auch allen Nutzen abzusprechen. Nicht jeder Landwirth hat die Wahle, sich die möglich vortheilhafteste Lage zu verschaffen, sondern muß mit dem Platz zufrieden seyn, den ihm seine Ländereyen darbiethen. Wenn nur einige oder die meisten von besagten Erforderniſſen vorhanden sind, so wird man immer mit Nutzen arbeiten. Schwarzer, fetter, lockerer und trockner Boden ist, wenn es die Umstände erlauben, allem andern vorzuziehen: doch erhält sich der Hopfenstock noch eher in einem Lande, das mehr thonicht, als in einem, das ganz sandig ist. Ist es nun aber vollends kiefericht, oder gar sumpfig und sauerländisch, ohne daß es sich verbessern läßt, so

 ver-



verliert man sicher Mühe und Aufwand, da der Stock in jenem nicht Wurzel schlagen, und in diesem der Fäulniß nicht widerstehen kann. Wenn aber der Kiefer oder Fels erst in einer Tiefe von zween Schuhen anfängt, so ist es nicht nur unschädlich, sondern überdieß sehr vortheilhaft: weil alsdenn die Wurzeln um so viel eher in dem obern guten Erdreiche verbleiben müssen; und man hüte sich ja, tiefer zu graben, so bald man auf eine Erdlage von dieser Art stößt. Auch Viehtriften und Wildnisse können mit Nutzen angewendet werden. Ueberhaupt ist man ja bloß durch Vermischung verschiedener Erdarten, fleißiges Umgraben und Bedüngen im Stande, seine Länder zu verbessern, und ein kaltes, schweres und unfruchtbares Land in ein mürbes und fruchtbares zu verwandeln. Eben dadurch unterscheidet sich der nachdenkende verständige Oeconome, daß er ungeschickt zu verbessern, und das, was andern unnütze, oft auch schädlich scheint, in seinen wahren Nutzen zu verwenden weiß.

Drit-

Drittes Kapitel.

Von Anlegung des Hopfengartens.

Das Land, so man zu dem Hopfenbau bestimmet hat, muß ein Jahr vorher urbar gemacht werden. Man kann es im Frühjahr umreißen, und Früchte hineinsäen, oder es auch Brach liegen lassen, nachdem es ein jeder bequem findet. Im Herbst wird das Pflügen wiederholet, und das Feld, so viel möglich, eingeebnet, damit das Wasser ablaufen könne. Zeigen sich Wasseradern in selbigem, so müssen sie durch unterirdische Kanäle abgeleitet werden, damit keine Fäulniß daraus entstehe. Nun ist es Zeit zur Düngung. Man überführt es reichlich mit Dung, und berechnet auf einen Morgen oder Juchart 50 Fuder, von der Mistſtätte aus: denn dieses Gewächs kann nicht nur überdünget werden, sondern ersetzt auch den darauf gemachten Aufwand auf das reichlichste. Wenn der Dung so tief als möglich untergeackert ist, so bleibt das Land bis auf das folgende Frühjahr liegen. Im Frühjahre wird es abermals gepflüget, und mit der Ege eingegleichet. Die beßte Zeit hierzu ist die Mitte des Aprils, wenn sich der Erdboden zu erwärmen

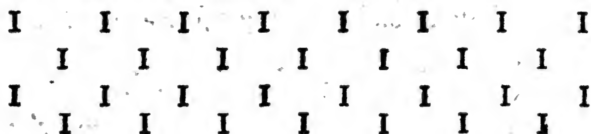
an-



anfängt, und weiter keine starke Fröste zu besorgen sind. Und nun werden die Fechser eingelegt. Diese Legthölzer müssen nicht, wie viele zu ihrem Schaden zu thun pflegen, von den neben auslaufenden dünnen Ranken, sondern von den stärksten und gesündesten genommen werden, und wenigstens vier Augen haben. Je stärker sie sind, desto bessere Stöcke hat man von ihnen zu erwarten. Ich habe sie immer ein bis anderthalb Zoll dick nehmen lassen, und mich sehr wohl dabey befunden. Die Bepflanzung des Gartens geschieht um des Ebenmaaßes willen mit der Schnur. Man zieht selbige an der Seite des Feldes hinab, und steckt, so weit die Stöcke auseinander kommen sollen, Pflöcke zum Merkmaal ein. In Ansehung der Weite muß man die Beschaffenheit des Bodens zu Rath ziehen, und sich nach dessen Güte und Fettigkeit richten. Meiner Erfahrung nach ist die geringste Weite sechs rheinl. Werkschuhe, aber noch vortheilhafter, wenn man sie mehr von einander entfernt. Die Versuche, die ich hierüber angestellt habe, werde ich in dem nächsten Abschnitt genauer anführen. Die Stöcke selbst können wieder auf zweyerley Art geleget werden, entweder so, daß alle Stöcke in gleicher Linie liegen,

oder

oder in der Form eines Quincunx, daß immer ein Stock der zweiten Reihe zwischen zween Stöcken der ersten zu liegen komme, und allzeit die erste mit der dritten, die zweyte mit der vierten u. s. w. übereinstimmt:



Letztere Art ziehe ich nicht sowohl des schönern Aussehens wegen vor, wiewohl auch das mit in Betrachtung kommen darf, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil die Stöcke dabey von allen Seiten mehr freye Luft erhalten, und der Trieb zum wachsen mithin verstärket wird. Wenn nun alle Pfähle gesteckt sind, macht man überall, wo einer steht, mit der Hand eine kleine Grube, legt die Fechser, so wenigstens 4 Zoll lang vom Stock abgeschnitten seyn müssen, die Augen derselben in die Höhe gerichtet, hinein, so daß sie oben von einander abstehen, unten aber zusammenlaufen (I I I), drückt sie mit dem Daumen fest ein, bedeckt sie mit ungefähr einem Hut voll guter und mürber Erde und steckt solchen Stangen von 16 bis 18 Schuhe hinzu. Damit ist diese Arbeit geendigt. In diesem



sem Jahr wirft der Garte die darauf verwandte Kosten nicht ab. Wer will, kann, um sich einigermassen schadlos zu halten, Kohl, Kohlrüben oder Sallat zwischen die Reihen pflanzen, voritzt gibt er noch wenig Schatten, und die Gewächse werden folglich ganz gut fortkommen.

Viertes Kapitel.

Versuche und Erfahrungen in Ansehung der Weite der Stöcke, des Dungs und der Stangen.

Ich habe mancherlei Versuche angestellt, auch mich, wie es bey allen Neuerungen, sie seyen so gut, als sie immer wollen, zu ergehen pflegt, von andern oft müssen belachen lassen, ehevor ich die rechte Art erlernt habe, den Hopfen mit vermehrtem Nutzen zu erbauen. Man hatte vor etlichen vierzig Jahren, da ich hier mein Hauswesen anrichtete, eine durch ihr Alter geheiligte Gewohnheit immerhin beybehalten, die Stöcke nur drey Schuhe in der Länge und in der Breite von einander anzulegen, und iedem Stock zwey Stangen zu geben. Diese Bauart schien ihnen der Gipfel der landwirthschaftlichen Vollkommenheit, und alle diejenigen verwegne Neulinge, die sich die Methode ihrer Voreltern zu tadeln unterstunden.

den. Noch überdies baute man das Feld schlecht, und sparte den Dung dermassen, daß man nur höchstens in vier, oft erst in sechs Jahren, 10 Fuder auf den Morgen führte. Man hatte hiebei die Erfahrung vor sich, daß andre Fruchtfelder bey allzustarker Düngung schlechter zu ertragen pflegen, und wandte selbige auf den Hopfen an, ohne den ungeheuren Wuchs zu bedenken, den diese Pflanze vor allen voraus hat, und der also nothwendig mehr Erdsalz erfordert. In Ansehung des Raums und der Stangen war man eben so geizig. Der Geiz glaubte zu gewinnen, wenn er seine Gärten mit vielen Stöcken voll pfropfete, schadete sich aber um so viel mehr, da unter diesen Umständen und bey so magerer Pflege, die Erndte nothwendig um so viel dürftiger ausfallen muste. Stangen von 20 Fuß waren die höchsten, die man sich denken konnte, und Unsinn in ihren Augen, die Nutzbarkeit höherer zu vertheidigen. Auch dabei lag wieder die richtige, aber unrichtig angewandte Erfahrung zum Grunde, daß der Hopfe nicht eher Fruchtzweige treibt, als bis er die Stange überwachsen hat. Man schloß nun, wenn der Stock zu viel Kraft anwenden müßte, die Stange zu überwach-

sen,



sen, oder gar nicht im Stande seyn sollte, den Gipfel zu erreichen, so könne er aus Mangel der Kräfte um so weniger Zweige treiben, und Früchte bringen. Nur bedachte man dabey wieder nicht, daß man alle Veränderungen zugleich vornehmen und bey höhern Stangen auch den Raum der Stöcke erweitern, und die Düngung vermehren müsse. Da ich vor 43 Jahren hier meine Landwirthschaft anrichtete, dachte ich alsobald darauf, meine Gärten stärker zu bedüngen, und ließ also unter 25 Stöcken iedem (denn ich pflege meine Versuche allezeit erst im Kleinen zu machen) ein grösseres Maas von Dung geben, ungefähr den sechsten Theil der Portion, die ich iezt auf einen berechne. Hierauf bemerkte ich nun zwar in dem Wachsthum Besserung, aber statt lautern Hopfens, bekam ich bloß grössere Blätter und Buschwerk, unter denen der Hopfe taub und schimmlicht wurde. Daraus schloß ich, es müsse Ihnen an Luft und Sonne fehlen, und die Stangen zu kurz seyn. Ich ließ also iedem dieser Stöcke statt zweyer Stangen eine einzige geben, und statt der 12 — 18 schuhigen, 24 schuhige, ohne mich an das Gelächter der Unerfahrnen zu kehren. Noch waren die Stangen zu kurz, die Hopfenranken

ranken fielen oben herüber, und machten Busch-werk. Ich wußte den Rath wol, den einige geben die Spitzen abzuschlagen, damit sie die Stangen nicht überwachsen können: allein ich wußte auch, daß es die Pflanze im Wachsen und in der Fruchtbarkeit auf gleiche Weise hindert, und wunderte mich, wie Verständige so etwas anrathen konnten. Bäume leiden diese Cultur, weil sie fortdaurende Gewächse sind, die das im andern Jahr nachholen können, was sie im ersten zuruckbleiben; aber bey Jahrgewächsen, die in so kurzer Zeit ihren ganzen Wuchs vollenden müssen, geht es nicht an. Nun nahm ich also Stangen von 30. Schuhen. Davon hatte ich den Vortheil, daß zwar das obere Buschwerk unterblieb, allein die Reben brachten bloß oben 6 bis 8 Schuh Hopfen, die übrigen Zweige erstickten und blieben fruchtlos. Hierauf suchte ich den Stöcken mehr Weite zu verschaffen, und ließ den vierten Stock aushauen, aber die Besserung war dennoch nicht so beträchtlich, als ich erwartete. Da mußte die Schuld an den Stöcken selbst liegen. Ich erkundigte mich bey meinem Verkäufer, und hörte, der Garten sey schon von seinem Anherrn angelegt worden, und bey genauerem Nachforschen, es sey wol

schon



schon hundert Jahre. Wie konnte es anderst seyn, als daß die mehresten Stöcke faul und ungesund seyn mußten? Ich ließ demnach den ganzen Garten aushauen, und aller Widerrede ungeachtet, die Stöcke 4 ½ Fuß weit von einander legen, stärker bedüngen, und statt der sonst gewöhnlichen 6 oder 8 schuhigen Srangen so gleich 12 und 18 schuhige geben. Die Witterung war in selbigem Jahr dem Hopfen auserordentlich günstig, und ich erbaute also in dem ersten Jahr, zu iedermannns Erstaunen, an 900 Stöcken 3 Centner guten Hopfen. Nachher bemerkte ich, daß manche Stöcke vor andern starke Reben getrieben, und manche Stangen ungleich mehr Frucht, als die andern, manche über ein halbes Pfund getragen hatten. Bey näherer Untersuchung fand ich daß es von der ungleichen Vertheilung des Dungs herrühre, und dieses gerade die Stöcke seyen, die mehr als andere erhalten hatten. Daraus ersahe ich, daß diese Pflanze ungleich mehr Dung als andere Gewächse ertragen, und eigentlich nicht überdüngt werden könne. Da die nürnbergische Gärtner ihre Gemüsefelder mit zerhackten schaafwollenen Lumpen, altem Leder und Hornspänen zu bedüngen pflegen, so beschloß ich,

auch

auch einen Versuch zu machen, und zu sehen, ob der Nutze den Aufwand ertrage? Ich lies also im Herbst, nachdem die Stöcke abgetheilt und der Punct mit einer kleinen Ruthe bezeichnet worden war, viereckigte Gruben, anderthalb Schuh weit, und eben so tief, in die Erde graben, und solchen Dung hinein bringen. Ich berechnete auf den Stock 4 Pfund Lumpen, und ließ erst eine Lage Lumpen, dann eine Lage guter Erde, dann wieder Lumpen, und wieder Erde hinein schütten, und vest eintretten, nachher abermal gute Erde oben darauf legen, und über dem Loch erhöhen, damit sich der Stock nach Zusammenfaulung der Lumpen, nicht in den Erdboden einsenken, und dadurch Schaden nehmen möchte. Das Frühjahr darauf stund mein Garten, wie ein drey = oder vierjähriger in ausserordentlicher Schönheit da; aber da er blühen sollte, begunten die Knospen an den Zweigen, wo die Blüthe hervor schiessen sollte, bey vier Klaftern, unten von der Stange an gerechnet, zu verdorren. Ich schloß daraus, daß sie noch nicht genug Raum haben müsten. Demnach ließ ich die untersten Zweige, bis auf zehen Schuh in die Höhe, nebst allen grossen Blättern an der ganzen Stange von

unten

unten bis oben ausschneiden, und bediente mich dazu eines an einem sechs bis achtschuhigen Stecken bevestigten krummen hippenähnlichen Messers, und 16 Sprossen hohen Hopfenleitern, behandelte auch die übrigen Gärten auf eben den Fuß. Alles dieses brachte aber dennoch die gewünschte Wirkung nicht hervor: der Abstand war immer noch unzulänglich. Ich mußte mich entschliessen, selbige noch einmal aushauen zu lassen. Ich beschloß lauter Frühhopfen anzulegen, und bezeichnete mir im Herbst die Stöcke, wovon ich Leger nehmen wollte, indem ihre Ranken mit Knoten knüpfte, und legte im Frühjahr den Garten 8 Schuh in die Länge, und 4 Schuh in die Breite an. Wo mich ein alter Stock nicht hinderte, ließ ich den dritten stehen. Nun zeigte sichs, was freye Luft für geseegneten Einfluß hat. Von den alten Stöcken trug ieder 2. 3. bis 4 Pfund Hopfen, und die neugelegten wuchsen mit solcher Macht, daß jedermann meine Gärten besuchte, und sich nicht genug verwundern konnte. Seit der Zeit haben sich auch meine Gärten bey gleicher Bearbeitung in gleicher Fruchtbarkeit erhalten. Ich habe schon Stangen zu 120 Nürnbergischer Maasen darinnen gehabt. Nun wägen

in

in guten Jahren 20. dergleichen Maase gebüret 1 Pfund; in schlechten Jahren aber, wo ich es auch untersucht habe, nur 26 Loth, und 3 Pfunde frischer Hopfen geben, wenn er recht ausgezeitigt und vollkommen dürre ist, ein reichliches Pfund. Schon aus dem Gewichte kann man also auf die Güte des Hopfens schliessen, und finden, ob er an Mehl und Oel sein gehöriges Quantum bey sich führe. Im vorigen Jahr ließ ich zur Probe vier Zeilen mit viereckigtem Hopfen, 12 Schuh in die Länge, und 4 Schuh in der Weite, also im Quadrat 8 Schuh von einander, anlegen. Daß es besser ist, sehe ich voraus, aber um wie viel sich der Ertrag vergrössern wird, kann ich noch nicht genau bestimmen: weil ich mich aus Mangel starker Fechser gezwungen sahe, nur schwache einzulegen, und noch über dieses das heurige Mißjahr dazu kam. So viel habe ich indessen dadurch gewonnen, daß bey mir die Früchte noch einmal so groß herangewachsen sind, als bey dem, der mir die Fechser dazu mitgetheilt hatte.

Dieses ist die Reihe der Versuche, die ich, nacheinander mit dem Hopfen angestellet habe,

und welche, wie ich glaube, augenscheinlich erweisen, wie sehr der Hopfenbau durch Vermehrung des Dungs, Vergrösserung des Raums zwischen den Stöcken, und den Geb auch höherer Stangen könne verbessert, und dessen Ertrag vermehret werden. Nun will ich noch mit wenigem auf das antworten, was man vielleicht dagegen einwenden wird. Man wird am ersten die Menge des Dungs tadeln, die ich anrathe, und glauben, es werde dadurch vielen Landwirthen die Nachfolge unmöglich gemacht werden. Wenn es denn nun aber das Gewächs erträgt, wenn es davon vollkommener und besser wird, wenn es bey magerer Düngung auch an Reben und Früchten schlechter ausfällt, wie es die Erfahrung erweiset, so sehe ich nicht, was sich mit Grunde dagegen sagen läßt. Wer es nicht nachthun kann, mag entweder kürzere Stangen gebrauchen, oder nur so viel anlegen, als er gehörig bedüngen kann. Auch die Weite der Stöcke wird manchem anstössig seyn; aber wer da glaubt mehr zu erbauen, wenn er sie enger legt, der betrügt sich ungemein. Er hat mehr Aufwand in Ansehung des Taglohns, für Beschneiden, Stängen, Anbinden und Abnehmen, und baut doch

weni-

wenigern und geringern Hopfen. Ich erhalte von meinem Lande, ungeachtet die Stöcke so weit stehen, immer das Duplum gegen andere, von eben so viel Land. Selbst in dem heurigen grossen Mißjahr habe ich von 4 Morgen irden zu 150 Ruthen und die Ruthe zu 16 Quardratschuhen gerechnet, bey 30 Centner erbauet, die in vielen Landen nicht von 100 Morgen sind eingebracht worden. Und eben Dung und Luft haben meine Gärten so gestärkt, daß sie dem allgemeinen Verderben besser haben widerstehen können. Meine Stangen sind freylich grösser und kostbarer, aber dafür habe ich auch um die Hälfte weniger vonnöthen, und kann immer von denen, die mir zu kurz werden, so viel verkaufen, als ich neue anzuschaffen nöthig habe. Was mich endlich die Taglöhner mehrers kosten, gewinne ich wieder durch den reichern Ertrag, mithin bin ich überzeugt, daß diese Bauart für jeden Landwirth bey weitem die beste und vortheilhafteste ist. Nun gehe ich zu der Beschreibung der Arbeit fort, wie sie in jeden Hopfengarten alljährlich in der Ordnung vorgenommen werden.



Fünftes Kapitel.

Das Beschneiden der Stöcke.

Die erste Arbeit, die im Frühjahr in dem Hopfengarten vorgenommen werden muß, ist das beschneiden der Stöcke. Eine gewisse Zeit läßt sich nicht dazu bestimmen, weil sich die Witterung nicht einmal wie das anderemal anläßt. Gut wäre es freylich, wenn es früh geschehen könnte, damit der Stock um so viel eher Zeit auszuruhen und zu treiben erlangte; aber dann sind für die jungen Reben die schädlichen Schauer und Nachtfröste zu befürchten. Man mus sich also hierinnen nach der Witterung richten, und diese Arbeit vornehmen, wenn der Erdboden trocken ist, und wahrscheinlich keine scharfe Fröste mehr bevorstehen. Um diese Zeit wird das Erdreich nebst dem zusammengefaulten Dung mit der Haue auf die Seite geräumet, und der Stock bis auf seine Hauptwurzel entblösset, aber behutsam, damit weder Wurzel noch Keime beschädiget werden. Ein solcher Stock, der oben mit guter Erde bedeckt ist, und unten in fettem Boden steht, wird dann von unten mit einer ungemeinen Menge Wurzeln besetzt seyn, und oben

eine

eine nicht geringere Anzahl schneeweiser, vier bis acht Zoll langer Keime, in der Dicke des kleinen Spargels darbieten, aus denen man ein eben so gesundes als schmackhaftes Essen bereiten kann. Manche geben den Rath, die Stöcke einige Tage offen zu lassen, damit sie besser austrocknen könnten. Ich habe aber gefunden, daß die Saftröhren davon zusammen fallen, und vertrocknen, und lasse nicht mehr Stöcke aufziehen, als man eben beschneiden kann. Stöcke, die nicht so stark gedüngt werden, haben keine solche Menge von Wurzeln und Zäsern, und werden auch nicht bis auf das Haupt beschnitten, sondern zwey der stärksten Ranken des vorigen Jahres stehn gelassen, und diese bis auf zwey Augen abgekürzt. Bey meinen Stöcken aber lasse ich alles bis auf das Haupt abnehmen, alle neben auslaufende Wurzeln sorgfältig abschneiden, und den Stock so viel möglich, rein machen. Ist solches geschehen, so wird die Erde wieder hinzu geräumet, und der Stock mit ungefähr 6 Maas Erde bedeckt. Hierinnen gehe ich also von andern ab, daß ich dem Stock alles abnehmen lasse, da sie im Gegentheil die oberste starke Wurzel, an der die Ranken im vorigen Jahr gewesen, drey bis vier Zoll



hoch stehen lassen. Ich habe den Nutzen davon daß der Keim, weil der Stock frisch treiben muß, länger in der Erde bleibt, und also weder von den Frösten im April, noch auch von den Erdflöhen, die den jungen Sprößlingen so sehr nachstellen, beschädigt werden kann, indeßen andere schwächere Stöcke von diesen Feinden oft lange im Wachsthum gehindert werden. Kommt alsdenn die Wärme, so wachsen die Reben mit aller Kraft, und werden fast gleich so stark, daß ihnen der Erdfloh nichts mehr anhaben kann. Dieses Beschneiden verbessert den Gehalt der Frucht, indem sich die Säfte in den durch den Schnitt entstehenden Knoten reinigen und läutern müssen, wodurch alsdenn die Frucht schmackhafter und besser wird.

Sechstes Kapitel.
Das Stängen.

Auf diese Arbeit folget unmitelbar das Stängen oder Einstossen dee Stangen. Die meisten, so ihre Hopfengärten nach der alten Art behandeln, lassen nicht eher stängen, als bis die Reben am Stock häufig hervorwachsen, um die stärksten davon auszulesen und anzuweisen. Sobald

bald aber bey mir zugedeckt ist, lasse ich auch das Stängen vornehmen. Da meine Stangen alle in der Länge fast gleich, und von solcher Höhe sind, so muß ich um so viel mehr bedacht seyn, daß sie vest in der Erde stehen, damit der Wind keine umreißen und dadurch Schaden anrichten kann. Eben darum müssen auch alle wol besichtiget, und wenn eine unten angefault ist, abgehauen und frisch zugespitzt werden. Alle unter 36 Schuhen lasse ich hinwegschaffen, weil die Stöcke fast einerley Stärke haben, und es folglich unnöthig ist, kürzere und längere Stangen nach Beschaffenheit der Stöcke in Bereitschaft zu halten. Das Stängen selbst bedarf wenig Anweisung. Ungefähr einen halben Schuh vom Stocke hinweg wird mit dem Stängeisen ein Loch von der Tiefe gemacht, daß die Stange zwey Schuh tief in die Erde kommt, und unten vest aufsteht, welches man im Einstoßen gar leicht spühren kann. Auch müssen die Löcher senkrecht gemacht werden, sonst stehen die Stangen schief, die Ranken laufen oben in einander und benehmen einander Luft und Sonnenschein. Wenn die Stangen stehen, müssen die Arbeiter selbige mit Stecken rund herum eindammen, und alle perpendi-

dikulär

dikulär richten, auch zu mehrerer Sicherheit diese Arbeit nach vierzehn Tagen wiederholen. Welche Länge der Stangen die beste sey, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen, sondern muß durch die Güte des Bodens entschieden werden. Wenn man die Stöcke kräftig düngt, so darf man nicht besorgen, sie zu überstängen, vielmehr würden, wenn sie kürzer wären, die Ranken überfallen und verwildern. Wo aber der Boden an sich schlecht, und eben so schlecht zubereitet ist, da kommt es wol zu Schulden, daß die Pflanze den Gipfel nicht erreicht, und also auch ganz kurze Zweige und wenige Früchte treibt. Die Stangen müssen zur gewöhnlichen Fällzeit gehauen und die Aeste gut abgeputzt werden, damit sich der Hopfe beym Abnehmen leichter abstreife. Ich ziehe die fichtenen denen tännenen und allen andern vor, aber ohne daß ich andere, wenn sie nur gerade sind, deswegen verwerfen will. Sind die Reben so lang, daß sie an die Stangen reichen, so fängt man an anzubinden.

Sieben=

Siebentes Kapitel.

Das Anbinden.

Ich lasse jedem Stock eine einzige Stange, und jeder Stange drey Reben geben, und hierzu unter 20 bis 30 vorhandenen die stärksten aus- lesen. Zwey der stärksten werden noch außer die- sen am Stock gelassen, um den Verlust ersetzen zu können, wenn etwan durch irgend einen Zu- fall eine von den bereits angewiesenen zu Grunde gehen sollte. Alle übrige Sprößlinge werden im- merzu fortgeschaft, und nach vierzehen Tagen, wenn die angewiesenen gutes Fortkommen äußern, auch diese ausgerißen. Man bindet die drey Re- ben mit Binsen oder Stroh an, und nimmt zu- gleich die Blätter anderhalb Schuh hoch ab. Dann wird alsobald mit dem Hacken der Anfang gemacht, und wo möglich, schönes trockenes Wet- ter dazu gewählt, damit das Unkraut um so viel eher verdorre. Hierzu muß man sich nur schma- ler Hauen bedienen, und das Land so tief, als möglich, behacken: denn zu dieser Jahrszit kann man das Unkraut am besten vertilgen. Jeder Stock wird zugleich mit Erde angehäufet. In- dessen hat die Rebe ihren Wuchs fortgesetzt, und

bedarf



bedarf des ferneren Nachbindens. Es versteht sich von selbst, daß solches nach ihrer Richtung von der Rechten zur Linken geschehen müsse. Aber das bedarf der Erinnerung, daß man die Reben nicht zu vest, auch nicht übereinander binde. In beyden Fällen werden die Luft- und Saftröhren der Pflanze gedrückt, daß der Saft sich nicht frey darinnen bewegen und ihren Wuchs befördern kan Auch darauf haben die Arbeiter Acht zu geben, daß sie nach Regenwetter, wenn die Rebe frisch ist, und herabhängt, den Kopf bey dem Anbinden behutsam und vorsichtig biegen, weil er bey Ermangelung dieser Aufsicht, so leicht als Glas abspringt. So lang die Pflanze noch klein ist, hat sie alle ihre Blätter zu ihrer Erhaltung nöthig; wenn aber diese anfangen dichter zu werden, sie zu beschatten, und ihr den Sonnenschein zu rauben, müssen sie hinweggeschafft werden. Man pflegt sie insgemein nur abzureißen, ich habe aber wahrgenommen, daß die Rebe dadurch beschädigt wird, und viel guten Saft verliehret, und lasse sie lieber mit dem Messer abschneiden. Das nemliche thue auch ich mit den Zweigknospen, die sich an iedem Blat zwischen ihm und der Rebe ansetzen. So bald die Rebe drey Schuhe hoch ist,

lasse

lasse ich die Knospen, die sie immerfort hervortreibt, beständig und fortgesezt, bis auf 12 Schuhe hoch ausschneiden. Ist sie einmal acht bis zehen Schuhe hoch, so werden ihr die Blätter ebenfalls 2 bis 3 Schuh hoch abgenommen und in diesem Verhältnis damit, so wie sie weiter in die Höhe treibt, immerzu fortgefahren. Kann man sie mit der Hand nicht mehr erreichen, so nimmt man Hopfenleitern von 8 bis 16 Sprossen zu Hülfe. Die Vertilgung der Knospen und der untern Blätter ist auch keineswegs gleichgültig oder unnüz, sondern trägt viel zu dem bessern Wuchs der Rebe bey, weil der Saft dadurch gezwungen wird, in der Rebe zu bleiben, und ihren Trieb zu verstärken, auch außerdem die aus den untern Knospen hervorkommende Fruchtreben ohnehin unnüz sind, unfruchtbar bleiben, und nur das Laub verwildern. Nicht weniger bringt auch das Ausblättern guten Nuzen, verschafft der Luft und der Wärme freyen Zugang, und vermehrt die Fruchtbarkeit. Die Erfahrung lehrt ja, wie ungleich besser und schmackhafter das Obst an ausgeschnittenen Bäumen ist, als an verwilderten, wie viel schöner am Gipfel, wo es Luft und Sonne genießt, als in dem Gebüsche der untern

Zweige.

Zweige. Nothwendig muß also auch der Hopfe bey gleicher Behandlung gewinnen, da die Blüte im Schatten taub und öfters schimmlicht wird. Die Fortsetzung des Anbindens darf hiebey nicht vernachlässiget werden: weil sonst die Rebe, wenn sie mit Früchten beschwehret ist, in Gefahr stünde, herabzugleiten. Bey stark gedüngten Stöcken ist es um so viel mehr nöthig: weil die Rebe, die bereits unten einen starken kleinen Finger dick ist, oben immer an Dicke zunimmt, sich deswegen, ihrer Natur zuwider, nicht um die Stange winden will, sondern öfters Schuh hoch gerade in die Höhe steht. Ließe man nun das Anbinden aus der Acht, so würde sie sich wegen ihrer Schwere bey dem geringsten Winde beugen, und dadurch eine Quetschung leiden, die sie auf lange Zeit hindert. Ich habe öfters mit Verwunderung bemerkt, wie schnell die Reben in einer warmen Nacht, besonders wenn es schwül ist, und sich Wetterwolken in dem Dunstkreis befinden, in ihrem Wuchse fortrücken, und es an den Stangen bezeichnen. Bei kühlem Wetter beträgt ihr Wuchs in 24 Stunden kaum 4 Zoll und in schwülem bis anf funfzehen. Ich glaubte so gar mit einem Vergrösserungsglase ihren Trieb,

und ihr Fortrücken oben am Kopfe, so wie bey einer Taschenuhr, zu sehen. Wenn die Reben einmal 24 Schuhe lang sind, so kann der Arbeiter nicht weiter anbinden, die Stangen nehmen an Dicke ab, die Reben sind sattsam bevestiget, und winden sich ihrer Natur nach vollends um selbige herum. Die Zweigknospen fangen 12 Schuh über der Erde (als bis wohin sie ausgeschnitten wurden) an, sich zu entwickeln, und werden Fruchtzweige, die 6 bis 10 Schuh lang sind und sehr oft auf der Erde aufhängen. Ihre Länge nimmt ab, ie höher sie an der Rebe hervorsprossen, so daß die Stange, welche unten mit ihrer Frucht beynahe zweiklafterig ist, sich oben immer dünner in eine Pyramide zuspitzt. Gegen Jakobi lasse ich dann mit dem oben gemeldetem Hopfenmesser alle grosse Blätter, die öfter zehen Zolle breit und lang sind, bis auf 6 Schuh hoch an der Stange vollends ausschneiden. Weiter hinauf ist es nicht nöthig, weil die obern Zweige keine sonderliche Länge erreichen. Nun hat freylich ein solcher Garten ohne Blätter ein ganz besonderes Ansehen. Es befremdete auch meine Mitbürger das erstemal so sehr, daß sie glaubten, ich hätte meinen Garten damit zu Grunde gerichtet. Allein

sie



sie wußten nicht, daß ich schon vor ein paar Jahren mit einzelnen Stöcken den Versuch gemacht hatte, und hörten auf zu wundern, da sie die darauf folgende Fruchtbarkeit vor Augen sahen. Es ist auch in der That eine herrliche Augenweide, einen so gedüngten Garten in seinem Flor zu sehen. Wohin das Auge blickt, lauder gerade Gänge, der Fußboden eben und rein von Unkraut, die Stangen überall mit dem frischsten grün und schneeweißen balsamischen Früchten, gleich denen Tannen, behangen, nirgend ein gelbes Blat, das die Wirkung des Ganzen schwächte.

Das zweyte Behacken geschiehet hier insgemein um Jacobi. Ich aber laße das Feld dreymal behacken, das erstemal bey dem Anbinden, so bald der größte Theil an die Stangen aufgebunden ist, das zweytemal um Johannis, das drittemal, wenn der Hopfe zu blühen anfängt, um Laurenzi. Alle dreymale wird der Hügel gelüftet, und immer mehr mit guter Erde angehäufelt.

Manche haben in Gewohnheit, allerley Arten von Gemüse in die Reihen zu pflanzen, in

der

der Meinung, auf diese Art doppelten Nutzen von dem Lande zu ziehen. Dann müßten es aber Gewächse seyn, die den Schatten lieben. Für andere Arten ist ein solcher Garten viel zu dichte, als daß sie gut fortkommen sollten. Wer es unterläßt und diesen geringen Nutzen nicht achtet, wird in der Hopfenärnte dafür gewinnen: weil er lauter ausgeruhtes Land an seine Stöcke bringen kann.

Achtes Capitel.

Vom Abnehmen und Pflücken des Hopfens.

Bey dieser Arbeit kommt sehr vieles darauf an, daß man sie zur rechten Zeit unternehme. Geschiehet es zu früh, so ist der Hopfe noch unreif und kann also, als eine unzeitige Frucht, seine wahre Güte nicht haben. Läßt man ihn allzulang im Feld, so wird er mürbe werden, sich zermalmen, und mit seinem Meel und Körnern zugleich seine beste Kraft verliehren. Wenn kein Spät-Jahr ist, fängt man in einigen Gärten schon um Bartholomäi, in andern etwas späan. Die meinigen erfordern, (welches unfehlbar zu ihrer mehrern Vollständigkeit beytragen muß) noch 14 Tage länger Zeit zur Reife, als andre

Gärten, ob sie gleich mit ihnen zugleich blühen, erhalten auch ihre Blätter lange nach der Hopfenleß, bis in die Mitte des Octobers grün, da sie in andern noch vor der Lese anfangen abzufallen und gelb zu werden. Das sicherste Kennzeichen der Reife ist, wenn er statt des vorigen Grasgeruchs einen balsamischen annimmt, wenn die Dolden ihre weiße Farbe in das Gelbe verändern, und die Saamenkörner zwischen den Blättern gelb und hart werden. Nun ist nichts mehr zu säumen, ein einziger Sturm kann grossen Schaden anrichten.

Man schneidet die Reben 1 Schuh vom Stocke ab, will man aber einige darunter bezeichnen, um in zukunft Fechser davon zu nehmen, so schneidet man diese drey Schuh hoch ab und schürzt sie in einen Knoten. Mit den gelbsten und zeitigsten Stangen wird der Anfang gemacht, so können die, so noch etwas grünlich sind, vollends reifen. Sind 100 Stöcke abgeschnitten, so zieht man die Stangen mit einem besondern Werkzeug heraus. Dieses geschiehet fast in jedem Lande auf eine andere Art; einige gebrauchen eine starke eiserne gezähnte Zange, andre

re werfen Ketten um die Stangen und ziehen sie mit Riegeln aus. Hier bedient man sich insgemein des Hopfenhebers, der aus einem über 3 Zoll dickem und 6 Schuh langem Pfahl besteht, an dem nicht ganz in dee Mitte ein starker eiserner Hacken befestigt ist, der aber etwas weiter als unten von dem Pfahl absiehet. Diesen Hopfenheber legt der Arbeiter mit dem kurzen Ende auf die Erde, und faßt mit dem Hacken die Stange, der zweyte Mann ergreift die Stange mit beyden Armen und Knien, und so heben beyde sie aus der Erde heraus, worauf zwey andere Arbeiter, wenn sie wegen ihrer Größe und Schwere für einen zu stark ist, selbige mit einer langen Gabel ergreifen, bis sie solche mit der Hand faßen, und gemächlich niederlegen können. Oefters trägt es sich auch zu, daß zwey Stangen oben mit ihren Zweigen zusammen hängen, dann müssen sie mit dem Hopfenschneider vorher von einander geschnitten werden. Auch lasse ich, um ihn auf alle Wege zu schonen, allezeit vorher eine breite und lange Decke auf den Boden breiten, und 10 = 12 Stangen darauf zusammen legen. Die Arbeiter, so ihn abschneiden, legen dann eine nach der andern in eine kleine Gabel,



die in dem Loch einer ausgehobenen Stange steckt, wo er alsdenn in Stücke, die nicht über einen Schuh lang sind, zerschnitten, und in Tüchern von dem Weibsvolk nach Haus getragen, oder auf Wägen eingeführet wird. Zu Hause nimmt man ihn alsbald wieder aus den Tüchern, lockert ihn auf, und legt ihn nicht über zwey Schuh hoch, damit er sich nicht erwärme.

Die Einrichtung des Pflückens ist nicht weniger verschieden, die meinige ist auf folgende Art und nach der Gelegenheit meines Platzes gemacht. In England nimmt man es in den Gärten selbst, unter freyem Himmel, oder unter einer Bedachung vor; bey mir geschieht es in einem Zimmer, das 40 Schuh lang und 22 breit, und auf drey Seiten mit Bänken, die etliche Schuhe von der Wand abstehen, besetzt ist. Da ich 40 bis 50 Pflücker und darunter Kinder von 8 bis 10 Jahren habe, so raugire ich sie, daß fleißige und unfleißige neben einander zu sitzen kommen. Jeder pflückt in ein vor ihm stehendes Kästchen, das 20 Nürnberger Maas hält, und 5 solcher Kästchen füllen eine Butte. Die vollen Kästchen werden in die Butten geleeret, und die vollen

But-

Butten sogleich auf den Boden getragen und ausgebreitet. Bey dieser Einrichtung kann ich den Fleiß oder Unfleiß meiner Arbeiter besser übersehen, bin vor dem Zerreißen und Verderben des Hopfens mehr gesichert, und kann zum voraus den Ertrag der Erndte beyläufig berechnen. Die ungepflückten Reben sind hinter den Bänken vertheilet, die abgepflückten werden vorwärts auf den leeren Platz geworfen, und der Aufseher giebt Acht, daß nichts am Reben gelassen wird. Eben dieser hat auch die leeren Ranken aus dem Zimmer zu schaffen, und die Anzahl der ausgeleerten Butten zu bemerken. Sind die ersten 6 Butten gedürrt und abgewogen, so weiß ich nach geendigter Hopfenlese alsbald beyläufig die Summe des ganzen Baues. Bey aller Vorsicht werden aber doch Dolden zermalmet und fallen auf die Erde. Dieser Abgang (Hund) wird mit jedem halben Tage zusammengekehrt, und in Sieben von verschiedner Dichte gesäubert. Durch das erste weite Sieb fallen alle kleine Blätter und kleine Dolden durch, und bleiben blos die großen Dolder und Blätter zurück. Durch das zweyte engere fallen blos die Hopfenblätter, und das dritte ganz enge fegt den Sand und Unrath hinweg,

 der



der sich in der Tenne damit vermischt hat. Nach den Siesben werden auf einer langen Tafel sogleich vor der der nachmittägigen Arbeit die Dolden ausgelesen, und der übrige Abgang von schlechterer Beschaffenheit besonders gedürrt und aufgehogen. Die Hauptsach auf die man bey der ganzen Arbeit zu sehen hat, ist, daß der Hopfe nicht naß vom Regen oder Thau abgenommen wird, im Zimmer nicht zu dick aufeinander gelegt, daß die Früchte nicht zerrißen, noch weniger in ganzen Trauben, sondern in einzelnen Dolden abgepflücket die Stiele nicht an der Frucht gelaßen, und keine Blätter darunter gemischt werden. Ersteres schadet im Verkauf, die Stiele und Blätter aber geben dem Bier, wenn auch ausserdem der Hopfe von der besten Beschaffenheit ist, einen rauhen und unangenehmen Geschmack.

Neuntes Kapitel.

Das Dürren des Hopfens.

Hier in unserm Lande sind keine Hopfendürren eingeführt. Auch läßt sich viel dafür und darwieder sagen, welches besser sey, ihn an der Luft oder durch Feuerhitze zu dürren. Der Herr V. der Dreßdnischen Abhandlung giebt der Engländi-

ländischen Art ihn durch Oefen zu dürren den Vorzug, und beschreibt die Einrichtung einer solchen Dürre weitläufiig. Er wendet hauptsächlich dreyerley gegen das Dürren auf dem Boden ein, welches sich aber noch wohl bezweifeln und wiedersprechen läßt. 1) Soll der Hopfe durch das Luftdürren seine beste Kraft und schöne Farbe verliehren. Solches ist aber weit eher bey dem Dürren durch Oefen zu besorgen, wo er nur gar zu leicht braun wird, und überdem einen übeln brandartigen Geruch annimmt. Wollte man auch sagen, daß sich dabey das Meel des Hopfens verstäube, so glaube ich, es komme dieses bey dem Umwenden in der Dürre ebenfalls zu Schulden, und da die Böden eben so rein, als nimmermehr eine Dürre, gehalten werden, so wird das ausgefallene Meel allda bey dem Fassen eben so leicht wieder mit in die Säcke gebracht werden können. Ich getraue mir auch zu behaupten, das der an der Luft gedürrte Hopfe, wenn er nur, wie ich nachher zeigen werde, gehörig beobachtet wird, allemal schöner ausfallen müsse, als der durch Feuer gedürret wird. 2) Soll er nicht so vest zusammengepreßt, und vor der Luft bewahrt werden können, als wenn man ihn durch Oefen dürrt.



Das wüßte ich nun vollends nicht, warum das nicht seyn könnte, da es schon öfters bey uns geschehen ist, und ich selbst, wie ich nachher sagen werde, den Versuch damit gemacht habe. Die dritte Einwendung, daß er gar nicht eingepreßt werden könne, so lang man ihn nach dem Maas und nicht nach dem Gewicht verkauft, trift hiesige Gegenden gar nicht, wo er aller gewogen wird, scheint auch überhaupt hierher nichts zu beweisen; da die Schwierigkeit die nemliche bleibt, man mag ihn an der Luft oder bey Oefen dürren. Bis anhero verharre ich bei der Meinung, der Hopfe bleibe besser, wenn er an der Luft abgetrocknet wird. Oben habe ich bereits gesagt, man müße darauf sehen, daß der Hopfe vom Feld trocken nach Haus komme, nnd zu dem Ende bey regnerischer Witterung ieden Augenblick nützen. Erlaubt es nun aber die Witterung durchaus nicht, so muß er, so bald als möglich, abgepflückt, und auf dem Boden so dünne ausgebreitet werden, daß nur einzelne Dolden neben einander zu liegen kommen. In dem Fall braucht er dann freilich etliche Tage, bis nur etwas welk wird. Trockner Hopfe hingegen wird mit dem Kopf des Rechens, (nicht mit den Zähnen) auf

dem

dem Boden so weit ausgebreitet, daß er nur anderthalb Zoll dick liegt. Nach Verlauf 24 Stunden wird er, am besten um Mittagszeit und bey offnen Läden, umgewendet. Ist die Witterung schön, so kann man ihn bei dem zweiten Wenden schon wieder dicker, und so fortgesezt bey dem dritten, vierten und fünften, immer dicker bis auf 12 Zoll hoch aufhaufen. Ist er dürre, so macht man die Haufen 2 bis 4 Schuh dicke, damit man mit dem Abdürren des folgenden nicht gehindert werde. Diesen Haufen lüftet man noch 14 Tage biß drey Wochen lang über den dritten Tag mit einer hineingesteckten Stange, damit er sich nicht erwärme. Sollte man finden, er wolle sich erwärmen, so müste man ihn sogleich wieder auseinander räumen, sonst würde er roth werden, verbrennen, und dadurch in seinem Werth einen starken Abfall leiden. Ferner ist darauf zu sehen, daß man alle Feuchte von dem Boden abhalte. Man muß zu dem Ende sowol bey nassem Wetter, als auch überhaupt bey Nacht alle Läden wol verschließen, und sie nur bey schönem Wetter, und nie vor 7, oder noch besser vor 8 Uhr frühe eröfnen, damit weder Nebel noch Thau darauf fallen könne. Bey nasser Witterung

darf



darf man ihn durchaus nicht wenden, er würde davon seine helle Farbe und sein schönes Ansehen verliehren, und braunroth werden. Nun schadet solches zwar der Güte des Hopfens nicht, aber es bringt doch im Verkauf Nachtheil, weil der Käufer auf der Meinung bleibt, er sey im Felde bereits durch die nachtheilige Witterung verdorben und braunroth worden. Wenn im Herbst nasse Witterung einfällt, begegnet es den Hopfenwirthen sehr oft, daß sie, statt hellen, braunrothen Hopfen erhalten, wenn sie zumal nicht hinlänglich Platz zum dürren haben. Nun läßt sich zwar Hopfe, der auf dem Feld von Melthau getroffen und roth worden, von einem Hopfenkenner leicht von dem unterscheiden, der erst auf dem Boden die Farbe verändert hat. Wenn aber der Brauer einmal kein Kenner ist, wenn er darauf beharrt, es sey im Feld verdorbner Hopfe, wie kan ihm der Verkäufer seine Vorurtheile benehmen? Sein Gut bleibt ihm entweder liegen, oder er muß es um ein Spottgeld ab geben. Mithin hat man sehr Ursache, darauf zu sehen, daß er nicht bey nasser Witterung nach Hauß gebracht, noch bey solcher auf dem Boden gewendet werde. Hält aber der Regen einige Tage

an;

an, und ist zu befürchten, die grösseren Hopfenhaufen, so noch nicht ganz ausgetrocknet sind, möchten sich übereinander erwärmen, so kan man diese wenden und Lüften. Aus dem besagtem läßt sich nun leicht ermessen, wie die Böden hierzu beschaffen seyn müssen, um das sie um so viel besser sind, je lüftiger sie sind. Ich habe mir dazu eine besondere Scheune, 70 Schuhe lang und 40 breit, mit 7 Böden übereinander, erbauen lassen, jeden Boden aber nur 6 Schuh hoch, daß ein Mann darinnen aufrecht gehen kann. In der Vierung der Wände habe ich auf allen Seiten sechs Schuhe lang und anderhalb Schuh hohe Zugläden, nur einen halben Schuh über den Fußboden anlegen, und neben halbschuhhohe Seitenbretter ganz herumlaufen lassen. Die Zugläden stehen nicht in gerader Linie gegeneinander über, damit ein stärkerer Wind den Hopfen nicht durcheinander jagen kann. Die obern Läden sind so hoch als möglich angebracht, damit die Luft unten trocknen und oben die Feuchtigkeit hinausführen kann. Auf diesen Böden bin ich im Stande, eine grosse Menge Hopfen auszubreiten, und in kurzer Zeit abzudürren, ohne daß ich die eindringende Feuchte und das daher entstehende Anlaufen des Hopfens zu befürchten habe.

Eher



Ehe darf der Hopfe nicht gefaßt werden, als bis er vollkommen trocken und dürre ist, sonst ist er dem Verderben in den Säcken unterworfen, und diejenigen schaden sich nur selbst, die ihn, um sein Gewicht zu vermehren, mit Wasser netzen wollten. Das Kennzeichen, daß er die gehörige Trockne habe, ist, wenn sich die Stiele an den Dolden nicht mehr biegen lassen, sondern zerbrechen. Vor Advent sollte meines Erachtens niemand sacken lassen, wenn man vor dem Verderben des Hopfens im Sack will sicher seyn. Ehe man ihn faßt, läßt man bey neblichten Wetter die Haufen etwas ausbreiten, damit er etwas zähe werde, und sich ohne zu zermalen einpressen oder eintretten laße. In meiner Scheune sind auf jedem Boden an den Brettenhölzern vier eisene Hacken nach dem Maas des Sacks bevestigt, und oben drüber die Bretter so weit, als der Sack ist, ausgeschnitten. Wenn der Sack in diese Hacken gehängt ist, wird dieser Deckel aufgehoben, der Hopfe hineingeschüttet, von einem Mann mit bloßen Füßen oder in Strümpfen vest eingetretten, alsdenn der Sack zugeschnürt, und an einen Ort geschafft, wo er vor Nässe, Luft und Sonne verwahrt ist. In solchen Säcken erhält er sich immer so lang, bis

er

er alljährlich verkauft wird. Soll er aber mehrere Jahre aufbehalten werden, wie es zuweilen die Umstände erfordern, so muß man freylich auf dauerhaftere Behältnis, wo er weniger ausdünstet und seine Kräfte beßer erhält, bedacht seyn. Hierzu haben nun einige finstere, und vor Mäusen, Luft und Sonne sorgfältigst verwahrte, gegen Mitternacht liegende Kammern vorgeschlagen. Nun läßt sich dawider nichts einwenden, außer daß nicht jeder mit solchen Kammern versehen ist, auch der Hopfe doch nicht so vest eingepreßt werden kann, als es zu seiner Erhaltung nöthig ist. Ich habe den Versuch gemacht, ihn in Kisten preßen zu laßen, und will also, weil ich es gut gefunden habe, diese Methode hier beyfügen. Die Kisten, die ich dazu gebrauche, sind 4 Schuh lang, drey Schuh breit, und 2½ Schuh hoch; die Bretter dazu bleiben zwar unbehobelt, aber sie müssen wohl in einander gefugt und überall stark geleimt, auch die Fugen an den Ecken noch überdies mit Pech ausgegoßen seyn. Außer den ordentlichen Deckeln für jede Kiste, ist noch ein Deckel von Dillen mit 2 eisernen Handheben dazu nöthig, der um einen halben Zoll schmäler, als die Lichten der Kiste ist, und zum Pressen derselben gebraucht

wird.



wird. Zu diesen Kisten läßt man so weit sie sind, viereckigte Säcke verfertigen, nur in der Höhe etwas länger, damit das vom Sacke überbleibende oben als eine Decke kann über den Hopfen geschlagen werden. Diese Säcke bringt man in die Kisten, und schneidet sie, nachdem sie überall gut eingepackt worden sind, oben bey den Falzen der Bretter an den 4 Ecken bis an den Rand der Kiste auf, und nagelt die herabhangenden Lapen mit kleinen Nägeln an, damit sich in Pressen der Sack nicht tiefer in die Kisten hineinsenken kann. Wenn eine Kiste eingetretten und halb voll ist, wird oben besagter Deckel von Dillen darauf gelegt, und unter der Preße eingepreßt, alsdann wieder Hopfe darauf gefaßt, und wieder gepreßt, und so fort bis der Hopfe einen Zoll über den Rand der Kiste hervorragt; alsdann nochmal gepreßt, ein Stück Tuch so groß, als der Umfang der Kiste ist, darauf gelegt, die vier aufgeschnittene Stücke des Sackes darüber geschlagen, die Kanten der Bretter, und der Deckel der Kiste, so weit die Kante reicht, mit starkem Leim bestrichen, der Deckel aufgelegt, vest zugenagelt, und die Kiste an einen trocknen und kühlen Ort geschafft. Will man ihn versenden, so zerschlägt man die Kiste, läßt den

gan-

ganzen Hopfenballen einschnürren, und wohin man will, verführen. In solchen Kisten erhält er sei- seinen Geruch und seine Kraft besser als in den gewöhnlichen Säcken, und muß folglich auch im Brauen bessere Dienste thun. Ein dreyjähriger behält darinnen so viel Geruch, als außerdem ein jähriger vor dem Abblaten des neuen Hofens hat, und ein sechsjähiger die Kräfte eines anderthalbjährigen.

Zehntes Kapitel.

Von Auffkuppeln der Stangen.

Für unsre Gegenden, wo alles angebaut ist, wäre es zu weitläufig und zu kostbar, auf dem Felde die Schupfen zu ihrer Aufbewahrung zu erbauen und zu unterhalten, ob ich gleich gern zugestehe, daß sie sich darinnen besser als unter freyen Himmel erhalten würden. Sie bleiben bey uns auf dem Felde, und werden zu zwey bis vierhunderten in den Hopfen-Gärten in Ordnung auf eine Kuppel gesetzt, damit sie im Frühjahr so gleich bey der Hand sind. Man macht einen Kranz von Reben, und steckt ihn oben über vier Stangen. Eben so viel Arbeiter richten solche in die Höhe, und setzen sie auf ebnen Boden gleich weit von

ein-



einander, bey abhängigem aber die untern etwas schiefer, damit sie einander im Gleichgewicht erhalten und nicht vom Wind umgestürzet werden. An diese werden dann die übrigen Stangen in Ordnung herumgelehnt, daß auf keiner Seite zu viele zu stehen kommen, und daselbst über Winter gelaßen.

Elftes Kapitel.

Das Düngen des Hopfengartens.

Durch die alljährliche Hervortreibung der Früchte muß die Erde nothwendig einen großen Theil ihres kostbarn Salzes verliehren, von dem ihre Fruchtbarkeit abhängt. Dieses muß ihr wieder ersetzt werden, sonst wird sie auszehren, und die Erndte von Jahr zu Jahr magerer ausfallen. An Orten, wo der Feldbau weitläufig, die Viehzucht aber gering ist, pflegt man die Felder brach liegen zu lassen, damit sie Zeit gewinnen, sich zu erhollen, und von dem einfallenden Regen und Schnee neue Kräfte zu sammeln. Doch lehrt der Erfolg, daß ihnen dadurch nicht genug zugeführet wird, indem sie niemals die Fruchtbarkeit eines ordentlich gedüngten Bodens erhalten. Dadurch wiederlegt sich die Behauptung mancher von selbst, welche

welche die Hopfengärten nur alle drey oder gar sechs Jahre zu düngen anrathen. Ein Landwirth, der seinen Nutzen versteht, mus bedacht seyn, durch genugsamen Dung seinem Felde neue Kräfte zu verschaffen. Hierzu kan man Mergel, verfaulten Rasen, Gasenerde, und Mist von Vieh gebrauchen. Kalk, der von manchen auch hiezu verwendet wird, bessert eigentlich das Land nicht, sondern erwärmt es blos und befördert den Umlauf des Nahrungssaftes, kann also höchstens in leimichten Boden, und nur ohne Beyseitsetzung eines andern Dungs gebraucht werden. Ich kan hier nicht aus Erfahrung reden, doch fürchte ich, seine Schärfe möchte die Stöcke zu Grunde richten. Mit dem Weyerschlamm hingegen verbessern zu wollen, will ich jedem aus eigner Erfahrung treulich widerrathen. Ich habe den Nachtheil davon viele Jahre empfunden, und den Garten darüber endlich verkaufen müßen. Die scharfe Säure desselben grif meine Stöcke dergestalt an, daß sie kaum drey Jahre stunden, und im vierten schon wieder ausgefault waren. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, ließ durch das ganze Feld drey Schuh weite und anderhalb Schuhe tiefe Gruben machen, und mit Gaßen- und anderer guten Er-

de



de ausfüllen und den Garten auf das neue anlegen. So bald sich aber nach einigen Jahren der Schlamm damit vermischte, giengen die Stöcke in Fäulnis. Dieses hat mich von allen weitern Versuchen mit dergleichen Schlamm abgeschreckt. Wer Mergel, verfaulten Rasen und Gassenerde im Ueberfluß haben kann, hat den besten Dung in Händen und kann alles übrigen entbehren. Von dem nemlichen Nutzen habe ich auch Hornspähne und Lumpen von Schaafwolle gefunden, wenn sie auf obige Art angewendet werden. In Ermanglung dessen kann man den Mist von Rindvieh und andern Thieren mit Nutzen gebrauchen, wenn er nur gut zusamingefault ist, ehe man ihn an die Stöcke bringt. Pferdmist ist in aller Absicht der schlechteste; Schaafmist ist wegen seiner Hitze für leimichten Boden vortreflich, aber im Sande greift er die Stöcke an, und macht sie rostig. Aller Dung soll im Herbst auf die Felder gebracht werden, wenn man ihn ganz nützen will. Wollte man ihn erst im Lenz oder im Sommer auf den Stock schaffen, so würde nicht nur das Hineintragen und Vertheilen doppelte Mühe machen, sondern noch überdieß der halbe Nutzen verlohren gehen, weil ihn die Wärme trocknen, und sein bestes Salz

aus-

ausziehen würde. Bringt man ihn aber im October in den Garten und bedeckt ihn mit Erde, so wird er dem Erdboden alle seine Kraft mittheilen. Um ihn bald hineinschaffen zu können, lasse ich ihn schon im Sommer so nah als möglich an den Garten bringen, und auf grosse Haufen zusammen schlagen. Wie viel auf ein Feld berechnet werden dürfe, muß ieder selbst zu erforschen suchen. Wer es nach meiner Methode baut, die Stöcke weit anlegt, und hohe Stangen nimmt, der kann es nicht überdüngen. Wollte aber iemand, ohne genugsamen Abstand der Stöcke und bey geringern Stangen, in gleicher Stärke düngen, so würde es ihm gerade so, wie mir bey meinen ersten Versuchen ergehen. Er würde viele Blätter und starke Reben, aber wenig Früchte erbauen, die Ranken würden über die kurzen Stangen herabhängen und ein Buschwerk machen, unter dessen Beschattung die unten hervorschiessende Blüte taub und schimmlicht werden müste. Jeder Hausvater muß sich also hierinnen nach seiner Anlage richten, und nur so viel düngen, als seine Stöcke ihrer Fruchtbarkeit unbeschadet ertragen können. Nach meiner Einrichtung lasse ich jährlich 50 Fuder mit 2 Pferden von der Mist-

statt aus auf den Morgen führen, welche, wenn sie auf dem Platz zusammengefault seyn, ungefähr 40 Fuder ausmachen mögen. Manche werfen ihn in dem Garten auseinander, ich aber lasse ihn in Körben an die Hügel tragen und richte mich sorgfältig nach der Stärke und Schwäche der Stöcke, (welches sich aus der Stärke und Schwäche der Ranken erkennen läßt) so daß schwache doppelt so viel, und mittelmäßige dreyviertheil mehr als die starken erhalten. Wer es unterläßt, wird immer Stöcke von ungleicher Stärke haben, und in der Ernde Abgang leiden. Besonders gebe ich auf die äussersten Zeilen, die dem Anfall der Witterung und der Insecten am meisten und ehesten ausgesetzt sind, genau acht, daß sie stark gedüngt werden, damit sie dem Feind desto kräftiger Wiederstand thun können. Viele vernachläßigen dies zu ihrem grösten Schaden, besonders wenn ihr Garten einen zwar langen aber schmalen Strich Landes ausmacht und viele Stöcke aussen zu stehen kommen. So bald aller Dung vertheilt ist, wird er auf den Stock gebracht, und zu dem Ende vorher mit einer Haue die Erde behutsam abgeräumt. Hiebey ist nur das zu beobachten, daß der Stock nicht ganz

dürfe

dürfe entblösset, sondern etliche Zoll hoch Erde auf ihm müsse gelassen werden. An die Reben, die dieses Jahr Frucht getragen haben, darf wohl der Dung unmittelbar zu liegen kommen, aber ja nicht an den Stock selbst, dies würde ihm Fäulnis zuziehen. Ueber den Dung wird alsdann der Erdboden wieder zwey Schuh hoch aufgehäufet, und somit die Arbeit für dieses Jahr beschlossen.

Zwölftes Kapitel.

Von den Ursachen des Mißwachses.

Nachdem ich nun alle bey dem Hopfenbau erforderliche Arbeiten durchgangen habe, wird es der Mühe werth seyn, zum Beschluß noch etwas von den Ursachen des öftern Mißwachses dieser Pflanze beyzufügen. Das heurige Jahr hat mich manches gelehret, das ich vorher noch nicht so genau wußte. So wenig ich aber dennoch glaube, daß hierinnen alles genugsam beobachtet und entdeckt sey, noch auch mir dieses Verdienst zuschreibe, so sehr wünschte ich, einsichtsvolle Naturforscher anzureitzen, ihre Aufmerksamkeit darauf zu wenden, und die Landwirthe über die Ursache dieses Verderbens, und die besten Mittel es abzuwenden, zu unterrichten.

Die Feinde des Hopfens sind die Fäulnis der Wurzel, die Fröste im Frühjahr, die Stürme im Sommer, am meisten aber der Mehlthau.



Die Fäulnis der Wurzel entsteht entweder von der Nässe des Erdreichs, oder wenn ungefaulter frischer Dung unmittelbar auf den Stock gebracht wird, oder vom Alter der Stöcke. Ist die Schuld an der Nässe des Erdboden, so muß sie durch Canäle abgeleitet, und die Hügel so angelegt werden, daß die Feuchtigkeit die Wurzel nicht angreifen kann. Daß überhaupt kein frischer Dung in den Garten gebracht, auch der verfaulte nicht auf den blossen Stock gelegt werden dürfe, habe ich schon im vorigen Abschnitt angezeigt. Wenn die Stöcke von blossen Alter faul werden, so ist es mit der Heilung zu Ende; sie müssen mit frischen vertauschet werden. Man kann das von daher entspringende Verderben am ersten verhüten, wenn man die Stöcke bey dem Beschneiden im Frühjahr untersuchet, und alle solche Flecken mit einem scharfen Messer hinwegnimmt

Wieder die Fröste im Frühjahr dient theils eine gut ausgesuchte Lage, theils wenn man, wie ich im fünften Kapitel bemerkt habe, das allzufrühzeitige Hervorsproßen der Keime zu verhüten sucht. Der Gefahr von Seiten der Stürme im Sommer wird sowohl durch die Lage, als auch dadurch ausgewichen, wenn man die Stangen senkrecht in die gehörige Tiefe und fest auf die Erde auffetzt, daß sie keine Verwüstung anrichten können. Bey dem Mehlthau müssen wir uns länger aufhalten, da er bey weiten der gefährlichste Feind, und allein im Stande ist, die schönste Hofnung

des

des Landmanns zu vernichten. Ob er blos aus Regentropfen bestehe, durch welche die Sonne, als durch ein Brennglas wirkt, und den Saft der Blätter ausschwitzen macht, und wozu sich nachher Würmer sammeln, oder ob die Würmer selbst Ursache an dem Ausschwitzen des Saftes sind, den man Honigthau nennt, bin ich nicht im Stande zu entscheiden, und überlasse es geschicktern Beobachtern. Eine jede dieser Meinung hat Grün- für sich, und iede hat ihre Vertheidiger gefunden. So viel ist entschieden, daß die Läuse, die nach gefallenem Honigthau die untre Seite der Blätter bedecken, die eigentliche Ursache des Verderbens sind. Wer hierüber die Beobachtungen eines erfahrnen Landwirths zu lesen verlangt, den verweise ich auf § 10 der schon öfters gerühmten Dresdenischen Abhandlung.

In dem heurigen grossen Mißjahr kamen mehrere Ursachen zusammen, den Hopfen zu Grunde zu richten. Schon der verganqne sehr strenge Winter grif die nicht genugsam bedeckte Stöcke dergestalt an, daß sie im Frühjahr schwächlich blieben, und dünne Keime trieben. Das Frühjahr war nicht minder unfreundlich und kalt, und hinderte die Erholung. Kamen die Keime aus der Erde hervor, so wurden sie von häufigen Erdflöhen überzogen, und kaum entwickelte sich ein Blätchen, so war es auch schon wieder aufgezehrt. Dieses dauerte immer fort, so daß zu Ende des Mays noch wenig Reben an Stangen gebunden waren, wo sie schon Manns hoch und noch höher



hätten seyn sollen. Einige waren zu Ende des Junius noch nicht angebunden, und in guten Gärten stund er noch nicht viel über Manns hoch. Nun sollte der Julius alles ersetzen, aber schon im Anfang des Junius kamen die kleinen Fliegen in solcher Menge, daß man alle Hofnung einer auch nur mittelmäßigen Ernde aufgeben mußte.

In Ansehung dieser Läuse stimmen meine Bemerkungen mit dem vollkommen überein, was der Sächsische Herr Verfasser davon sagt. Sie nehmen ihren Ursprung von kleinen Fliegen, die bey uns keinen eignen Namen haben, in Sachsen aber Geize oder Kieze genennet werden; woher aber diese kommen, ist unbekannt. Sie sind hellgrau von Farbe, an ihren Flügeln noch etwas heller gezeichnet, etwa zehnmal kleiner als eine Mücke, stechen auch nicht so empfindlich, als diese. Ihre häufige Gegenwart kündigt den Mißwachs vorher an. Nun kommt es noch darauf an, ob sie die Witterung begünstigt oder nicht. Ist sie mißgünstig, so vergehen sie und der Hopfe erholt sich; bleibt sie aber warm und schön, so vermehren sie sich unendlich, und besetzen die zarten Blätter der Rebe mit ihren Eyern, ohne selbige, wenigstens daß ich es wahrgenommen hätte, zu benagen. Im Anfang kann man sie selbst mit dem Vergrößerungsglase, (und kein Sonnenmikroscop besitze ich nicht) nicht entdecken, aber nach Verlauf von etlichen Tagen bemerkt man sie überflüßig; dem blossen Auge aber scheinen es keine Eyer, sondern die Dunstlöcher des Blats zu

seyn.

seyn. Aus diesen entwickeln sich die schädlichen Hopfenläuse. Heuer hatte es in der Mitte des Junius den Anschein, als ob sie vergehen würden, aber im Anfang des Julius kamen die Fliegen abermal, der Honigthau fiel alle Täge, die Blätter glänzten, als ob sie mit Firnis überzogen wären, und an ihren Spitzen hiengen ganze Tropfen eines süssen Safts, wodurch diese und andere Insekten so stark herzu gelocket wurden, daß alles wimmelte und rauschte. Ich habe meines Theils den Honigthau niemals unter dem Blat, sondern allezeit auf dessen Oberfläche bemerkt, auch selten und nur ganz wenige Läuse oben auf dem Blate gefunden. Ich kann also der Meinung nicht beytretten, daß der Honigthau weiter nichts, als ein aus dem durch den Stich dieser verwundeten Blätter hervor rinnender Saft sey, weil er widrigen Falls auf der untern Seite des Blats, wo die Läuse ihren ordentlichen Wohnplatz haben, und es benagen, auch am meisten zu finden seyn müste. Daß sie sich häuten, erhellet daraus, weil sie unter dem Blat ihre Bälge zuruck lassen, auch viele, die von oben herab fallen, auf der andern Seite an dem klebrichten Saft hängend bleiben. Ob sie sich aber alsbald wieder in Fliegen verwandeln, oder noch einen Mittelzustand zu durchwandern haben, habe ich bisher nicht entdecken können. Wenn sie recht häufig sind, so ziehen sie den Nahrungssaft dergestalt aus den Blättern und Zweigen, daß sich selbige zusammenziehen und verdorren. Kommt es dazu, so ist die Ernde verlohren. Man hat mancherley Mittel wi-

der



der sie angegeben, aber die meisten darunter haben nur den einzigen Fehler, daß sie sich nicht in die Ausübung bringen lassen. Man räth, z. B. die Stangen mit Buchenaschen zu bestreuen. Das Mittel möchte angehen, aber wo so viele Asche hernehmen? wie es anfangen, daß er auf alle Blätter, und besonders deren untere Seite komme? wie verhüten, daß ihn der Regen nicht in der nächsten Stunde abwasche? Andere rathen lächerlich genug, sie von den Blättern abzukehren, ein Vorschlag, dem man das Unthunliche sogleich ansiehet. Die Engländer rathen, die Stangen früh, wenn der Thau darauf liegt, abzuschütteln, oder welches noch besser ist, vermittelst einer grossen Sprize mit Wasser zu besprengen. Der Versuch ist, wie die oft angeführte Abhandlung erzählt, dahin ausgefallen, daß von den geschüttelten Stangen eine 2 Scheffel, von den angesprizten eine 6, und von denen, die nach meiner Art stärker bedüngt waren, eine 9 Scheffel, nach Würtenberger Maas ausgegeben haben. Ich bin überzeugt, daß die Art, wie ich den Hopfen behandle, und wie ich oben angegeben habe, zugleich das beste Mittel wider dieses schädliche Ungeziefer ist, und freue mich, den Herrn Verfasser iener Abhandlung hierinn auf meiner Seite zu haben. Meine Gärten haben vor andern immer weniger Ungeziefer, verderben auch nie gänzlich, sondern bringen in Mißiahren wenigstens die Hälfte, zuweilen auch drey Viertheil der Summe in guten Jahren. Diesen Erfolg schreibe ich folgenden vier Ursachen zu, und überlasse es der Beurtheilung verständiger Oekonomen. 1.

1. Es ist bekannt, daß die Insecten sich gern dahin ziehen, wo sie Feuchtigkeit zu ihrem Unterhalt, und Buschwerk antreffen, unter denen sie sich vor Regen und Wind in Sicherheit setzen und verbergen können. In engen Gärten finden sie das im Ueberfluß. Ihre Dichte hält die Feuchtigkeit an, und dienet ihnen zugleich zu einer Bedachung, unter der sie sich, von Wind und Wetter ungehindert, fortpflanzen können. Wo aber die Stöcke weiter auseinander stehen, können sie kein so bequemes Obdach finden, und werden folglich eine so unsichere Herberge eher verlassen.

2. Wenn die untern Blätter und Zweige an den Ranken fleißig ausgeschnitten werden, können sie sich, aus Mangel dessen, nicht in so grosser Menge als anderswo aufhalten.

3. Wenn die Stöcke gesund sind, werden sie nicht so leicht als alte und kränkliche davon zu Grunde gerichtet. Die Hopfenpflanze ist keine veste, sondern eine schwammigte Pflanze. Kein Wunder also, wenn auch sie von Rost und Fäulniß angegriffen wird, da selbst holzige Wurzeln endlich davon zerstöret werden. Ausser dem ist ihre Wurzel unter der Erde den Benagen gewisser Würmer ausgesetzt, die den Mehlwürmern gleichen. Selbst ein junger Stock leidet dadurch Schaden, wie vielmehr muß ein alter kränklicher darunter erliegen! Wären diese unsichtbare Feinde nicht, so würde niemand zu einem Stock mehr als einen Fechser legen, da allzeit die Stöcke schöner sind;

die

die aus einem, als die aus dreyen gezogen werden, aber eben um der Würmer willen, werden drey genommen, damit nicht, wenn sie ihn zernagen, der ganze Stock ausbleibe. Hieraus ist nun leicht zu schliessen, daß ein alter Stock auch den Läusen um so viel weniger wiederstehen könne. Ein junger Stock, der in vollen Safte stehet, wird durch sie weniger entkräftet, wachset fort, und wird in Kurzem für ihre Zähne zu stark, der alte aber, der ohnehin schon schwächlich ist, verliehrt dadurch den Ueberrest seiner Kräfte und verdirbt. Aus dem Grunde lasse ich keinen Stock länger als zehen Jahre stehen, im elften wird er ausgehauen, und an seine Statt iunge Fechser gelegt. Es sind daher auch alle meine Stöcke gesund und voll Krafft, mithin noch eher vermögend, dem Anfall der Insecten zu widerstehen.

4. Die Hauptsache ist endlich der überflüßige Dung, den ich meinen Gärten gebe. Es ist iederzeit zu sehen und bekannt, daß an einem stark gedüngten Stock die Blätter schneller groß und holzig werden, daß das Insect, das die Zärte liebt, selbige verläßt, oder daß es den Geschmack selbst verabscheut, oder den Ueberfluß des Safts nicht vertragen kann, genug daß es solche bey weitem nicht so sehr als andre beschädigt, die weniger gedüngt sind. Der Beweis hievon liegt vor iedermanns Augen. Ich habe hier drey Hopfengärten, zwey davon liegen in Hauptlagen, und haben unten starken lettigten Boden, der aber durch eingeführte Erde und Düngung so mürb,

als

als Gartenerde ist; der dritte liegt frey im Felde und hat sandigen Boden. Die beyden erstern haben für heuriges Jahr gut getragen, und selbst der dritte hat sich mit der Hälfte seines sonstigen Er rags unter den herumliegenden erhalten. Ein ein i er zeichnete sich unter den übrigen verdorbenen aus, ungeachtet er weniger als der meinige ertragen hat; und auch das rührt daher, weil der Besitzer, obgleich weniger als ich, doch übrigens stärker gedüngt hat, als seine Nachbarn. Mithin erhellet daraus zur Genüge, daß es nur darauf ankomme, der Pflanze durch sattsamen Dung einen stärkern Trieb, und schnellern Wuchs zu verschaffen, wenn sie dem Verderben widerstehen und auch in Mißjahren den Fleis ihres Erbauers mit ihren Früchten belohnen soll.

Wenn nun am Ende die Frage noch davon ist, ob dieses oder ein anders Land mit Hopfen nützlich könne angelegt werden, um auch damit Handel in andre Länder zu treiben, so kommt es dabey auf folgende Untersuchungen an.

1. Ob das Clima so beschaffen, daß man sich versprechen könne, einen guten schmackhaften und balsamischen Hopfen, der auch in auswärtigen Ländern geliebt und gesucht werde, zu erbauen. Wäre das nicht, wie den offenbar nicht unter iedem Himmelsstrich alles von gleicher Güte wächst, so wäre es ein vergebliches Unternehmen, weil es immer an dem Absaz der vorhandnen Frucht fehlen würde.

2.



2. Ob man, ohne sich den Platz zu den unentbehrlichern Bedürfnissen des Lebens zu rauben, Land dazu entbehren könne. Ausserdem wäre es unnütz, und in Rucksicht auf Jahre der Theurung schädlich, das Entbehrliche zu bauen, und das Unentbehrliche aus fremden Staaten erkaufen zu müssen.

3. Ob es nicht an benöthigtem Dung fehle. Wäre das, so müsten entweder die Fruchtfelder Noth darunter leiden, oder man würde diesen Bau zu keiner Vollkommenheit bringen.

4. Ob Stangen in der Nähe, wohlfeil, und dem Walde unbeschadet zu haben sind.

5. Ob der Erdboden so beschaffen ist, oder sich so weit verbessern läßt, daß er darinnen fortkommen kann.

6. Ob das Volk seine Bedürfnisse mit Mühe und Arbeit erwerben muß, oder ob es selbige mit leichterer Mühe erübrigen kann. Im letztern Fall werden sie gewiß den Mühsamen Bau der Hopfenpflanze verabschieden, und sich Geschäfte wählen, die sie ernähren, ohne daß sie so viel von ihrer Bequemlichkeit dabey aufopfern dürfen. Eine Herrschaft, die Bräuhäuser hat, ein verständiger Bräuer würde allenfalls seinen Nutzen dabey verstehen, allgemein

würde

würde aber der Bau niemals werden. Für ein solches Land wäre das Vortheil genug, so viel zu bauen, als es für sich benöthigt ist, ohne darauf zu denken, einen Handel damit zu treiben. Ich glaube übrigens, wie ich Eingangs gesagt habe, man könne in soweit in jedem Lande, Gebirge und waßrichte Gegenden allein ausgenommen, Hopfen bauen, der gesundes, starkes und haltbares Bier giebt. Mit der Zeit wäre auch zu hoffen, daß sich der verwöhnte Geschmack der Einwohner daran gewöhnen und es gut finden würde. Ich urtheile hierinnen nach meinem Geschmack, wenn ich gleich zugestehen muß, daß das Bier in den Churfürstl. Bayrischen Landen meistens besser und stärker, als bey uns ist, so finde ich, wenn ich die Wahrheit reden soll, das meinige dennoch für meinem Kopf und Magen gesünder, und würde es nicht mit jenem vertauschen. Die Kultur des Hopfens bleibt folglich allemal für ein Land nutzbar, wenn man auch keinen auswärtigen Handel damit treibt. Der Nutze wird sich besonders alsdann zeigen, wenn man nach obiger Anleitung auf einem Drittheil Land das ganze Quantum erbauen, und in solcher Güte erbauen kann, als es Erdboden und Klima gestattet, und zugleich vor dem gefährlichsten Feinde desselben, so viel es nur seyn kann, gesichert ist.

Die Wahrheit dessen, was ich oben behauptet habe, liegt vor den Augen meiner Mitbürger entdeckt, und was die Qualität meines



Baues antrift, so wird es in diesem Jahr *) am besten können erprobet werden, da ich das Glück gehabt habe, selbigen unter unterthänigem Ansuchen, in verschiednen Bräuhäusern Proben damit machen zu lassen, in das Churfürstl. Bräuamt nach München einzuliefern.

Ich endige hier die Geschichte meiner Versuche und Erfahrungen, die ich von diesem Gewächs gesammelt habe, und unterwerfe sie der weitern Prüfung erfahrner Landwirthe. Ich habe weder zu meiner Einsicht noch zu meinen Bemühungen ein so übermäßiges Vertrauen, daß ich mir einbilden sollte, als ob nun alles erforscht, und nach mir nichts mehr zu thun übrig wäre. Mit der grösten Bereitwilligkeit werde ich also das Urtheil der Sachverständigen, es sey Tadel oder Beyfall, annehmen, und Gebrauch davon machen, so wie ich auch selbst, so lange mich die göttliche Vorsehung beim Leben erhält, auf Verbeßerungen der Landwirtschaft denken, und allezeit Gott danken werde, wenn er mir etwas zum Besten meiner Brüder, aller Menschen, gelingen läßt.

(* Diese Abhandlung ist schon 1777 herausgekommen, und Sr. Excellenz ꝛc. dem damaligen Hrn. Präsidenten Grafen von Brechhem, dann dem noch wirklichen Hrn. Vicepräsidenten Freyherrn von Hartmann ꝛc. und übrigen hohen Glieder der Gesellschaft von dem Eingangs genannten Hrn. Verfasser zum Zeigen seiner unterthänigen Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet worden.

Baierisch-ökonomischer
Hausvater
zum Nutzen
und Vergnügen.

XXVIII Stück November 1781.

Fortsetzung
der ökonomischen Regeln für den Monat November.

Im Felde. Man pflegt nun den Hopfen zu decken, wann es im vorigen Monat nicht geschehen. Eichel klauben, so sie einzeln herunterzufallen angefangen. Holz, so man zu den Mühlen ausbeßern braucht, schlagen, und heimführen. Sorgfältige Hauswirthe pflegen um diese Zeit für den ganzen Winter sich Mehl vormahlen zu lassen. Diejenige Felder, wo man Somerwaizen und Somerkorn hinsäen will, nunmehr umackern lassen. Rüben graben, um solche über Winter aufbewahren zu können.

Im Garten. Winterpetersil säen. Die Artischocken mit den gewohnlichen Läden (so auf Ziegelsteinen liegen) decken. Rettich, und Kreen aus der Erde graben, und über Winter im Sand aufbewahren.

Im Baum, und Obstgarten. Die Obstbäume bey feichten Wetter vom Mist säubern. Die iungen Obstbäume unten bey der Wurzel lüften, und umhacken; zu den alten aber Dung führen. Nach aller Heiligen von solchen das Ungezifer abnemmen. Verschiedene wilde Stäme in die Baumschul zum künftigen Gebrauch setzen.

Vom Vieh. Ochsen in die Mast stellen. Die Ferklein, so in diesem Monat fallen, sollen nach der Erfahrung schwehr aufzuziehen seyn, mithin ist es rathsamer, man verkaufet solche. Den Pferden gutes Futter reichen: damit sie nach dem Sprichwort gut in Winter kommen, und nicht so leicht mager werden.

Im Haus. Federn schleisen. Das Obst ausklauben, und zum dörren schälen. Dreschen

lassen,

lassen, und wann man solches in der Früh vor Tags vornemmen will, wohl aufsehen: daß die Tagwerker nicht auf allerley Art, und Weiß Getraid, und andere Früchte aus dem Stadel tragen, auch rein das Stroh ausdreschen. Alle Gattungen von Vieh izt mästen.

Philipp, Jakob Stubbecks hochfürstlich passauischen wirklichen Hofkamerrathes, und Fiscals, dann der ökonomischen Gesellschaften in Wien nnd Burghaußen Mitgliedes.

Abhandlung

Der von der Kurbaierischen Gesellschaft sittlich- und Landwirthschaftlicher Wissenschaften zu Burghausen den 17ten Merz 1777. für instehendes Jahr aufgeworfenen Preisfrage die Einrichtung des Getreid-Handels in Baiern zum Nutzen und allgemeinen Wohl des Landesherrn, - und Aufnahme des Landes selbst, die Vorbeugung bey erfolgenden Miß-Jahren so wohl für das benöthigte Brod, als für die Weißen- und braunen Bräuhäuser, und die richtige und sichere Bestreitung der Abgaben der Unterthanen betrefend.

Verfaßt den 19ten Christmonat 1777. *

Wenn wir die Geschichte der Welt von den ersten Zeiten bis auf die gegenwärtige durchlesen, so

 lehret

* Diese Preißschrift erhielte keine silberne Medaille, und ist noch niemals im ofentlichen Druk erschienen.



lehret uns die selbe überzeugend, daß man sich jederzeit mehr fremde Länder zu eroberen, als die bereits Besessene auf eine vortheilhafte Art einzurichten, und sie zu verbeßern bestrebet habe. Dahero viele Jahr hunderte hindurch Kriegs-Herre sammeln, mit denselben Provinzen durchstreiffen, und sie eroberen beynahe die hauptsächlichste Beschäftigung großer Geister ware

Oft hat der Durst nach eitler Ehre, ein blos scheinbarer Mangel an Ländern, eine bloße Mißkenntniß des Werths ihrer bereits im Besitz habenden Ländern, eine bloß von der Vernachläßigung der benöthigten Cultur, oder von der Verkennung des zweckmäßigen Gebrauches derselben herrührende Ungenügsamkeit, ein blos blendender Reichthum fremder Völcker diese großen Geister weit geringhaltigere Länder, und ärmere Völker zu überfallen, und zu unterjochen gereitzet. Oft suchten Sie unter weit entfernten Himmelsstrichen reichhaltige Gold-Minen, ohne die ihrige aufzusuchen, und hievon Gebrauch zu machen, und nicht selten strebten sie mit Verwendung unsäglicher Kösten nach weit um sich greiffenden fruchtbaren Erdflächen, da sie mittler Weile die ihrige weit fruchtbarere

barere Reiche entvölkerten, und in Wildnißen verwandelten, und ihr ganzer Ruhm bestunde oft bloß in dem, daß Sie die Sicherheit, und Ruhe unschuldiger Völker gestöhret, Städte eingeäschert, ganze Länder mit Elend überschwemmet, Reiche verheeret, und zahlreiche Völcker vertilget hatten, kurz: daß sie ein Schreckbild der Menschen gewesen waren.

Allein, es war in jenen Jahr hunderten einmal die herrschende Leidenschaft großer Geister nur Eroberungen vieler Länder zu machen, und Völker zu überwinden, ohne den Staaten eine innere vernünftige und ersprießliche Einrichtung zu geben, ohne daran zugedenken, daß alle, so gar die überwundene dennoch Menschen sind, alle Menschen aber von der göttlichen Vorsicht zur Glückseligkeit erschaffen, und bestimmet worden sind, und daß über Völker herschen die Pflicht sie zur Glückseligkeit zu leiten unmittelbar mit sich führe.

Bey so gestalten Umständen nun darf man sich nicht wundern, wenn die gesammelte Lorbern ehender verwelkten, als sie zu blühen anfiengen



wenn Purpur, Kronen, und Zepter geschwinder entrissen wurden, als sie erkämpfet worden sind.

Doch diese unglückliche Perioden haben nicht länger gedauret, als die Unwissenheit auf den Thronen saß, und bloß sinnliche Empfindungen herrschten. Dann kaum hatten die Wissenschaften aufgekeimet, kaum hatten sie tiefere Wurzeln gefasset, kaum haben Einsichts volle Regenten die Thronen bestiegen, und sich zu Regierungsgehülfen das wahre Beste der Staaten kennende Männer erkiesen, so erkannte man den Krieg, und dessen traurige Folgen nicht mehr für das Interesse der Staaten, sondern die physicalische, und moralische Kräften, den Wohlstand, die Ruhe, und Sicherheit derselben, und möchte Justinian wohl der erste ruhmwürdige Regent gewesen seyn, welcher das wahre Staats-Interesse am besten erkannt hatte: Imperatoriam Majestatem non solum armis decoratam, sed etiam legibus oportet esse armatam.

Dieser weise Fürst sahe es deutlich ein, daß es nicht genug Länder erobern, und sie wieder feindliche Anfälle schützen, sondern auch nothwendig sey, ihnen durch kluge Gesätze eine dauerhafte

Rich-

Richtung zu geben; und schiene vielmehr die Waffen zur Zierde, und Beschützung seiner Reichen, und Handhabung der Gesäzen, als zu Eroberung fremder Länder zu führen. Dieser unvergleichliche Fürst führte nur Kriege um den Frieden zu erlangen, und wande die übrige Zeit seiner Regierungs Jahre das innere seiner Staaten in richtige Ordnung zu bringen an, so, daß noch heut zu Tage ganz Europa den wohlthätigen Einfluß seiner weisen Regierung empfindet.

So denken, so handeln alle Menschen Liebende, alle Wohlthätige, alle das wahre Beste ihrer Staaten beherzigende Regenten, sie öfnen den Janus-Tempel nur, wenn feindliche Heere Thür und Rigel zu sprengen drohen, und schliessen ihn, so bald sie dieselbe zurücke getrieben, und bezähmet haben, um Gesäze entwerfen zu können, durch welche die Kräfte ihrer Staaten vermehret, der Wohlstand, die Ruhe, und Sicherheit, das wahre Interesse derselben gegründet, und erzielet wird.

So sehr nun der grosse Kaiser Justinian das Wohl seiner Staaten durch die Verfaßung

der



der Gesätzen beförderte, so sehr beeifern sich die durchleuchtigste Regenten der Kurbaierischen Staaten ihre Völcker glücklich zu machen.

Nicht zufrieden, daß Höchstdieselbe Ihre Staaten mit auf dieselbe bestens angemessensten bürgerlichen Gesätzen bereicherten, bearbeiten Sie auch das Feld der ächten Staats Klugheit mit unermüdetem Eifer, und deren Weißheit wählet hiezu jene Mittel, wodurch diese Gegenstände am glücklichsten bearbeitet werden.

Die gelehrten Gesellschaften sind bereits längstens mit Recht für die hell leichtensten Fackeln, und fruchtbarste Quellen zur Aufnahme der Staaten erkennet worden, dahero Ih. Kurf. Durchl. Max. Jos. diese nicht nur huldreichest zu stiften, sondern sie als Liebhaber, und bester Kenner derselben thätigst zu begünstigen geruhet. Wie fruchtbringend aber diese weiseste Anstalten für das Wohl und Aufnehmen der Kurbaierischen Staaten seyn, läßt sich aus den von diesen erleichtesten Gesellschaften seit einem kurzen Zeitraum der Jahren an das Liecht gelegten treflichsten Schriften satsamst beurtheilen. Indem Sie sich lauter gegen-

stände

stände wählen, welche auf das Wohl Ihres durchleichtigsten Stifters und Landes Regentens, wie nicht weniger auf den Flor, und Aufnahme des Landes selbst deu grösten Einfluß haben, wovon gegenwärtige Preisfrage ein selbstredendes Beyspiel ist.

Ob ich gleich meinen wenigen Kräften so viel nicht zutraue, daß ich diesen wichtigen Gegenstand vollkommen zu bearbeiten im Stande wäre, so hoffe ich doch, es werde ein, so andere Bemerkung hierüber nicht gar unnütz seyn.

Ich finde (so viel das erste Glied dieser Preisfrage anbetrift) nicht die geringste Ursache von den Grundsätzen des Hrn. v. Schlettweins abzugehen, wenn derselbe sagt: der Marckt-Preis „einer Waare gründet sich auf der einen Seite „auf die Menge der verkäuflichen Waaren, auf „die Vertheilung in den Händen der Verkäu- „fer, und auf den Grad der Nothwendigkeit „des Verkaufes; auf der andern Seite aber auf „die Menge der Käufer, auf die Menge der Mit- „tel, die in den Händen der Käufer circuliren, „und auf die Größe der Bedürfniße der Käu-

„fer.



„ ser.* Die Vernunft zwinget mich ihnen bey-
zupflichten.

Es scheinet eine in der Natur selbst bestens gegründete Wahrheit zu seyn, daß je mehr die Masse einer bestimmten verkäuflichen Waare, und die Anzahl der Verkäufer derselben vervielfältiget wird, desto geringer der Preis derselben werden müße, indem andurch unter den Verkäufern nicht nur der Weteifer ihre Waare an den Mann zu bringen, entstehet, sondern auch sie ohne ihren geringsten Nachtheil für eine bestimmte Summa Geldes mehr von der Waare geben können, als sie um die bestimmte Summ zu lösen bey geringererMasse hätten geben können. Zumal aber bekannter massen jeder Käufer für weniges Geld viel Waaren an sich zu bringen, oder wohlfeil einzukaufen wünschet, so wird jeder dort einkaufen, wo er sie am wohlfeilesten erhalten kann, folglich wird sich die Anzahl der Käufer nach dem Maße der Wohlfeilkeit vermehren, oder je wohlfeiler die Waare ist, desto mehr Käufer werden sich um dieselbe einfinden, und desto mehr wird Geld in den produciren-

den

* In der wichtigsten Angelegenheit für das ganze Publicum. Seite 21. & 22.

den Staat gebracht werden, desto vermögender werden die Verkäufer werden, und zumal jedes neu erworbenes Vermögen wieder ein neuer Stoff zur Erzeugung eines andern ist, so wird die Vermehrung ihres Vermögens in beständiger Progression fortgehen, und sich immer weiter ausbreiten.

Da nun Kurbaiern mit einem zu Erzeugung vielfätigen Getreides vorzüglich geschickten Boden geseegnet ist, da die natürliche Lage dieses Staates selbst, die benachbart volckreiche Städte, und die minder fruchtbare Landschaften den Verkauf desselben so mercklich begünstigen, so ist es offenbar, daß dieser in allen Anbetracht vor sich schon glückliche Staat seine Glückseligkeit mittels Erweiterung, und Vergrößerung des Getreid-Baues noch merklich vergrößern könne.

Aber es möchte das Ansehen gewinnen, als dächte ich diese Nation einer Nachlässigkeit in Bearbeitung ihres Erd-Bodens zu beschuldigen, Nein, diese hat von unfürdenklichen Jahren ausnehmende Proben ihres Fleises an Tage gelegt, da sie so viele Milionen Menschen gespeiset hat.

Nur



Nur dieses scheinet noch zu wünschen zu seyn, daß ihnen der Vortheil, den sie von ihrem Boden mit Grunde hoffen, und erwarten können, näher gezeiget würde, und daß sich mit Bearbeitung desselben mehrere Menschen, als wircklich geschiehet, beschäftigen möchten.

Es giebt in Baiern, in diesem so freygiebigen Erdböden große Strecken Wießlandes, welche noch zwey, bis dreymal so viel tragen würden, als sie nun würcklich tragen, wenn nur Hand an dieselbe gelegt würde. Es giebt auch fast unübersehliche Strecken, und besonders nach der Donau von Straubing bis Vielshofen, welche im elendesten Zustande sich gänzlich selbst überlassen, völlig verwildet daliegen, und das von dem Donau Strom eintretende Wasser überschwemet so gar weit von diesem entlegene Getreid-Felder; ohne daß sich noch jemand diesem gemeinschädlichen Uebel durch Anlegung der Dämme ꝛc. vorzubeugen bemühet hat. Der arbeitsame Holländer, der den Nutzen und Schaden auf viele Jahre hinaus berechnet, würde gewiß schon längst andere Maßregeln ergriffen haben.

Es mangelt auch in diesen Staaten an nichts weniger, als an der Volksmenge. Man siehet fast aller Orten viel hausirendes Gesind, welches sich auf Kösten des arbeitsamen Landmanes und Bürgers im Müssiggange ernähret. Ich würde es nicht sagen, wenn ich es auf meinen Reisen durch Baiern nicht selbst alles gesehen hät e. Wie merklich aber würde der Getreid = Bau vergrößert werden, wenn die Wiesen mehr bearbeitet, die bisher ödliegende Strecken eigenthümlich vertheilet, und das hausirende Gesind ernsthaft zur Feldarbeit angehalten, nebst diesen aber auch jeder Grund = Eigenthümer zu Erzeugung mehreren Getreides aufgemuntert würde. Diese Vermehrung des Getreides würde den geringern Preis, oder die größere Wohlfeilkeit desselben zum unausbleiblichen Gefährten haben, ohne zu beförchten, daß es auf einen dem Landmanne die Arbeit nicht belohnenden Preis, auf den Unwerth herabgesezet würde, weil eben die Wohlfeilkeit es verursachen würde, daß viele auswärtige ihren Erdboden zu Erzeugung anderer, seiner Eigenschaft mehr angemessener Früchten verwenden würden, wodurch sie also diesen Abgang zu ersetzen mehr einzukaufen sich nothgedrungen

drungen sehen, folglich die Anzahl der Käufer nothwendig vermehret werden würde, welche vermehrte Anzahl der Käufer die Verkäufer vor einer allzustarcken Degradation des Preises sicher stellen, und solchen immer auf einen ihre Mühe lohnenden Grad erhalten würde.

Doch ist dieß nicht der einzige Vortheil, welcher aus der Vermehrung des Getreides, und Wohlfeilkeit desselben nothwendig entstehen würde. Denn eben dadurch, daß die Auswärtige durch den wohlfeilen Ankauf des Getreides ihren Erdboden zu anderen Gattungen der Früchten, zu deren Hervorbringung er weit geschickter, als zum Getreid-Bau ist, zu verwenden in den Stand gesezet würden, erzeugen sie ebenfalls mehrere dieser Gattungen Früchten, folglich muß auch der Preis dieser nach dem Maße der Vermehrung verringert werden, woraus also noch dieser Vortheil für die Kurbaierischen Getreid-Verkäufer entspringen würde, daß sie auch ihre Bedürfnisse aus fremden Staaten wohlfeiler einkaufen würden. Beede Theile also der Kurbaierischen Verkäufer, und der auswärtigen Käufer würden durch Vermehrung des Kurbaierischen Getreides bemit-

telter

telter werden, alle Handwercker und Künste, ja die Handlung selbst würde in allen Zweigen zu einen weit höcheren Grad der Vollkommenheit gelangen.

Nicht nur die zehente würden einen ergiebigern Zuwachs erlangen, sondern auch e Auslagen zu Besorgung der gemeinen Wohlfahrt, zu Behauptung des Ansehens, und der Wü de würden mit viel wenigern Kösten doch leichter bestritten werden.

Dieses nun nämlich die allem Ansehen nach leicht mögliche mehrere Cultur des Erd-Bodens, die Vergrößerung des Getreid-Baues wären meines geringfügigen Dafürhaltens „ wodurch der „ Getreidhandel in Kurbaiern zum Nutzen, und „ allgemeinen Wohl des Landes Hern, der „ Verkäufer, der Unterthanen, und endlich „ zum Flore, und Aufnahme des Landes selbst „ besorget, und eingerichtet werden könnte.

Aber so nützlich diese Vorkehrung in allen Anbetracht für die Kurbaierische Staaten wäre, so würde doch für die Dauerhaftigkeit der Wohl-

fahrt



fahrt derselben noch nicht ganz gesorget seyn, wenn der Augenmerck nicht zugleich auf besondere Umstände gerichtet würde. Denn es giebt Perioden, in welchen auch die vortheilhafteste Einrichtungen umgestürzet, oder doch unbrauchbar gemacht werden. Um sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen darf man nur auf die vergangene Zeiten zurücke sehen und diese werden uns ein neues der Aufmercksamkeit höchst würdiges Feld eröffnen. In diesem Spiegel verflossener Zeiten wird sich ohne Mühe entdecken lassen, daß nach einen Zeitraum von 20. bis 30- oder auch weniger Jahren gemeiniglich ein Mißwachs entstanden sey, welcher die betroffene Staaten nicht wenig erschüttert hat, und Kur-Baiern kann sich ohne Wehmuth an die vor 5- und 6 Jahren vorgeweste Getreid Theurung, an das Elend so vieler tausend Menschen, und an die grosse Geld-Summen, welche in weitentfernte Staaten für das benöthigte Getreid verschicket werden musten, nicht erinnern. Es ist diesem zu Folge unumgänglich nöthig, daß auch wider die Miß-Jahre gesorget, und deren traurigen Folgen vorgebogen werde. Man hat zu diesem Ende schon in den ältesten Zeiten, und in allen Staaten viele Getreid-Kästen angelegt,

um

fast in allen Staaten viele Getreidkästen angelegt, um in solchen das Getreid für die Misjahre, oder sonst besondere Fälle aufzubehalten, wovon man bey vielen Städten noch eine merkliche Anzahl findet, obschon seit ungefähr hundert Jahren her viele derselben theils zu Wohnhäusern, theils auch zu andern Bedürfnißen verwendet worden sind, weil die Magazinierungen größtentheils, wenigstens auf mehrere, als ein Jahr fast allgemein aus dem Gebrauch sind.

Ob aber diese Fürsorge aus blosser Unachtsamkeit, oder aus wirklich erheblichen Gründen, oder aus Beyden zugleich unterlassen worden sey, hierüber möchten die Meynungen wohl ziemlich getheilet seyn. Ich meines geringen Ortes stimme der lezten bey, massen es einestheils nicht zu widersprechen seyn will, daß die Magazinierung nicht wenigen Beschwerlichkeiten ausgesezet sey; anderntheils aber auch nicht zu läugnen seyn will, daß das Wohl der Staaten in diesem anbetracht eine weit größere Aufmerksamkeit, und Sorgfalt verdienet hätte, als hierauf seit vielen Jahren her wirklich verwendet worden.

Diesem mag nun seyn, wie ihm wolle, so ist doch unläugbar, daß die Magazinierung drey merklichen Beschwerlichkeiten ausgesezet sey; deren erste der bekannte Wurm, welcher eine grosse Menge des auf den Kästen verwahrlich liegenden Getreides verdirbt und verzehret.

Die zweyte, der schwarze Käfer, oder sogenannte Wipper, welcher dem Getreide nicht weniger als der Wurm schadet; die dritte, und betrübteste aber die Feuersbrünste sind.

Man hat sich schon viele Jahre her eifrigst bemühet ein Mittel ausfindig zu machen, kraft welchen der Wurm von dem Getreide, und besonders von dem Weitzen, und Korn, oder Roggen abgehalten werden könnte: man hat zu diesem Ende alle drey Reiche der Natur durchsuchet, man hat gewisse Körper aus dem Thier- Pflanzen- und Mineral-Reiche hiezu angewandt, so gar haben einige verschiedene Körper aus allen drey Reichen zusammen gesetzet, und solche Gemenge für Gegenmittel des Wurms angepriesen, doch alles dieses ohne vorher untersuchet zu haben, wie schädlich eines, oder das

an-

andere in ihren Folgen der Gesundheit der Menschen, an deren Erhaltung den Staaten mehr, als an der Erhaltung des Getreides lieget, seyn möchte, und viele unter diesen sind, wenn man sie nach den physicalischen Grundsätzen beurtheilet, gewiß den Wurm vielmehr beförderend, als abhaltend, und zerstöhrend, worunter die stark duftende Wurzeln, und Kräuter, faulende Körper, besonders aber die Anwendung gewisser, mit corrosiven Ingredienzen vermischte Wasser, und Liqueurs sind. Kurz: es sind lauter solche Mittel, welche der Empyrismus erfunden haben will, und welche nicht nur den Wurm selbst mehr befördern, sondern so gar ein weit grösseres Uebel, als der Getreidwurm verursachet, nach sich ziehen können.

Es giebt auch nicht wenige, welche den Umsturz des Getreides für das sicherste Mittel den Wurm zu verhüten angeben, da aber die die Erfahrung die geringste Probe nicht aufweisen kann, noch solches aus physicalischen Gründen zu erproben seyn wird, sondern aus diesen das Gegentheil viel wahrscheinlicher seyn will, als kann auch dieß für kein taugliches Mittel

wider den Wurm angenohmen werden. Allein, mich deucht, es seye doch nicht alle Hoffnung wider diesen Feind menschlicher Nahrung ein thätiges Gegenmittel zu finden verlohren. Die Naturlehre ist reich genug uns, gleichwie in andern Begebenheiten, also auch in dieser abhelfliche Mittel zu entdeken. Mittels dieser lassen sich nicht nur die Entstehungsgründe der Körper überhaupt, sondern auch der Jesecten entdecken, und wenn man diese weiß, so wird es nicht mehr schwer fallen die der Entstehung entgegen gesezte Mittel ausfindig zu machen.

Es ist aber eine in der Naturlehre bekannte Sache, daß jeder Körper zu seiner Entstehung und Wachsthume **Erde**, oder feinen, oft fast unsichtbaren Staube, **Wasser** oder Feuchtigkeit, **Feuer** oder Wärme, und **Luft** erfodere. * Da nun die Insecten, Würme, und Käfern wirkliche Körper sind, als muß nothwendig zugeben werden, daß sie aus feinen Staube, Feuchtigkeit, Wärme und Luft entstehen.

Soll

* Ich habe hievon in meinen Grundsätzen der gesamnten Kammeralwissenschaft §. 20. ausführlicher gehandelt.

Soll demnach die Entstehung eines Körpers verhindert, oder der bereits entstandene Körper zerstöhret, und zernichtet werden, so wird kein besseres Mittel hiezu entdecket werden können, als daß der Urstoff desselben, aus dem Wege geräumet werde.

Die Hauptanlagen des Getreidwurms sind unstreitig, der feine Staub, so sich in dem Getreid allenthalben befindet, die Feuchtigkeit, und die Wärme (denn die Luft wirket ohnehin in alle Körper.)

Man kann keine andere Bestandtheile desselben angeben, und es läßt sich dieses auch hieraus schliessen, da aus der Erfahrung bekannt ist, daß das am wenigsten getrocknete, und von dem Staube am wenigsten gereinigte Getreid dem Wurm am aller meisten ausgesetzet sey, dieser auch zur wärmsten Jahrszeit seine Kräften am stärksten äussere, oder am stärksten arbeite.

Es wird diesem zu Folge ohne Zweifel das beste und wirksamste Mittel den Wurm so-

wohl, als andere derley Insecten zu verhütten seyn, wenn man dasjenige Getreid, so länger, als ein halbes, oder mehrere Jahre aufbehalten werden will, erstlich von dem Staube wohl reinige, zweytens demselbigen die Feuchtigkeit benemme, und dasselbe vor diesen beständig bewahre.

Die Mittel, und Art das Getreid von dem Staube zu reinigen, sind allzubekannt, als daß ich hievon eine mehrere Meldung zu machen nöthig fände, indem ohnehin fast jeder Landwirthschafter mit einer Staubmühle versehen ist, und mittels derselben alles sein Getreid zu reinigen pfleget. Gleichwie man aber mit einer solchen Menge Getreides, als jährlich eingeärndet wird, oft sehr geschwind verfährt, so wäre nur zu wünschen, daß man das jenige, so auf längere Zeit aufbewahret werden soll, mit sonderbaren Fleiß reinigte, und für dasselbe einen von den übrigen abgesonderten Verwahrungsort erwählte.

Das Zweyte, nämlich die Benehmung der Feuchtigkeit, ist nicht weniger bereits viele Jahr hunderte her, so gar bey allen Menschen, und

in allen Ländern bekannt. Aller Orten dörret man den jenigen Theil des Obstes, welchen man lange aufzubewahren willens ist. Zwetschken, Bierne, Aepfel, und Nüße pflegen mittels der Dörrung viele Jahre hindurch ohne von der Fäulung und den Wurm angegriffen zu seyn, aufbewahret zu werden, welche ohne diese ihrer Zerstöhrung in sehr kurzer Zeit unterliegen, und ich sehe nicht die geringste Hinderniß, kraft welcher diese Dörrung nicht auch bey dem Getreide Platz greifen könnte, indem einerley Ursache, auch einerley Wirkung hervorbringen müssen.

Es ist zwar nicht weniger mit Grunde zu vermuthen, daß, wenn das Getreid vor der Wärme bewahret, und beständig in kalten Behältnißen aufbehalten würde, es von dem Wurme ebenfalls befreyet bliebe, gestalten durch die Kälte die genaue Vereinigung und Verbindung des Staubes mit der Feuchtigkeit, und folglich die Fäulung, und Gährung sohin auch die Entstehung des Wurmes verhindert würde; gleichwie das Fleisch in den Eiskellern vor den Maden mittels der Kälte, und in Ungarn das Getreid in der Erde vor den Wurm bewahret

wird,

wird, so würde es doch sehr schwer seyn, so grosse, beständig kalte Behältnisse, als das Getreid erförderte, herzurichten, und bey allen diesen würde gleichwohl eine völlige Austrocknung der Feuchtigkeit unumgäuglich nöthig seyn. Massen eine größere Menge des Getreides sich mittels der in sich enthaltenen Feuchtigkeit im innern erhitzen, und einen Grad der Fäulung erhalten würde, so wie das feucht in die Scheuren gebrachte Heu im innern nicht nur faulet, sondern nicht selten Flammen gewinnet.

Ich halte diesemnach ein für allemal dafür, daß die Dörrung des Getreides das schicklichst, und wirksamste Mittel dem Wurm im Getreide vorzubeugen sey.

Es ist aber ohne mein Erinnern bekannt, daß die Art der Dörrung zweyfach sey; es kann nämlich solche sowohl durch die Sonnen, als Ofenwärme bewerkstelliget werden.

Die Dörrung des Getreides durch die Ofenwärme kann gleich nach dem Dreschen, oder wenn man es für thunlich erachtet, so wie

des Obstes in den Backöfen vorgenohmen werden, nachdem nämlich das Brod aus denselben genommen worden. Will man aber solche lieber an der Sonne verrichten, so wird es nothwendig seyn, hiemit über Winter, und ungefähr bis in Juny zu warten, weil im Herbste die Sonnenwärme mit ihren schieffallenden Strahlen ihre Wirkung vollkommen zu äussern nicht mehr im Stande ist, doch muß sie so bald, als es die Witterung zuläst, und ehe der Wurm entstehet, übernohmen werden.

Man kann hiemit so, wie mit dem Lein-Samen, wenn er aus den Hülsen gebracht wird, verfahren.

Es mag nun die Dörrung auf eine, oder die andere Art bewirket worden seyn, so wird es allzeit die sicherste Brustwehr wider dem Wurm seyn, nur muß ich anzumerken nicht umgehen, daß es nöthig sey, das Getreid nach der Dörrung noch einmal von dem Staube zu reinigen, weil die Hitze verursachet, daß nicht nur die Spitze der Körner, sondern auch einige äussere Häutlen derselben zerspringen, und sohin

hin durch die öftere Bewegung derselben abgestreiffet werden, welche denn die feuchte Luft wieder an sich ziehen, und sohin einen neuen Stoff für die Insecten geben würden, indem dieser feine Staub die Feuchtigkeit an sich zu ziehen sehr geschickt ist.

Aber ich muß auch von den Wippern ein paar Worte reden, welche Art der Insecten dem Getreide nicht geringern Schaden als die Würme verursachen, und an deren Entstehungs-Verhinderung, und Vertilgung derselben dem gemeinen Wesen nicht weniger, als an des Wurms gelegen seyn will. Ich trage aber kein Bedenken hiebey eben die Mittel, die ich wider den Wurm vorgeschlagen habe, auch wider diese in Vorschlag zu bringen. Denn mich deucht, der Satz: Körper, die einerley Entstehungsstoff haben, haben auch einerley Mittel zur Verhinderung ihrer Entstehung, und Zerstöhrung, müße auch in dieser Beziehung gültig seyn, wenigstens will mir hievon keine Ausnahme beyfallen, folglich würde es überflüßig seyn, dasjenige zu wiederhollen, was ich bereits in Betref des Wurms gesagt habe.

Ob aber, und wie diese Insecten beyderley Arten, nachdem sie einmal entstanden, und sich auf den Getreidboden bereits sehr ausgebreitet haben, zu vertilgen seyn, kann gegenwärtig, da noch so wenige physikalische Versuche gemacht worden sind, nicht leicht entwickelt werden, sondern es läst sich nur so viel mit Grunde vermuthen, daß, wenn sie samt dem Getreide in den Backofen kommen, sie erstickt werden, aber dieselbe auch auf den Böden auszurotten scheinet nicht thunlich zu seyn. Ein erfahrner Landwirth erzählte mir zwar: „ es hätten ihm die schwarze „ Käfer oder Wippern sein Getreid auf dem Ka„ sten erstaunlich verwüstet, er machte sodann einen „ Decoct von Salz, und Essig, wusch denselben „ mit diesem, und von selbiger Zeit her wäre „ er von denselben gänzlich befreyet worden. Ich meines Ortes will, und kann für die Richtigkeit dieses Mittels nicht bürge seyn, weil ich hievon kein Augenzeug bin, obschon einige Gründe der Wahrscheinlichkeit nicht mangeln, wenigstens aber wird ein solcher Versuch der geringsten Gefahr eines Schaden in Rucksicht der Gesundheit nicht ausgesetzet sey, indem es Stücke sind, welche von Menschen und Viehe zur Gesundheit genossen

wer-

werden, weder ist der Aufwand beträchtlich, und es möchte doch eintreffen, daß diese Insecten die corrosivische Säure des Salzes, und Essigs nicht vertragen könnten; fände man nun einige Besserung, so würde es die Mühe wohl verlohnen, solches öfters zu wiederhollen.

Es ist zwar nicht zu widersprechen, daß die Dörrung mit einiger Mühe, und nebst dieser noch mit einiger Unbequemlichkeit veeknüpfet sey. Zumal aber der Antrag mit der Dörrung nur auf ein sehr mäßiges Quantum zum Brod für die Mißjahre zu richten wäre, diese Sammlung des gedörrten Getreides auch bey fruchtbaren Jahren nur nach und nach geschehen dörfte, so würde diese Mühe so viel nicht zu bedeuten haben, indem der Vortheil, welcher hieraus für den ganzen Staat entspringet, und erzielet wird, diese wenige Mühe vielfältig ersetzte.

Belangend endlich die Magazinierung, so kommen hiebey meines geringen Dafürhaltens folgende Punkten zu beobachten: als

Erstens: auf wie viel Jahre soll mit der Magazinierung angetragen werden? Zwey-

Zweytens: wie viel Getreid soll auf die bestimmte Jahre vorräthig gehalten werden? und wie ist

Drittens: die Sammlung des Getreides, und der Magazinierung am geschiktesten zu veranstalten?

Was nun den ersten Punkt betrift, so lehret uns bereits gemeldter Massen die Erfahrung, daß gemeiniglich nach 20 bis 30 fruchtbaren oder noch wenigern Jahren 2 bis 3 Mißjahre zu folgen pflegen. Die Geschichte hat zwar meines Wissens in diesem Stücke nicht viel aufgezeichnet, und man muß diesem zu Folge die glaubwürdige Erzählungen an diese Stelle setzen. Man wird also der Sache nicht zu viel thun, wenn man (so bald es möglich ist) so viel Getreid sammelt, als für zwey- bis drey Jahre zur Nahrung erforderlich erachtet wird, und zumal das Bier heut zu Tage zur nothwendigen Nahrung gerechnet werden will, als will es auch nothwendig scheinen, eben so viel Getreid, als in zwey- bis drey Jahren verbräuet zu werden pflegt, in Vorrath zu bringen, so wohl die Nahrung der

Men-



Menschen, als der Nutzen der jenigen, die solche einträgliche Bräugerechtigkeits-Gewerbe besitzen, scheinen dieses zu erfodern.

Allein in diesem Stücke scheinet die Natur der menschlichen Fürsorge Schranken gesetzet zu haben. Gestalten alle Bräuverständige versichern, daß dasjenige Getreid, so älter, als ein Jahr geworden, zur Aufkeimung und folglich zur Verbräuung nicht mehr geschickt sey. Dieses nun als richtig angenohmen, so würde dasjenige Getreid, welches bereits gedörret, und in diesem Zustande 10 und mehrere Jahre in den Magazinen aufbewahret worden wäre, zu diesem Gebrauch um so weniger mehr tauglich seyn, als schon durch die Dörrung, und besonders durch diejenige, so durch die Ofenwärme veranstaltet worden, der Keimungsstoff gänzlich vertrocknen, und verwesen muste. Ob aber dieser Versicherung der Bräuverständigen gleichwohl seine vollkommene Richtigkeit habe, hievon kann ich eben nicht bürge seyn. Denn ich machte in diesem Herbste, und zwar zu Ende des Augusts folgenden Versuch: Ich nahm einen Cubick-Schuh Gerste, dörrte ihn 3 Täge nacheinander an der

Son-

Sonne, so, daß nach dieser Dörrung 160 Cubick-Zoll an dem Cubick-Schuh abgiengen. Hievon gab ich ungefähr 20 Cubick-Zoll einem Bräuverständigen, um es zu versuchen, ob diese Gerste noch zur Aufkeimung gebracht werden konnte, und nach 10 Tägen hatten alle diese Körner schon völlig gekeimet, uud ausgeschlagen. Ich baute auch etliche Körner in ein Gartengeschir, und die mehresten sind in 12 Tägen vollständig aufgegangen, und grünen noch bis gegenwärtig fort, welches aber bey denen, so ich bey der Ofenwärme gedörret hatte, nicht eintraffe; indem ich diese durch die Einweichung in Wasser zur Aufkeimung nicht bringen konnte, und von denen, die ich in ein Gartengeschir baute, giengen nur etliche Körner auf.

Aus diesem Versuch nun könnte fast geschlossen werden, daß wenigstens das an der Sonne gedörrte Getreid zum Verbräuen noch tauglich wäre, doch möchte ich nicht anrathen, daß man sich auf diesen Versuch verließe, weil oft ein Versuch im Kleinen besser, als im Grossen auszufallen pflegt, über dieß auch die Länge der Jahren, in welcher das gedörrte Getreid lieget



get, zur Verwesung des Keimungs Stoffes vieles beytragen würde.

Wenn aber schon auch das an der Sonne gedörrte Getreid weder zum Verbräuen, noch zum anbauen mehr tauglich wäre (wie ich es sicher dafür halte) so würde durch die Dörrung desselben gleichwohl das sicherste Mittel seyn bey erfolgendem Mißwachse, und andern Getreid beklemmen Zeiten sowohl der Nothdurft für das benöthigte Brod, als auch für die weißen und braunen Bräuhäuser genüglich vorzubeugen, denn hat man einmal so viel Getreid vorräthig, als zum Brod und andern Bedürfnißen, kurz: zur Verzehrung, und Nahrung in diesen Jahren erforderlich ist, so wird der neue Anbau so wohl, als die weissen und braunen Bräuhäuser von der neuen Aernde gewiß bestritten werden können, massen kein Miswachs in so hohen Grad, und so betrübt ausfallen wird, daß nicht so viel gefechsnet würde; als viel diese beyde erfodern. Es kann also zum Brod rc. immer nur gedörrtes Getreid, zum bauen, und bräuen aber das neue verwendet werden.

Be-

Betreffend aber den zweyten Punkt, wie viel nämlich Getreid auf zwey bis drey Jahre vorräthig gehalten werden soll, zu kommen, so wird es um dieses Quantum bestimmen zu können unverweigerlich nöthig seyn, daß die Consumtion ausfindig gemacht werde, welche mittels der in andern Ländern bereits längst üblichen Seelen Beschreibungen, da man wohl weis, wie viel jede Person, groß, und klein in einander gerechnet zu seiner Unterhaltung jährlich bedarf, am leichtesten zu berechnen seyn wird.

Es ist hier der Ort nicht von dem Nutzen der Seelen Beschreibungen zu handeln, sondern ich will mich nur mit der Anmerkung begnügen; daß ohne diese, und das geometrische Maß der Territorial-Fläche, und ihre Erträgniß zu wissen. Unmöglich eine Regierung vollkommen seyn möge. (*)

U Um

(*) Es giebt zwar einige Politiker, welche die Seelen-Beschreibung nicht für zuläßig halten, weil Gott den David hierwegen empfindlichst gestrafet hat. Lib. 2. Reg. c. 24. v. 13. et 15. Wenn aber erstens ein Unterschied zwischen dem alten, und neuen Bunde; und zweytens zwischen den Bewegungsgründen zur Se-



Um aber auch über den dritten Punkt, wie, und auf was für eine Art die Magazinierung am schicklichsten veranstaltet werden könnte? meine Gedanken zu äussern, so bin ich der Meynung daß je mehr sie vertheilet werde, desto leichter sie von statten gehen würde, so, wie eine Last, die auf einem einzigen Menschen fällt, denselben erdrücket, da sie hingegen in viele Theile vertheilet auf viele Menschen fällt, jeden die seinige kaum merklich ist. Es würde zu diesem Ende sehr vorträglich seyn, wenn durch ein Landesgesätz verordnet würde, daß jeder Grundbesitzer für seine Hausfamilie, jede Obrigkeit für die seinige, und die in desselben Bezirk und unter ihrem Schutze stehenden Inwohner, und andere die keine Baugründe besitzen, und der Regent für seinen Hofstaat, und Officianten, wie nicht weniger für den Militärstand, und solcher gestalt jeder Körper für sich selbst zu

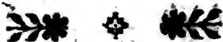
---

Seelen Beschreibung gemacht wird, so wird es sich bald veroffenbaren, daß hiezu vielmehr der göttliche Segen zu hoffen, als eine Strafe hiewegen zu beförchten sey. Schon die Römer haben ihre Völker gezählet, ohne daß sie gestraft worden, und heut zu Tage werden die Seelen in allen wohl eingerichteten Staaten beschrieben.

zu besorgen hätte, auf welche Weise sohin diese einzelweis betrachtete Theile zusammen genommen die Versorgung des ganzen Staatskörpers ausmachen würden.

Diese Art der Magazinierung würde auch um so leichter zu Stande zu bringen seyn, als nicht nur bereits jeder Baugründe besitzender Unterthan mit einem, jede Grundobrigkeit, oder Gemeinde, sondern auch jeder Regent mit mehrern Getreidkästen versehen sind, sohin jeder deren zu diesem Gebrauche öfters nur mittels Aufsetzung eines Stockwerkes erhöhet zu werden erfoderlich seyn würde.

Fast aller Orten findet man noch heut zu Tage die grösten und häufigsten Getreidkästen in in den Städten angelegt, und mag wohl seyn, daß in den vorigen Zeiten die feindlichen Streifereyen, diese Wahl nothwendig gemacht haben. Allein diese Barbareyen sind nun verschwunden, und es wäre zu wünschen, daß sie die Getreidkästen, so bald es möglich wäre ausser den Städten angelegt würden. Nicht nur die bey den Städten mehr eingeschränkte Luft, die viel-



fältige Nebeln und (da diese Gebäude daselbst öfters von den Steinen aufgeführet sind) die aus diesen Steinen fliessende Feuchtigkeit befördert die Insecten, sondern hauptsächlich die Feuersbrünste, welche sich in den Städten am öftern eräugnen, scheinen dieß nothwendig zu machen. Gestalten sie oft mit Wohnhäusern und andern Gebäuden dergestalt eingeschlossen sind, daß bey entstehender Feuersbrunst mit Spritzen, so andern zur Löschung nothwendigen Erfordernißen kaum auf einer Seite bequem zukommen kann. Bey welch so beschaffenen Umständen dann nicht nur grosse Quantitæten des Getreides ein für die Menschheit trauriges Opfer der Flammen werden, sondern auch die Flammen mehrere Nahrung und Kräfte sich weiter und thätiger auszubreiten erhalten, welche durch das Begießen mit Wasser, nur noch mehr vermehret werden, wodurch das Feuer, nachdem es einmal einen höhern Grad erhalten, unauslöschlich gemacht wird, und oft ganze Städte in Staub und Schutt verwandelt werden. Ueberhaupt wäre es in dieser Absicht rathsam, daß wenigstens grössere Magazinen von denjenigen Gebäuden, worin Feuer gehalten wird, abgesondert würden.

Da=

Damit aber bey entstandenen Getreidmangel für die Bräuhäuser das benöthigt frische, oder neue Getreid desto sicherer erhalten möchten, so würde ohne Zweifel das sicherste Mittel hiezu seyn, daß sie ihren gedörrten Getreid Vorrath bey den Mühlen anlegten, da sie denn das neue in die Mühle gebrachte Getreid so gleich für das neue eintauschen könnten. Jeder würde sich zu diesem Tausch um so unbedenklicher verstehen, als er, da sich bey 1. Cubick-Schuh ungefähr 160. Cubick-Zoll eindörren, welche aber in die Mühl wieder kommen, gewinnen würde; und da dieser Verlurst des Bräuers wieder auf das Bier geschlagen würde, so würde aus beeden Tauschern keiner etwas verlieren, sondern diese Erhöhung des Biers blos auf die Consummenten desselben fallen.

Es ist freylich nicht zu läugnen, daß alle diese Anstalten nicht ohne Aufwand ablaufen könnten allein das Schicksal der Menschen ist einmal so beschaffen, daß sie alles durch Mühe erhalten müssen, und wenn man diese Kösten mit denjenigen vergleichet, welche in Getreid mangelnden Zeiten zu verwenden, und öfters gar

 aus



aus dem Lande zu schleppen sind, berechnet, so wird wohl hoffentlich sich gleichwohl noch ein merklicher Gewinn herauswerfen. Gewiß würde schon dieser groß genug seyn, daß andurch dem Elend so vieler tausend Menschen, dem schmerzhaften Hunger, woraus oft ansteckende Seuchen entstehen, die weit mehr Menschen, als der Hunger selbst hinraffen, und die Provinzen entvölkern, vorgebogen würde. Am aller übelsten aber scheinen mir diejenigen daran zu seyn, welche die Last dem Regenten aufzuschultern gedenken, massen sie geradezu so viel zu sagen scheinen, als, es soll an eine so wichtige Unternehmung niemal gedacht werden. Denn nicht zu gedenken, daß derley Aufwand auch der mächtigste Regent zu bestreiten nicht im Stande seyn würde, so würde auch schon der Gedanke von Aufwendung so ungeheurer Summen den eifrigsten Willen eines sein Volk glücklich zu machen bereitesten Regentens gleich bey seiner Geburt unzweifentlich erlöschen. Um aber die Unmöglichkeit dessen deutlicher einzusehen, so darf nur angenommen werden, daß der Schaf Korn, oder Roggen im mittelmäßigen Preiß in der Sammlungszeit kostete 35 fl., folglich kämen 1000

Schaf

Schaf auf 35000 fl. diese 1000 Schaf blieben nun in den Magazinen (die Jahre im Durchschnitt gerechnet) liegen 10 Jahre. Das Interesse a 4. pro Cento gerechnet, würde von 35000 fl. in 10 Jahren betragen 14000. fl. folglich würde, ohne die Summen, welche zu Anlegung der Gebäuden, zu Unterhaltung derselben, und zur Besoldung der hiezu nöthigen Beamten zu rechnen 1. Schaf auf 49. fl. zu stehen kommen; wodurch also dem Elend, da die wenigsten Käufer diesen Preiß erschwingen könnten, nicht vorgebogen seyn würde, da hingegen, wenn jeder Baugrund Besitzer, jede Grundobrigkeit, oben gedachter maßen, und der Regent für seinen Hofstatt: und das Militär sorgte, diese erstaunliche Kösten bis auf ein sehr unmerkliches um so mehr vermieden werden könnten, als jeder Baugrund Besitzer seinen Vorrath selbst, die Grundobrigkeiten vieles durch die Handfröhner, oder Scharwerker, und Beamte, der Regent aber durch das Militär, und die Proviant Officiers besorgen lassen könnte, hiedurch würden nicht nur die vielen Baukösten vermieden, sondern auch oft mühsame zusammen- und dereinstige Abführungen, und Besoldungen

der



der Beamten ersparet werden, und alle diese kleine, und im Staate einzelweis zerstreute Magazinen würden doch zusammengenommen den zureichenden Vorrath für den ganzen Staat ausmachen. Und diese Method scheinet mir die geschickteste zu seyn, Kraft welcher „ bey erfol„ genden Mißwachse der eigenen Landes Noth„ durft sowohl für das benöthigte Brod, als „ für die weißen- und braunen Bräuhäuser ge„ nüglich vorgebogen werden könnte.„ Wenigstens scheinet hiebey keine Ungerechtigkeit, oder merkliche Hinderniß im Wege zu stehen, indem bey den Grundherrschaften die Handfrähner, so, wie bey dem Regenten das Militär für sich selbst, und für sein eigenes Wohl arbeiten würden; gleichwie es ohnehin die Pflicht eines jeden besondern Mitgliedes des Staates ist, nach dem Maße seiner Kräften zum Besten des Ganzen beyzutragen.

Ich bin zwar über diesen Gegenstand sehr weitläuftig gewesen, ohne ihn erschöpfet zu haben hoffen zu dörfen, und nun soll ich mich zu Auflösung des drittens: wie „ nämlich bey„ nebens am besten und füglichsten zum untrüg-

„ lichen

„ lichen Nutzen des höchsten Ærarii bewürket
„ werden könne, daß der Unterthan seine Ab-
„ gaben ohne eigene Bedürfniß, und ohne über-
„ triebenen Verkauf richtig und sicher bestreiten
„ könne? beländen. Um nun hierin desto glück-
licher zu seyn, bilde ich folgenden Satz: je
stärker die Theile eines Körpers sind, desto
stärker können sie ihre Kräfte ohne ihrer Schwä-
chung äussern, und desto stärker und dauerhaf-
ter wird der ganze Körper seyn. Soll demnach
ein Körper stark und dauerhaft seyn, so sind nicht
nur alle Mittel anzuwenden, wodurch die Thei-
le die Stärke erhalten, sondern es sind auch al-
le Hinderniße, welche der Verstärkung der Thei-
len hinderlich sind, aus dem Wege zu räumen.

Die Unterthanen sind unläugbar die Theile, oder Glieder des ganzen Staatskörpers, und seine Kräfte verhalten sich nach dem Maße der Kräfte seiner Mitglieder; je bemittelter demnach die Glieder des Staates sind, desto richtiger, und sicherer werden sie ihre Gaben zu bestreiten im Stande seyn. Es sind diesem zu Folge nicht nur alle Maßregeln, durch welche die Unterthanen reich, oder bemittelt werden zu er-

greif-

greiffen, sondern auch alle Hinderniße, welche ihrer mehreren Bemittelung, oder Bereicherung im Wege stehen, aus dem Wege zu räumen. Von den Maßregeln, durch welche die Unterthanen bemittelter und reicher gemacht werden könnten, habe ich bereits in Betref des ersten Punktes dieser Preisfrage gehandelt, und es scheinet hier Ortes nur darauf anzukommen, daß ich noch von Hebung der Hinterniße handle. Die merklichste Hinderniß, welche der mehreren Bemittlung der Unterthanen im Wege stehet, scheinet nicht ohne Grund die all zu grosse Einschränkung der Handlungsfreyheit durch die zu vielfältige in Deutschland aufgestellte Mauthen, und die Accise zu seyn. Denn diese setzen alle Waaren, alle menschliche Bedürfniße in weit höhere Preise, als sie ohne diese seyn würden. Hiedurch muß nothwendig entweder der Verkäufer des Staates A. seine Waare wohlfeiler zu verkaufen, oder der Käufer des Staates B. sie theurer zu bezahlen gezwungen werden; beydes erschweret die Handlung, beydes ist dem producirenden Staat gleich schädlich. Denn soll der producirende Verkäufer des Staates A. seine entbehrliche Producten wohlfeiler geben, so kann und wird es

fast unvermeidentlich geschehen, daß ihm seine Mühe nicht genüglich verlohnet wird, hiedurch wird die Triebfeder des Fleißes, und der Arbeitsamkeit des Producentens geschwächet, er will lieber gemächlich seyn, als um einen so geringen Lohn für seine Mühe arbeiten. Die Erzeugung der Producten nimmt also von Zeit zu Zeit ab, die Besitzer der Grundstücke werden immer schwächer und ärmer, und die Handwerker müßen aus Mangel der Producten schmachten, und viele Fabricata, und Manufacta werden von Auswärtigen beyzuschaffen seyn, welche bey zulänglicher Menge der Landesproducten im Lande gearbeitet werden könnten.

Siehet sich aber der Käufer des Staates B. die Producten theurer zu kaufen bemüßiget, so wird nicht nur der Innländer des States A. als Käufer den Einkauf derselben bestmöglichst einschränken, sondern auch der Ausländer des Staates B. wird seine Producten um eben so viel zu erhöhen, oder diesen Einkauf derselben möglichst zu vermeiden suchen. Im ersten Falle werden dem producirenden Staat A. auswärtige Bedürfniße gesteigert, und es wird eben

so

so viel seyn, als müste er seine producten wohlfeiler verkaufen, folglich auch die nämliche Wirkung nach sich ziehen, im zweyten aber wird dem producirenden Staat A. die Einnahme geschmälert. Durch beydes wird also der Unterthan des producirenden Staates A. nothwendig verlieren, in die Unthätigkeit versetzet, und in derselben erhalten werden.

Man weis es ohne mein Erinnern, daß Mauthe, und Accise einen zweyfachen Endzweck, nämlich: erstens die Handlung zum gemeinen Besten zu leiten, und das Aufnehmen des Nahrungsstandes im Lande zu befördern, dann zweytens durch selbe die öffentliche Einkünfte zu vermehren, haben.

So nützlich, und augenscheinlich nothwendig sie in Rücksicht des erstenEndzweckes sind, so deutlich läßt sich erweisen, daß sie in Rücksicht des zweytens nicht nur bereits erwähnter massen für die Unterthanen, und den ganzen Staat, sondern auch für das höchste Ærarium sehr schädlich sind. Denn, wenn das Mauth, und Acciso Geschäft in der Verfassung, in welcher sie gegenwär-

tig

tig fast in allen deutschen Staaten beschaffen ist, betrachtet wird, so läßt sich nicht hoffen, daß von diesem dem höchsten Ærario ein ergiebiger Vortheil zufließen könnte. Man darf nur alles dasjenige, was in Rücksicht der Mauthen zu verwenden kömmt, nämlich: die Besoldungen der Mauthbeamten vom Gröſten bis zum Kleinsten, die Gebäude, und deren Unterhaltung, die jährliche Zinsen, und andere zu diesem Geschäft nöthige Auslagen genau calculiren, so so wird die Einnahme die Ausgaben gewiß nicht merklich übersteigen; setzet man zu diesen Ausgaben noch dasjenige hinzu, um wie viel höher sich die Ausgaben des höchsten Ærarii wegen diesen Mauthen belaufen, indem alle Bedürfniße, sie mögen öffentliche, oder Privatbedürfniße seyn, sie mögen nothwendige, oder zur Bequemlichkeit, oder zum Pracht erfoderliche seyn, so gar Speise, Trank, Kleidung, und Geräthschaften, was Namen diese immer haben mögen, in weit höhern Preisen beyzuschaffen kommen, so werden alle diese Auslage zusamengenommen, die Rubrique der Ausgaben sehr wahrscheinlicher weise, weit zahlreicher, als diejenigen der Einnahmen machen. Da hingegen dieses Geschäft



schäft weit vortheilhafter ausfiel, wenn es so veranstaltet würde, daß bloß an den Landesgränzen eine sehr mäßige Gebührniß abgefodert würde.

Würde nun diese Hinderniß des freyen Handels gehoben, und sowohl die producirende Verkäufer als die Käufer der Producten mit Mauthgebührnißen minder beschweret, so würde den Verkäufern der Producten nicht nur ihr Fleiß mehr belohnet, wodurch sie Bewegungsgründe und mehrere Kräfte die Producten zu vervielfältigen erhielten, sondern sie würden auch ihre Bedürfniße in geringern Preisen erkaufen, sohin ihre Mittel sowohl durch den Verkauf mehrerer Producten, als durch den wohlfeilern Einkauf ihrer Bedürfniße vermehren. Alle Handwerke und Künste würden andurch lebhafter, alle Gewerbe würden blühender, indem die höhere Preise der Producten, das ist: der zu verarbeitenden rohen Materialien, der Lebensmitteln Fabricanten die gröste Ursache sind, welche die Fabriquen zu keiner Vollkommenheit gelangen laßen, und die Bedürfniße des Militärstandes, so gar das Salz Regale würde mit merk-

lich

lich wenigern Kösten, und Auslagen, ohne daß die Einnahme nur den geringsten Abbruch litte, bestritten werden können, und der nun bemitteltere „ Unterthan würde seine Abgaben ohne ei„ gene Bedürfniß, und übertriebeuen Verkauf „ richtig, und sicher zu bestreiten im Stande seyn.

Lassen wir es aber seyn, daß bey der gegenwärtigen Mauthverfassung eine grosse Anzahl Menschen ernähret wird, welche bey der Verminderung der Mauth Brodlos gesetzet werden würden, so würde doch eben diese Anzahl dem Feldbau, Handwerkern, und Künstlern wieder gegeben, welche diesen bisher entzogen worden sind, Lassen wir es auch seyn, daß nicht nur die Vermehrung des Getreides, sondern auch die Magazinierung mit Mühe, und Kösten verknüpfet sey, so wird doch alles dieses so beschwerlich nicht seyn, wie die Erduldung des Elendes ohne den oft noch betrübtern Folgen in den Mißjahren wirklich ist. Wie oft zündet man nicht viel kostende Freudenfeuer an, um nur eine Begebenheit recht merkwürdig zu machen, wie oft werden nicht beträchtliche Summen verwendet, um ein so andern diej Luft erschütternden Schall zu bewirken, und

andurch



andurch eine gefällige Minne zu erhalten, die oft so geschwind, als der Schall in der Luft wieder verschwindet. Warum soll denn ein mäßiger Aufwand für das Wohl ganzer Völker und Staaten so gleich bedrückend seyn? Ich dächte, daß ein blühender Nahrungsstand, wohlgeordnete Magazine, Brustwähren wider den besorglichen Getreidmangel in den Herzen eines sein Volk zärtlich liebenden Regentens, eines jeden ächt denkenden Bürgers weit größeres Vergnügen erwecken würde, als ein geschwind verlöschendes Freudenfeuer, ein plötzlich erweckter, und eben so plötzlich vorübergehender Schall.

Aber vielleicht habe ich zu weit ausgeschweifet, vielleicht habe ich mit vielen Worten nur wenig gesagt, und vielleicht gebricht es mir an Seelenkräften diesen so wichtigen Gegenstand behörig zu überdenken, oder es mangelt mir an den erforderlichen Kräften meine Begriffe zweckmäßig zu erklären? Es mag nun eines oder das andere, oder auch alles zugleich seyn, so habe ich wenigstens meine Begierde meinen Mitbürgern überhaupt, insbesondere aber dem durchl. Kurhaus Baiern nützlich zu seyn an Tage gelegt, mit welcher dem Durchl. Regenten dem ruhmvollesten, Stifter und Beschützer der Wissenschaften, dem seine Kinder zärtlichst liebenden Landesvater häufigen Segen und Glück aus dem Innersten meines Herzens wünsche.



Baierisch-ökonomischer Hausvater zum Nutzen und Vergnügen.

XXIX Stück December 1781.



Fortsetzung der ökonomischen Regeln für den Monat December.

Im Felde. Spröde Felder pflegen durch faules Holz, Sägspän, Gassenkoth gebessert zu werden, man handelt deßwegen sehr vernünftig, wenn man dergleichen itzt auf die Felder führen läßt. Einige wohlerfahrne Hauswirthe lassen auch in diesem Monat über ihre Wiesen das Wasser laufen. Kalkstein zum Brennen führen.

Im Garten. Nach den Artischocken fleißig sehen, und mit ihnen, wie im vorigen Monat schon geschehen, verfahren. Die eisenen Gar-

teninstrumente, so sie stumpf geworden, wieder herrichten lassen. Wann gelindes Wetter ist, thut man sehr wohl, wenn man durch die Gewölber, und Einsetze die Luft streichen läßt.

Im Baum- und Obstgarten. So wie man in diesen, und den folgenden Monaten die Bäume vor der Kälte sichert: so soll man solche auch wider den Biß der Haasen verwahren, und mit Dörner umgeben. Diejenige Oerter, wo man im künftigen Februar Bäume versetzen will, umgraben, daß die Erde durch und durch gefriert, und bis dahin mürb werde.

Vom Vieh. Die Schweine pflegt man mit gelben und weißen kleinen gestossenen Rüben zu masten, man südet solche, und stoßt sie wie ein Mus. Die Ferklein zieht man mit warmer Milch, und einem Mehltränkel auf, giebt ihnen auch gesodenes Korn, damit sie sich ans Fressen gewohnen. Auf die trächtigen Stutten Tag und Nacht sehen, damit solche nicht verwahrlosen; überhaupts den Pferden gutes Futter reichen, und ihre Ställe vor der Kälte verwahren; die Eisen der Pferde sonderlich wohl

schär-

schärfen lassen: damit sie auf dem Eis nicht so leicht fallen. Izt, und im folgenden Monat kann man unter dem Eis fischen.

Im Hause. Das Dreschen in der Früh, und Abends fortsetzen, so es auch mit den Fleisch räuchern machen. Wachholder Brandwein brennen. Schneckengruben anlegen, und Frösche zum speisen, oder zum Verkauf fangen.

Philipp, Jakob Stubbecks, hochfürstlich passauischen wirklichen Hofkammerrathes, und Fiscals, dann der ökonomischen hohen Gesellschaften in Wien, und Burghausen Mitgliedes

Abhandlung von der Unnützlichkeit der Hutweyden, und den vielfältigen Schäden derselben.

Wenn man die Gegenstände, mit welchen sich unsere Vorfahrer nothwendig, und vorzüglichst am Ersten beschäftigen mußten, betrachtet, so

 wird

wird man billig auf die Gedanken geleitet, daß die Landwirthschaft derjenige gewesen seyn müsse, der sich am Ersten in die Hände derselben geleget hat: daher mit nicht geringer Zuverläßigkeit zu schließen scheint, daß sie als ein für das menschliche Geschlecht so wichtiger Gegenstand bereits längstens auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht worden wäre; indem es nicht zu läugnen ist, daß alle Künste, und Wissenschaften durch die Länge der Zeit, in welcher sie betrieben worden sind, eine weit vollkommnere Gestalt, als sie bey ihrem Ursprunge hatten, erhalten haben. Die Baukunst sowohl zu Wasser, als zu Lande, die Kriegs- und alle mathematischen, und mechanischen Künste haben ihre Urbilder schon lange sehr weit zurücke gelassen. Man hat seit vielen Jahrhunderten nicht mehr nöthig in niedrigen, und ungesunden Hütten zu wohnen, weil die menschliche Erforschungskraft die Kunst immer Steine auf Steine zu setzen, und sie auf das Dauerhafteste miteinander zu verbinden, um angenehmere Aussichten, und gesündere Luft zu gewinnen, erfunden hat. Man fährt nicht mehr in Kähnen von ausgeholten Bäumen, sondern man fügt Bäume mit Bäumen

zu-

zusammen um mit denselben die ganze Welt zu umschiffen. Nicht mehr sind Spieße, und Pfeile die tauglichsten Waffen des kühnen Kriegers, Bley, Stahl, und Pulver ersetzen ihre Stelle; und ob gleich die Mathematik, und Mechanik, diese hell leuchtenden Fackeln, und sichersten Leitfäden zur Wahrheit in allen Wissenschaften bereits vor vielen Jahrhunderten bekannt waren, so sind sie doch erst seit dem 17ten Jahrhunderte zu einer so bewunderungswürdigen Vollkommenheit gestiegen, daß sie gegen dem, was heut zu Tage von ihnen bekannt ist, für nichts zu achten kommen. (*)

Doch sind alle diese so sehr vervollkommten Geg nstände nur als zweyte, oder entfernte, die menschliche Glückse ligkeit vergrößerende Hilfsmittel zu betrachten, indem sie alle von der Landwirthschaft, dem Grundsteine des menschlichen Lebens, und derselben Beschäftigungen abhangen. Denn diese ist es, die dem arbeitsamen Handwerksmanne, und Künstler den Stoff zur Arbeit, und dem emsigen Handelsmanne die Waa-

(*) Sulzer im kurzen Begriffe aller Wissenschaften §. 103, 105, und 120.



ren liefert, und eben diese ist es, die dem das Wohl seiner Mitbürger befördderenden Gelehrten, dem muthvollen Krieger, und allen ohne Unterschied von dem mächtigsten Regenten bis zum ärmsten Bettler die nöthige Nahrung, Bequemlichkeiten, und Ergötzlichkeiten verschaffet: ja die reichsten Erz- und Goldminen würden ohne diese als unnütze Erdklöße in ihrem Schooße liegen bleiben müssen.

Allein, so gegründet nun die Vermuthung, daß die Landwirthschaft kraft der dringendsten Nothwendigkeit die höchste Stuffe der Vollkommenheit schon längstens erstiegen hätte, auch immer ist, so leicht wird doch der Irrthum derselben entdecket, wenn man sein Augenmerk auf dasjenige richtet, was im gegenwärtigen Zeitpunkte in der Landwirtschaft wirklich geschieht.

Doch will ich dieß nicht von allen Ländern Europens gesagt haben, denn Engelland hat es öffentlichen Nachrichten gemäß durch ihre gelehrten Landwirthe bereits vor vielen Jahren so weit gebracht, daß es anstatt von Frankreich Getreid zu erkaufen, vielmehr in den 5 Jahren, vom

Jahre

Jahre 1746, bis 1750, für ohngefähr 3488333 fl. nach Frankreich verkaufte, und Schottland hat die Leinwat-Manufacturen in einer ganz kurzen Zeit durch den vermehrten Flachsbau um hundertmal vervielfältiget. (*)

Man darf aber auf nichts weniger, als auf die Gedanken verfallen, als gäbe Frankreich, die auf Alles aufmerksame Nachbarinn Großbritaniens, in Betreff dieses Gegenstandes eine fühllose Zuseherinn ab, vielmehr ist man bereits vollkommen versichert, daß dasselbe die weit um sich greifenden Vortheile einer beßern Landes-Kultur sehr wohl einsehe, und derselben Beyspiele mit eilfertigen Schritten begleite. — Die seit etlichen Jahren daselbst errichteten, zur Beförderung, und Aufnahme des Reichs zusamen getretenen ökonomischen Gesellschaften, und die von denselben getroffenen Anstalten zur mehreren Kultur ihres Erdbodens beweisen ihre Nacheiferung sattsamst. (*)

Es ist aber der ökonomische Geist bey diesen entfernten Völkern nicht stehen geblieben,

son-

(*) Ackerbauschule pag. 8, und 10.

(*) Eben daselbst pag. 14.



sondern er hat sich von dort her bald nach Deutschland verbreitet, wovon die Marggrafschaft Baaden ein selbst redendes Beyspiel liefert; so gar hat die Nothwendigkeit das Augenmerk eines kriegerischen Regenten Deutschlandes um seinen Kriegsheeren nebst der Nahrung auch andere Bedürfniße aus eigenen Provinzen anschaffen zu können, schon vor vielen Jahren auf die Erdfläche geleitet, und zu mehrer Bearbeitung derselben die Unterthanen theils durch Hinwegräumung der Hindernisse, theils durch Anhandgebung verschiedener Maaßnehmungen angespornet. So ergiebig aber dieser ökonomische Geist seine Wirkungen in den entfernten Ländern geäußert, so starke Nacheiferungen nun in einigen Provinzen wirklich entstanden sind, so wenig hat man denselben in andern, und zwar in den mehresten Provinzen Deutschlandes bisher den Eingang verstattet, vielmehr klebt man der alten Landwirthschafts- Pflege, (so unzweckmäßig dieselbe auch auf die gegenwärtigen Umstände angewandt wird,) noch immer eifrigst an, also zwar, daß man das Zeugniß des Kornelius Tacitus, welcher von den Deutschen sagte: daß sie auf ihren einmal eingeführten Gebräuchen, und Ge-

wohn-

wohnheiten beharrten, gleichsam zu besiegeln sich befleißt. Alles, was man in diesem Fache thut, ist bloß dieß, daß man eine, oder die andere ökonomische Schrift entweder aus Neugierde, oder zum blossen Zeitvertreibe mit flüchtigen Augen überfährt, nach kaum vollendeter Lesung aber dieselbe, über das Wohl der eigenen Unterthanen sowohl, als des gesammten Staates fühllos, mit kaltem Blute auf die Seite legt. So schreiben zum Beyspiele gelehrte Landwirthe schon sehr lange mit vielem patriotischen Eifer wider die verderbliche Gewohnheit, beynahe den dritten Theil der Fruchtfelder ein ganzes Jahr brache, und unbenützt liegen zu lassen (*), noch mehr, sie erweisen ihre Grundsätze mit wirklichen Erfahrungen, und doch findet man in vielen Provinzen Deutschlandes noch sehr wenige Landwirthe, die Muth genug haben, die unnützen, und gleichwohl viele Arbeit erfodernden Brachfelder mit nützlichen Futterkräutern zu besetzen; man kann zwar den ergiebigen Vortheil der Benutzung derselben nicht widersprechen, bey allem

dem

(*) S. des Herrn von Hoppenbichl Abhandlung wider das Vorurtheil, daß Brachfelder nothwendig seyen. 2 B. S. 254.



dem aber bleibt man gleichwohl lieber bey dem Alten. (*)

Wie billig wird nicht ein nach sicheren Grundsätzen zn urtheilen gewohnter Oekonom in Verwunderung gesetzet, wenn er höret, daß noch heut zu Tage bey den Kammeralversammlungen, wo die Frage zu entwickeln, oder aufzulösen kömmt: Ob es nützlicher sey, die Hutweyden aufzuheben, oder sie ferner in ihrem Zustande zu belassen, das Resultat für das letztere abgefaßt wird, wovon man bereits schriftliche Beyspiele findet. (*)

Es wird aber die Verwunderung bald verschwinden, so bald man erinnert wird, daß die arbeitenden Glieder dieser Versammlungen lauter solche Männer waren, die bey der Schreiberey aufgewachsen, und grau geworden sind, mithin

---

(*) Mens aliud suadet, video meliora, proboque, deteriora sequor. Ovid. Metam: 719.

(*) Bey Herrn Otto Leo in dem reitzenden Beyspiele der Nützlichkeit, und Möglichkeit zur Abschaffung der Brache S. 157. Man lese auch des Herrn geistlichen Raths Schrank Abhandlung von der Stallfütterung IV B. S. 499 nach.

hin nicht vielmehr, als den Unterthanen die Kanzley-Gebührnisse, und gewöhnlichen Gaben vorzurechnen, und neben diesem auch ein so andern verderlichen Grundsatz der unwissenden Bauern halsstärrig zu vertheidigen erlernet haben.

Man wird es auch ohne Schwierigkeit begreifen, daß es bey diesen Umständen natürlicher Maßen um so mehr bey dem Alten sein Verbleiben haben müsse, als diese Glieder in den Amtsrechnungen von einer bereits vor sich gegangenen Aufhebung der Hutweyden noch kein Beyspiel angetroffen, sie auch weder mit guten Regierungs- und Kammeral-Grundsätzen, noch mit der ökonomischen Literatur bekannt, ihren Eigendünkel geltend zu machen, mehr als eine Ursache haben möchten, indem die Aufhebung der Hutweyden, und eine vortheilhafte Veranstaltung mit denselben gewiß viele Mühe, und Arbeit kostet, am Ende aber das Werk nichts weniger, als den Meister gelobet haben würde.

Auf diese Weise werden oft die fruchtbringensten Veranstaltungen hintertrieben, weil solche Leute zu Rathe gezogen werden, die bloß

nach



nach alten Vorgängen, und Beyspielen zu urtheilen gewohnt, hingegen von allem dem, was neu, und nicht aus ihrem Gutdünkel entstanden ist, geschworne Feinde sind: und da bey den Kammern selbst sowohl, als bey den übrigen Kameralämtern gegenwärtig noch manchmal einige Männer von obigem Schlage die ersten, und so zu sagen, die gebiethendsten sind, so darf man sich nicht im geringsten wundern, wenn die Landwirthschaft bey dem reichhaltigsten Vorrathe der besten Vorschriften zur Verbesserung derselben noch immer in dem elenden Zustande wie zuvor verbleibt, indem der arbeitsame Bauersmann zu nichts wenigerm, als zum Lesen der Schriften, und zum Nachdenken über neue Vorschläge aufgeleget ist. Er erwartet die Anleitung in diesem Fache von dem Beamten, wie im Geistlichen von dem Seelsorger, und er folget gerne, wenn er gütig, und faßlich unterwiesen, besonders aber, wenn ihm sein eigener Vortheil begreiflich gemacht wird. Freylich sind solche Kammeralräthe, und Beamte, welche nebst der Rechtspflege auch eine gründliche Kenntniß, und Geschicklichkeit zu diesem Entzwecke besitzen, noch selten: es wird aber in unseren Gegenden

schwer-

schwerlich ein Beyspiel aufzuweisen seyn, daß hohe Fürsten, und Herrschaften einen solchen jemals gesucht haben, weil man noch immer dem Vorurtheile anklebet, daß die unwissenden Bauern in der Oekonomie die Gelehrtesten, in den Kammern, aber diejenigen, welche sich den Grundsatz: Laß mir, was mein ist, und gieb mir, was dein ist, zur allgemeinen Kammeral-Richtschnur festgesetzt haben, auch um sich bey ihren Herrschaften beliebt zu machen, sohin ihr eigenes Wohl vorzüglichst befördern zu können, so wie die Ratten mit dem Eichbaume in der Fabel des Esops wirthschaften, die geschicktesten seyen. Wie viele beträchtliche Fehler, welche in der Landwirthschaft noch mißkannt werden, hätte ich hier anzumerken, wenn ich mir nicht von dem Schaden der Hutweyden, und der nützlichen Aufhebung derselben zu handeln zum Hauptzwecke gesetzet hätte. Ich werde aber nicht von solchen Hutweyden, welche auf fast unersteiglichen Gebirgen etliche Stunden, und Meilen weit von den Eigenthümern entlegen, und unbefahrbar sind, auch insgemein Almen- oder Almenten genannt werden, (wie die in dem Erzstifte Salzburg, und der Grafschaft Tyrol sind,) reden,

son-



sondern ich werde mich bloß auf diejenigen, die auf dem flachen Lande sind, auch leicht befahren, und bearbeitet werden können, einschränken. Aber auch bey diesen will ich mich mit nichts wenigern, als mit einer Geschichtserzählung von Entstehung, und Fortsetzung derselben bis auf unsere Zeiten aufhalten, sondern es mag gesagt zu haben genug seyn, daß unsere Vorfahrer die Gemächlichkeit, und die Ersparung der Arbeit mit dem Viehe in dem Stalle zu dem Austriebe desselben veranlasset zu haben, aus allen die wahrscheinlichste Vermuthung sey. Denn da Deutschland zu uralten Zeiten noch sehr wenige Einwohner zählte, sohin fast unübersehliche Strecken Wälder, und andere noch unbearbeitete Pläze vorhanden waren, so scheint leicht zu begreifen, daß damals eben noch weniger Vieh seinen Unterhalt ohne Mühe im Ueberfluße finden konnte: daher sie demselben die Sorge, sich seine Nahrung selbst zu suchen, um so unbekümmerter überlassen konnten, als auch ihre einfache Lebensart sie zu einem ergiebigen Ackerbaue noch nicht anspornte. Aus welchem sohin sehr deutlich erhellet, daß der Viehtrieb ihren Umständen sehr genau angemessen war.

Es

So zweckmäßig, und nützlich nun aber unsere Vorfahrer die fast unübersehlichen Wälder, und andere noch unbearbeitliche Strecken als Hutweyden benützten, so sehr muß heut zu Tage jedermann, der es erweget, daß seit etlichen Jahrhunderten die Zahl der Einwohner Deutschlandes, und mit denselben der Viehstand sehr vermehret, den weit um sich greifenden Triften, und andern bisher noch unbearbeitlichen Strecken immer engere Gränzen gesetzet, und die Bedürfniße durch die sehr verfeinerte Lebensart ungemein vervielfältiget worden sind, die Unzweckmäßigkeit, und Schädlichkeit der gegenwärtig so sehr eingeschränkten Hutweyden in die Augen leuchten.

Ob es aber gleich in diesem aufgeklärten Zeitpunkte auch in unsern Gegenden zum nicht geringen Troste des Vaterlandes so weit gekommen ist, daß nicht nur die gelehrten Oekonomen, sondern sogar viele von der niedrigsten Klasse der Landwirthschafter die Schädlichkeit der Hutweyden, und des Viehtriebes auf dieselben sehr deutlich einsehen, so mangelt es gleichwohl noch an nichts weniger, als an solchen Kammeralisten, welche unter dem Vorwande, daß sich

das

das Vieh, (wie sie zu reden pflegen,) auf denselben ergehen, frische Luft schöpfen, und seine Gesundheit durch Aufsuchung jener dafür zuträglichen Kräuter pflegen müße, zu vertheidigen sich bestreben.

Man würde freylich in der Naturlehre ein sehr neuer Ankömmling seyn, wenn man zweifeln wollte, ob dem Vieh, eben sowohl, als den Menschen die Bewegung, und frische, auch freye Luft zur Erreichung ihrer Vollkommenheit, und zur Erhaltung der Gesundheit nützlich, und nothwendig sey, indem die Bewegung bekanntermassen den Umlauf des Blutes, und die Verdauung der Speisen befördert, eine frische, und reine Luft aber den ganzen Körper stärket, und demselben neues Leben giebt: nur kann denjenigen nicht beygestimmet werden, welche behaupten wollen, daß wenn das Vieh gut wachsen, und gesund seyn solle, dasselbe den ganzen Sommer auf einer unfruchtbaren, und öden Weyde herumgehen müße. Indem es bekanntermassen sehr grosse Landstriche giebt, in welchen sehr wenige Dörfer, sondern lauter einzelne Bauernhöfe angeleget sind, und wo also keine, oder nur

sehr

sehr wenige Hutweyden anzutreffen sind, dessen ungeachtet aber findet man an diesen Orten das schönste, und gesündeste Vieh. Denn so viel die Nothwendigkeit der frischen Luft anbetrift, (*) so ist es überflüßig genug, wenn zur Sommerszeit der frischen Luft früh Morgens, und Abends jedesmal ungefähr eine Stunde lang, zur Winterszeit aber bey heiterm Wetter des Tages einmal wenigstens eine Stunde nach Aufgang der Sonne 1 bis anderthalbe Stund der freye Eintritt in die Ställe durch Eröffnung der Fenster, und besonders im Sommer auch der Thüren verschaffet wird; wobey aber auch sehr zu wünschen wäre, daß die Ställe künftig höher, als es bisher gewöhnlich war, gebauet, und von außen znr Milderung der Hitze mit Obstbäumen besetzet würden; gleichwie auch für die Bewegung schon hinlänglich gesorget ist, wenn das Vieh in die Getreidstoppeln, doch nicht zur Zeit, wenn sie mit den Spinngeweben überzogen sind, auf ein paar Stunden bey schönem, trockenem Wetter getrieben wird.

(*) S. des Freyh. von Hartmann ic.ic. Abhandlung: von den Unfällen, und Krankheiten der Schafe 3.B.S.360.

Nicht weniger ist es ein leeres Blendwerk, und eine sehr eitle Erdichtung, wenn man vorgiebt, es wären die Hutweyden auch von darum nothwendig, damit sich das Vieh auf denselben die seiner Gesundheit dienlichen Kräuter selbst auswählen, und solchergestalt sein eigner Arzt seyn, und sich heilen könne. Denn, wenn man die Hutweyden so betrachtet, wie sie wirklich sind, auch dasjenige überdenkt, was auf denselben von den ersten Tagen an als sie vom Schnee entladen, und sie mit demselben wieder bedeckt werden, vorgeht:, wenn man die natürliche Beschaffenheit derselben nur mit flüchtigen Augen überfährt, so wird man ohne geringste Schwierigkeit einzusehen im Stande seyn, wie ungegründet die Erwartung eines nur gemeinen guten Pflänzchens, vielmehr eines arzneymäßigen Futters auf solchen Strecken sey. Weit zuverläßiger würden sich von einer künstlichen, oder nur natürlichen guten Wiese, wo nicht arzneymäßige, wenigstens überhaupt weit gesündere Futterkräuter hoffen lassen. Dieses mag meines geringen Darfürhaltens genug seyn, deutlich gezeiget zu haben, daß in unsern Zeiten die Hutweyden so, wie sie gegenwärtig sind, sehr unnütz, und unnöthig seyen,

wel-

welchem zu Folge mir nur noch zu erweisen obliegt, daß sie nicht nur den Eigenthümern selbst, sondern auch den Zehend- und Grundherrschaften zum nicht geringen Nachtheile gereichen, überhaupt aber dem ganzen Staate höchst schädlich sind. Um aber diesen Beweis desto glücklicher zu führen, so will es vor Allem nöthig seyn, die wahre Beschaffenheit der heut zu Tage vorhandenen Hutweyden zu schildern.

Sie sind nämlich, (wie bereits bemerket worden, solche auf dem flachen Lande liegende unfruchtbare Strecken, auf welche das Vieh, so bald als der Schnee auf denselben geschmolzen, fast 3 ganze Monate lang unaussetzlich getrieben wird. Sie sind aber größtentheils nur darum unfruchtbar, weil von dem ersten Augenblicke ihres Daseyns noch Niemand nur die geringste Hand zu ihrer Verbeßerung angeleget, und noch über dieß der Boden von dem dahin getriebenen Viehe von Jahr zu Jahr immer fester zusammengetretten, sohin der erfoderlichen Feuchtigkeit sowohl, als andern zum Wachsthume unmittelbar nöthigen Substanzen der Eintritt verschlossen wird; welchem zu Folge dann nicht die ge-

ringste Ursache sich zu wundern vorhanden seyn kann, wenn solche Strecken immer die unfruchtbarsten bleiben, indem mit Grunde zu vermuthen ist, daß nicht nur die beste Wiese, sondern sogar das beste Ackerfeld bey gleicher Behandlung in wenigen Jahren unvermeidentlich in gleichmäßige Umstände gesetzet werden müße. Ich will aber diese Vermuthung, ob es zwar gewiß ist, daß gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen hervorbringen, jedennoch Niemand aufdringen, sondern die Richtigkeit derselben mit folgendem Beyspiele erproben.

Der kaiserliche königliche Kommerzienrath, auch Salz- und Münz-Amtsdirector von Menz, der ökonomischen Wissenschaften in Wien Mitglied, ließ vor ungefähr vier Jahren von zwey Tagwerken Wiesen eines gleich fruchtbaren Grundes, (1 Tagwerk zu 800 Klaftern, oder 28800 Schuh gerechnet,) einen Theil alle 14 Tage vom Frühjahre angefangen, den andern aber nur zur gewöhnlichen Heuärntezeit abmähen. Von dem ersten Tagwerke erhielt er nicht mehr als 2 Zenten 84 Pfund, von dem zweyten hingegen 9 Zenten 24 Pfund Heu, mithin von

dem

dem ersten um 4 mal weniger, als von dem zweyten. Die Ursache dieser geringen Ergiebigkeit des ersten Tagwerkes besteht ohne allem Zweifel darin; daß die jungen Pflänzchen ehe abgemähet worden sind, als sie einige Nebenäste, oder Seitenzweige treiben konnten, auch durch das wiederholte Abmähen die Ausdünstung der Pflanzenstämme sowohl als des Erdbodens selbst allzusehr befördert, und in den ersten gleichsam einige Verwelkung, welche so gar die Wurzeln selbst hart empfinden mußten, in dem zweyten aber eine allzustarke Vertrocknung verursachet wurde, mithin zu ihrer Erholung einen zimlichen Zeitraum erfoderten, da hingegen weder die auf dem zweyten Tagwerke einmal hervorgewachsenen Pflanzenstämme der allzustarken Ausdünstung, und Verwelkung, noch der Erdboden selbst der allzustarken Austrocknung unterworfen waren, mithin beständig, und ununterbrochen forttreiben, auch viele Seitenzweige ausstossen konnten, indem nicht nur die innern Bestandtheile weit seltener, und viel weniger ausdufteten, sondern zugleich von außen viele die Körperchen der Pflänzchen vermehrende, und vergrößernde Theile sich anlegen, und hinzuwachsen

konnten. (*) Dieser Verlurst am Heu ergab sich nun aus angemerkten Ursachen gleich im ersten Sommer; wenn man aber auch erwegt, daß sich viele Planzen bloß durch den in einem Jahre abgefallenen, und in dem andern aufgekeimten Saame (**) fortpflanzen, so läßt sich meines Dafürhaltens sehr gründlich schließen, daß dieser Verlurst im zweyten Jahre weit merklicher ausgefallen seyn würde, indem vermög des öftern Abmähens keine Pflanze blühen, und zur Reife gelangen, folglich auch keinen zur künftigen Erzeugung tüchtigen Saame bringen konnte. (***) Kurz, wenn man alle aus der öfteren Abmähung dieses Tagwerkes entstandene Folgen überdenkt, so dörfte der Herr Komerzienrath noch sehr

(*) Herrn Abtens Toaldo Witterungslehre 1ter Theil, 1 Kap.: Vom Einflusse des Luftkreises überhaupt.

(**) Ursprünglich kann zwar keine Pflanze ohne Saame entstehen, wie ein solches Graf von Auersperg, würdigster Domherr zu Passau, und Olmütz in der schönen Abhandlung von dem Ursprunge der Früchte sehr gründlich erwiesen, ob es gleich viele giebt, welche, nachdem sie einmal aus dem Saame entstanden sind, entweder durch Wurzeln, oder Zweige, oder auch durch Augen fortgepflanzet werden.

(***) Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte zweyter Theil. §. 214.

sehr glücklich gewesen seyn, wenn derselbe im zweyten Jahre bey alle 14 Tage wiederholter Abmähung des nämlichen Tagwerkes mehr als 1 Zenten Heu erhalten hätte.

Wenn nun aber eine schon ihrer Natur nach gute Wiese, welche von jeher gut gepflogen worden, in der kurzen Zeit von einem bis zwey Jahren durch öfteres Abmähen dergestalt abgewürdiget wird, daß sie anstatt vorhin 9, jetzo nur ungefähr 1 Zentner zu liefern im Stande ist, aus was für einem Grunde kann man sodenn von einer fast unzählbare Jahre hindurch in ihrer Wildniß gelegenen, und alle Sommer, und Tage fest zusammengetrettenen Hutweyde, worauf die kleinsten Keime alle Tage abgeweydet, viele sammt den Wurzeln zertretten, und zerquetschet, andere hingegen von den Abfällen des Viehes verunreiniget werden, eine merkliche Nahrung für das Vieh hoffen? Man irret sich gewiß sehr, wenn man hoffet, daß das Vieh auf solchen öden Strecken seine nöthige Nahrung finden, und sich selbst in behörigen Zustande erhalten werde. Denn entweder muß man dasselbe, (indem durch die Bewegung auf der Weyde die Verdau-



dauung sehr befördert wird,) im Stalle gleichwohl füttern, oder es wird vor Hunger bis auf die Knochen ausgemergelt, und die Folge davon ist unvermeidlich diese, daß nicht nur das alte, und junge Vieh das behörige Wachsthum nicht erreichen, sondern auch die erst im Mutterleibe sich entwickelnde, und bildende Frucht wegen ermangelnder Nahrung der Mutter, die zu ihrer vollkommenen Bildung erfoderlichen Säfte nicht erhalten könne, daher immer sehr schwache, und unansehnliche Geburten zu Welt gebracht werden, welche auch bey dem besten Futter nach ihrer Geburt den physischen Gründen gemäß noch immer klein, und unansehnlich bleiben; gleichwie man solches an denjenigen Orten, wo derley schädlicher Viehtrieb eingeführet ist, augenscheinlich sieht.

Allein, so beträchtlich auch dieser Schaden in seinen Folgen immer seyn mag, so wäre gleichwohl zu wünschen, daß es dieser allein seyn, und bleiben möchte: man darf aber nur auf dasjenige aufmerksam seyn, was sich mehrsten Theils, und am öftern ereignet, so wird man es bald gewahr werden, daß das arme Vieh sonderheit-

lich

lich in den ersten Zeiten des Frühlings von dem unleidentlichen Hunger gequälet das im späten Herbst hervorgewachsene, über Winter vom Schnee, und Frost verdorbene, und im Fruhjahre verfaulte Gras, in welchem sich nicht nur gemeiniglich die Brut der schädlichen Insecten sondern so gar öfters derley bereits ausgebildete Körperchen in Menge aufhalten, und in demselben verwickelt, und gleichsam eingewebet sind, abzuweyden, und mit demselben zu sich zu nehmen pflege, wodurch dann nicht selten der Grundstoff zu den gefährlichsten, und unheilbarsten Krankheiten, auch tödtlichen, und ansteckendsten Seuchen geleget wird, welche von dem andauernden Hunger, der ohnehin schon für sich betrachtet, gemeiniglich ein sicherer, und fürchterlicher Vorboth derselben ist, noch mehr befördert werden.

Ich will, da ich dieses sage, nichts weniger hoffen, als daß mir die schon oft gehörte Einwendung: das Vieh werde zwar beym Anfange des Weydetriebes noch einigermassen gefüttert, und nur zu dem Ende, damit es mittelst seiner Abfälle die Weyde selbst dünge, so früh

darauf



darauf getrieben, entgegen gesetzet werde; maßen jeder, dem die ersten Grundsätze der Naturlehre nur überhaupt, und obenhin bekannt sind, mit leichter Mühe einsehen kann, daß die Abfälle von dem Vieh eher als sie den behörigen Grad der Fäulung erhalten haben, nicht düngen, zumal die in denselben eingeschlossenen düngenden Bestandtheile, als Salz, und Oele, sich vor der durch die Fäulung erfolgten Zerstörung der Körperchen, worinn sie verwickelt, und verwebet sind, nicht entledigen, und den Pflanzen mittheilen können. Kaum aber erreichen sie nach, und nach den erfoderlichen Grad der Fäulung, welche nach Beschaffenheit der Witterung sowohl, als anderer Umstände halber, bald eher, bald später zu erfolgen pflegt, so werden die düngenden Bestandtheile durch die Sonne, und Luft von ihren Körperchen abgerissen, in die Höhe gezogen, und in dem Dunstkreise zerstreuet, und verbreitet, so daß nur sehr wenige, die sich während der Fäulung an die Wurzeln, und Grasstoppeln angehängt, nebst den unfruchtbaren Splittern kleben bleiben.

Wenn

Wenn aber schon nicht zu läugnen ist, daß auf solchen Orten, wo die Abfalle hingefallen sind, gleichwohl nach der Zeit größere Graspflänzchen hnrvorsprossen, als irgendwo auf der Weyde angetroffen werden, so findet doch das Vieh den ganzen Sommer hindurch an denselben keinen Geschmack, es geht hin, überriecht sie, ued geht ohne sie zu berühren davon: woraus also die Unerheblichkeit, und Richtigkeit dieser Einwendung von selbst offenbar erscheinet: und man würde selbst der gesunden Vernunft Fesseln anzulegen sich gezwungen sehen, wenn man, so viel diesen Punkt betrift, das Daseyn der Hutweyden, und den Gebrauch derselben dadurch beschönigen, und rechtfertigen wollte. Gleiche Gefahren stehen dem armen Vieh auch in Betreff des Trankes bevor, denn sehr selten, oder vielmehr niemal wird man auf den Hutweyden einiges Wasser, zu geschweigen, ein reines fliessendes antreffen, nur hie, und dort sieht man stehende, und stinkende Pfützen, oft aber mangeln auch diese, besonders bey einer länger anhaltenden trocknen Witterung. Das Vieh wird aber durch beständiges Herumgehen auf der kahlen Hutweyde, besonders bey heißem Sonnenscheine, und trocknender Luft von

dem



dem schmerzlichen Durste all zu sehr geplagt, als daß es sich (*) bey erster Gelegenheit über Moräste, und faule, nicht nur mit Kothe, und Schlamme, sondern auch mit schweflichten, und vitriolischen Theilen, ja sogar mit den schädlichsten Insecten vermengte Pfützen herzufallen enthalten könnte: von demjenigen Ungemache der Stechfliegen, Schnacken, Bremsen, dann anderer Fliegen, welche das arme Vieh auf der Weyde, allwo es ihrer Wuth bloß gestellet ist, unaufhörlich quälen, zu geschweigen. Ich will zwar keineswegs behaupten, daß durch derley Ereignisse allemal unmittelbar unter dem Viehe erbliche Krankheiten entstehen, sondern bloß die nahe Schadensgefahr, der sich die Eigenthümer des Viehes durch den Weydetrieb aussetzen, und die sich, leider! sehr oft zum schmerzlichsten Betrübniße ganzer Familien werkthätig einstellet, dadurch angemerket haben.

Doch sind diese nicht die einzigen Ursachen, aus welchen unter dem Viehe zuweilen nicht nur tödt-

(*) S. des Freyherrn von Huber rc. rc. Abhandlung von dem Reichthume des Staates durch die Viehzucht 2. B. S. 71.

tödtliche Krankheiten, sondern vielleicht oft gar ansteckende Seuchen entstehen können; denn wer die Begebenheiten unsers Dunstkreises kennet; wer es weis, daß die Erde oft sowohl für die Menschen, als für das Vieh sehr schädliche Dünste ausdufte; daß die Winde sehr oft aus Morästen, und andern Orten viele faule Dünste, und giftige Theile herführen, die den Dunstkreis verunreinigen, und nicht selten vergiften, welche faule Dünste, und giftige Theile sodann bey dem Athemholen des Viehes eingeschlungen in die Lunge dringen, dem wird es sehr begreiflich seyn, daß solche Luft dem Viehe tödtliche, und erbliche Krankheiten verursachen könne. Wie oft muß nicht das arme Vieh auf der Weyde die ungesundesten Nebel, welche größten Theils aus mit giftigen Theilen vermengter fauler Feuchtigkeit bestehen, einathmen. Wie oft sind nicht Regen, und Thau mit derley ungesundesten Theilen vergesellschaftet. Und wer weis, und sieht es nicht, daß Nebel, und Thau, so wie die Regen sammt den mit ihnen vermengten giftigen Theilen endlich auf die Erde herabgedrückt werden, oder kraft ihrer eigenen Schwere auf dieselbe herabstürzen. Da also bey einem Thaue,

Ne-



Nebel, oder Regen einige grüne Grasspitzen hervorkeimen, so benagt das hungerige Vieh den Erdboden, und zieht die ungesunden Theile durch das Athemholen in sich, wird auch oft genöthiget von derley verunreinigtem Wasser aus Pfützen, und Fahrwegen zu trinken, bey welchen Umständen es kein Wunder seyn kann, wenn nicht nur ein so anders Stück Vieh erkranket, sondern oft ganze Heerden mit ansteckenden Seuchen befallen, und die Unterthanen ganzer Provinzen ihres Viehes schmerzlichst beraubet werden, wo man also kein anderes Mittel, um einem größern Uebel vorzubeugen, ausfindig zu machen weis als die Schlachtung, und Vergrabung desselben. (*)

Wenn aber die Aerzte ungeachtet des unermüdeten Fleißes jedennoch die wahren, eigentlichen Grundursachen der Krankheiten, und Seuchen des Viehes vollkommen zu finden bis jetzo nicht im Stande gewesen sind, so dörfte gleichwohl bey weiteren Untersuchungen derselben das Mehreste auf das Futter und Trank, welches das Vieh genießt, und auf die Luft, so

(*) Erxleben im praktischen Unterrichte in der Vieharzneykunst pag. 133, und 162 am Ende.

so dasselbe einathmet, ankommen; welches der verdienstvolle Erxleben deutlichst zu erkennen giebt. (*)

Gleichwie nun aus allen bisher bemerkten Gründen klar erhellet, daß das arme Vieh bey dem gewöhnlichen Weydetriebe einem fast ganzer 5 Monate lang anhaltenden Hunger sowohl, als der vergifteten Luft am Allermeisten ausgesetzet sey, nicht weniger auch das ungesundeste Futter, und Trank zu sich zu nehmen gezwungen werde, oder solches auch oft aus Unvorsichtigkeit genieße, folglich mehrere Ursachen sich vergesellschaften, so kömmt meines geringen Dafürhaltens mit vieler Gründlichkeit zu schließen, daß der Weidetrieb, wo nicht allezeit, doch am öftern die Grundursache der Krankheiten, und ansteckenden Seuchen sey, wodurch dann ganze Gemeinden, und Provinzen in die kläglichsten Zustände gesetzet werden.

Wie gerne wollte ich mit den bisherigen Bemerkungen der unseligen Geburten, welche den verderblichen Weydetrieb zur Mutter haben, schlie-

ßen,

*) Am angeführten Orte pag. 138.



ßen, wenn mit denselben nicht eine Kette weit schrecklicherer Folgen verknüpfet wäre. Was ist wohl dem armen Landmanne überhaupt unentbehrlicher als die Milch, und der Dünger? Wer weis es nicht, daß die Milch die vorzüglichste Nahrung seiner selbst, und seiner zur harten Arbeit sich bildenden Kinder, der Dünger aber der Grundstoff sey, von dessen Menge, und Güte der Fruchtbarkeit seinerGründe, Glücke, und Unglücke größten Theils abhängt: beydes aber verliert er durch den thörichten Weydetrieb: denn man waget nicht zu viel, wenn man annimmt, daß zwo Kühe, welche auf die Weyde getrieben werden, nicht so viele, und gute Milch liefern als eine, die im Stalle gut gefüttert wird, und daß bey jedem Stücke Vieh, so eben auf die Weyde getrieben wird, ein viertheil Dünger, dieser Urstoff zur Verbesserung der Felder, und Wiesen, höchst schädlich verloren gehe.

Aus allen diesen betrübten Uebeln ist noch das allerschrecklichste, wenn das Vieh mit tödtlichen Krankheiten, und ansteckenden Seuchen befallen wird, wodurch die betroffenen Eigenthümer des Viehes der Milch, die einen merk-

lichen

lichen Theil ihrer Nahrung ausmacht, auf einmal gänzlich beraubet, und derer Ackerbau nicht nur auf ein Jahr, sondern auf mehrere Jahre völlig zu Boden geleget wird, welches nicht allein viele einzelne Menschen an den betrübten Bettelstab, sondern selbst ganze Gemeinden, und Provinzen in die kläglichste Armuth, und Hungersnoth versetzen kann.

Welche trauervolle Anblicke erregen nicht sodenn die vom Viehe entblößten Unterthanen, die vormals mittels ihres Feldbaues, und Viehzügels so vielen Handwerkern, und Künstlern Materialien zur Arbeit verschaften; so vielen armen Taglöhnern den Unterhalt reichten; so viele Arme beherbergten, und Hungerige speißten, und dadurch, leider! auf einmal in Gesellschaft dieser Unglücklichen in fremden Provinzen Arbeit, und Herberge zu suchen, oder mit dem leidigen Bettelstabe in der Hand vor fremden Thüren um einen Bissen Brod zur Stillung des Hungers zu bitten gezwungen werden. Schauderndes Schicksal so vieler erarmten Unterthanen, welchen empfindsamen Herzen kannst du nicht mitleidige Thränen ablocken? Doch diese schreckvollen



Drangsale bleiben bey den armen Unterthanen nicht stehen, sondern sie verbreiten sich auf alle Stände des Landes; denn da es wahr ist, daß die Wohlfart des Ganzen aus der Wohlfahrt seiner Theile entspringe, und entstehe, so müssen nothwendig die Bedrängniße der einzelnen Unterthanen auch auf alle Stände, und auf ein ganzes Land sehr nachtheilige Folgen verursachen.

Es ist zwar schon bemerket worden, daß durch die Krankheiten, und ansteckenden Seuchen des Viehes der Nährstand in die äußerste Unthätigkeit versetzet werde, allein, diese betrübten Folgen erstrecken sich nicht weniger auf den Zehrstand.

Wie viele Familien giebt es nicht in einigen Ländern, derer Einkünfte einzig und allein, oder doch größtentheils im Getreide, und Blutzehende bestehen, und welchen die Verminderung desselben einen empfindlichen Stoß beybringt: um wie viel empfindlicher muß es ihnen nicht fallen, wenn sie desselben auf mehrere als ein Jahr gänzlich verlurstiget werden?

Wel-

Welcher Zehendherr kann wohl in dem Falle, da der Zehendhold aus Mangel des Viehes seine Felder zu bearbeiten, zu düngen, und zu bauen, außer Stand gesetzet ist, den geringsten Zehend ziehen? Welche Grundherrschaft kann in diesem Falle Grunddienste, Scharwerks- oder Frohndienste fodern, und wie kann der Landesfürst in eben diesem Falle von solchen in der Armuth schmachtenden Unterthanen den geringsten Beytrag, oder Steuer zur Bestreitung der Landes-Bedürfniße einheischen? Vielmehr ist dieß unter andern ein solcher Fall, bey welchem nicht nur Zehend- und Grundherrschaften, sondern sogar der Staat selbst, und zwar beyde erstere, wo nicht aus Menschenliebe, jedennoch zur Verhütung ihres eigenen größern Schadens, letzterer aber zu seiner eigenen Wohlfahrt den Verunglückten die Hand biethen, denselben durch thätige Mittel, nämlich durch Vorschuß zur Ankaufung des Viehes, und der bedürftigen Nahrung, wieder aufhelfen muß.

Bey diesen Umständen ist es also ein für allemal unmöglich von ihnen eine Entrichtung



zu fodern, und noch weniger diese Entrichtung mit gewaltsamer Hand einzutreiben, weil ohnehin, wo Nichts ist, der Tod sein Recht verloren hat: noch weniger aber ist solchen Unterthanen geholfen, wenn die Entrichtungen, (wie es oft geschieht,) in solchen Fällen nur auf das Gegenwärtige allein nachgesehen werden, und sie nachher, wenn die Umstände sich gebeßert haben, alle Rückstände erlegen müßen. Nichts ist für den Muth des Arbeitenden niederschlagender, als eine Schuld von dieser Art; denn wenn der Arbeitende voraussieht, daß er von seinem Schweiße keinen andern Nutzen zu erwarten hat, als die Abgaben zu bestreiten, so verfällt er in eine Unthätigkeit, die zuletzt in eine vollkommene Gefühllosigkeit, in eine Vernachläßigung aller Geschäfte ausartet. — Der Staat sowohl, als die Grundherrschaft, wenn sie ihr eigenes Bestes wahrhaft besorgen wollen, müssen also in diesem Falle die Entrichtung ganz nachsehen; (*) denn von den Verunglückten müssen keine Rückstände gefodert, hingegen dem Nachläßigen keine geduldet werden.

So

(*) Sonnenfels in den Grundsätzen der Policey-Handlung, und Finanzwissenschaft 3ter Theil §. 81.

So große, und weit um sich greifende Uebel können aus dem Weydetriebe, welcher in keinem Falle nützlich, oder nothwendig, in allen Umständen aber mit den höchst gefährlichen, und schädlichen Folgen vergesellschaftet ist, entstehen, und allen Gliedern des Staates, folglich dem Staate selbst auf viele Jahre hin fast unheilbare Wunden schlagen. Möchten doch, (wie sehr wünsche ich es,) Zehend- und Grundherrschaften diese oft traurigsten Folgen beherzigen, und solche ihren Zehend Holden, und Grund-Unterthanen begreiflich machen, sohin dieselben anstatt des allenthalben verderblichen Vieh- oder Weydetriebes, ihre Weyden urbar zu machen, und ihr Vieh im Stalle zu füttern anmahnen! Möchten auch die höchsten Landesregenten auf diesen wichtigen Gegenstand ihre landesväterlich Obsorge verwenden, ihre getreue Vasalen, und Grundherrschaften hiezu werkthätig: und nachdrucksam anleiten, die Unterthanen aber durch eine wenigstens zehnjährige Befreyung von den Abgaben, und Zehenden aller auf diesen urbar gemachten Hutweyden erbauten Früchte zur Aufhebung des nicht nur die schreckvollesten Gefahren drohenden, sondern sehr oft die tödtlichsten

Krankheiten, und ansteckendsten Seuchen wirklich mit sich führenden, folglich ganzen Staaten höchst nachtheiligen Viehtriebes aufmuntern! — Gewiß würden derley, sowohl die einzelnen Unterthanen, als ganze Gemeinden, und Provinzen äußerst drückende Uebel, und härteste Drangsale künftig viel seltner seyn, und nicht nur die Glückes-Umstände der Grundinhaber, oder der eigentlichen Landwirthschafter, sondern auch diejenigen der Zehend- und Grundherrschaften merklich verbeßert, und eben dadurch jedes Land, — jede Provinz in weit blühendere Umstände versetzet werden.



Kür-

Kürzeste Anleitung

zur Pflanzung der Maulbeerbäume, zur Erziehung der Seidenwürme, und die davon gewonnene Seide zuzurichten; Für jeden Landmanne und Bauern.

von

P. Christianus Baumann,

des heil. befr. Cist. Ord. im Unm. Stift Ebrach Prof. der kaiserl. königl. österreichischen, und kurbaierischen ökonomischen Gesellschaften zu Burghausen Mitglied.

---

§. I.

Wie schwarze und weisse Maulbeerbäume leicht zu erziehen, und zu pflanzen sind.

1. Im Frühling, ehe die Maulbeerbäume ausschlagen, nehme man Zweige oder Schossen vom vorigen Jahre, lege sie wie Weinreben in fette mürbe Erde mit etwas Flußsande, lasse nur die Spitzen vorschauen: bey Weissen, wie bey Schwarzen erhält man einwurzelnde Zweige; die Schwarzen aber wurzeln leichter.

Fer-



Ferner richte man im Frühling Schrobenhöfen, oder Kästen mit guter Erde an die Aeste von schwarzen Maulbeerbäumen, schneide und senke die jungen Zweige wie Nägeleinsezer ein, begieße sie bey grosser Hitze im Sommer. Endlich wo bey schwarzen, oder weissen Maulbeerbäumen unten am Stamme bey den Wurzeln Schossen ausgewachsen sind, ist die Erde anzuhäufen. Diese wie obige Zweige wurzeln gerne, werden im Herbst nach abgefallenen Laube in mürbe Erde versezet.

2. Im Brachmonat, wie in Folgendem, zeitigen die Maulbeere: diese also werden von weissen Maulbeerbäumen abgeschüttelt, gesammelt, am Luft getrocknet, und bis zum Frühling aufbehalten; alsdann in mürbe lockere Gartenerde gesäet, mit wenig Sande überstreuet, und bey grosser Hitze fleißig begossen. Mit dem Unkraut, so emsig auszureissen, sind die Wurzeln wider starke Sonnenhitze zu bedecken. Die Erde ist um die Bäumlein alle Sommer ein paarmal ohne Verlezung der Wurzeln aufzulockern, so wachsen sie in 3 bis 4 Jahren Manns hoch, können auch im zweyten oder dritten Herbst zur Zeit, wo sie ihr Laub verloren haben, versezt werden. 3.

3. Beym Versetzen dieser Bäume richtet man, wo Schoter, Kries, lauter Sand und Leimen, 3 bis 4 Schuh weit, und tiefe Löcher, füllt sie mit vermischter Erde von alter Mauerschutt und Garten, oder Wiesenerde, mit zerschlagenen alten Ziegelsteinen und ganz abgefaulten Mist, Fruhbeeterde, fauler Holzerde, Flußsande, abgelegenen Schlammekoth: darein setzt man an Häusern, in Höfe, und Gärten dem Stamme nach 4 oder 5 Schuh hoch, auf Feldern und Wiesen 5 bis 6 Schuh hoch gehaltene Bäumlein: die gerad ober dem Stamme auswachsende Aeste werden ausgeschnitten, die Seitenäste wachsen auf, damit man das Laub bequem zu pflücken in die hohl gehaltenen Bäume steigen könne; Dabey laufen die Bäume stets mehr, und zwar kugelartig aus, damit man alle Jahre mehr Laub erhalte.

Wenn die Bäume sehr groß, sind sie alle 3 Jahre zu stutzen, die im Safte abgenommenen Zweige werden abgescheelt, die Rinte davon legt man gleich dem Hanf oder Flachs 4 bis 5 Tage ins Wasser zum Rösten, hernach 10 bis 12 Tage zur Nachtszeit auf Wiesen, alle Mor-

gen



gen aber müssen sie vor Sonnenschein an einen schatticht und fruchtbaren Ort bis Abends aufbehalten, wieder verbreitet, endlich wie Flachs gedörrt, geprecht, gehächelt, und gerichtet werden.

4. Wer Hecken, Zäune, Wände ꝛc. von Maulbeerbäumen ziehen will, mache 2 Schuh tiefe und breite Gräben, fülle sie mit mürb und fetter Erde, und lege die Zweige mit vorschauenden Spitzen darein: begossen, wurzeln sie ein, und dienen zu obigen Ziehl.

5. Das Laub giebt im Frühling den Seidenwümern, im Herbst aber Kühen und Schafen am milchreichen Safte die beste Nahrung. Von vielen Bäumen kann man viele Seidenwürme nähren, folglich viele Seide gewinnen; denn von einem starken Baum werden so viele Würme genährt, daß davon ein Pfund Seide zu erhalten. Wer demnach 1 bis 200 kleine von 6 Jahren, 50 größere von 10 Jahren, 20 mittelmäßige, oder 10 recht starke Bäume hat, darf schon ein Loth Seidenwürmesamen daran wagen, welches Herr Seidenhändler Fachini zu Wien in der Brandstadt um 26 Groschen verkauft.

§. II.

§. II.

Wie die Seidenwürme zu pflegen.

1. So bald man an Zäunen, Wänden, Alleen von Maulbeerbäumen ausschlagende Knospen, und Pfenning grosses Laub erblicket, bringt man den Seidenwurmesamen ohne Verzug vom kalten Orte in ein warmes, entweder nur an den warmen Luft bey gemäßigter Sonne, oder in warmes Bette, wovon man erst aufgestanden, oder inner den Brustflecken, so werden sie bey natürlicher Wärme ausgebrütet: auf das Papier oder Leinwand, worauf der Seidenwurmesamen lebend wird, und die Würmlein ausschliesen, legt man zartes Maulbeerlaub, die Würmlein kriechen selbst daran, und man legt sie mit diesem in Schachteldeckel oder auf Tische mit untergelegten Papier, giebt ihnen täglich ein oder zweymal weniges aber trocken, rein, und unstaubiges Laub. Die an jedem Tage ausschliesende Würmlein werden allzeit auf ein mit Numern 1, 2, 3, 4, bezeichnetes Papier gelegt und gefüttert, so fressen, und schlaffen sie zugleich, wobey man vieles Laub und viele Mühe beym Reinigen ersparen kann.

2.

2. Bey guter Warte, und richtiger Fütterung schlafen die Würme noch 6 oder 7 Tage, und verlieren nach 2 Tägen und Nächten ihre Häutlein das erstemal: sie erwachen also nach 48 Stunden, und man legt ihnen wieder neues Laub zum Futter vor, so bald sie daran gekrochen, so hebt man sie damit auf einen andern Plaz, oder neue mit Papier belegte Liegerstatt, räumt das pulverartige Koth samt dem alten dürren Laube hinweg, welches gesamelt an die Maulbeerbäume geschaft wird. Wer eine grosse Menge Seidenwürme hat, kann ein zartes Nez mit Maulbeerlaube über die Würmlein legen, sie kriechen durch das Nez oder Garn hinauf, und sind damit auf einen andern Plaz zu heben.

3. Das zum Füttern nöthige Laub muß allzeit rein, trocken, unstaubig, unzerrissen, und ohne Kupferflecken seyn: man ergreift beym Laubepflücken die Spizen von den Zweigen mit der Linken, und streift es hart an der Schelfe mit der Rechten in untergesezte oder gehängte Körbe, oder in untergebreitete oder umhängte Tücher so, daß keines geschlizt wird; denn dieses verliert

den

den Milchsaft, wird unkräftig: naß, unrein, und befleckt, und ist der Würme Tod, am Vorabend gepflücktes ist das beste. Wenn ein Nothfall das Laubepflücken bey Regen erfodert, müssen die Bäume geschüttelt, hernach naß gepflücktes auf Tüchern geschwungen, und am Luft getrocknet werden. Vorräthiges Laub hält sich wenige Tage im Keller oder Gewölbe, 8 Tage lang im Eiskeller: dick liegendes schwitzt gerne, welches genau zu übersehen, damit man nur kein nasses füttere.

4. Nach der ersten Häutung und Schlafe fressen die Würme wieder 6 Tage, schlafen darnach 48 Stunde wie oben, sind auch eben so zu behandeln.

Nun werden die Würme mit stärkerem Laube täglich Früh und Abends oder auch Mittags gefüttert: sie schlafen hernach und häuten sich das drittemal, worauf ihnen niemal mehr zartes Laub von den Spitzen der Zweige, oder vom zweyten Triebe vorzulegen, auch können sie in der Zwischenzeit bis zum folgenden Schlafe einmal gereiniget werden. Endlich nach andern 6

Ta-



Tagen schlafen und häuten sie sich das vierte und leztemal, werden darauf täglich viermal mit eingetheilten Stunden, in der lezten Woche aber sechsmal oder öfter gefüttert; man legt ihnen nämlich so viel sie fressen wollen vor, doch so, daß sie allzeit auffressen. In den lezten Zeiten füttert man das stärkste Laub besonders von schwarzen Maulbeerbäumen, auch ist die Reinigung alle 2, oder 3 Täge vorzunehmen.

5. Die zum Füttern tauglichen Pläze sind Tische, Brettergerüste, Schilfröhre, Strohdecken, Weidenhorden mit Latten, Bänke 2c. in Kammern, Küchen, Böden, und andern leeren Pläzen: in Sommerhäusern, wo keine Ameisen, Schwalben, und Ungezieser sind: nur legt man auf die Bretter oder Strohdecken 2c. etwas Papier, so lang die Würme zart sind, unter, das dürre Maulbeerlaub dienet auch dazu. In einem Raume von 24 Schuhen in der Länge und Breite mit angebrachten Gerüsten von besagten Decken können die Würme, so von einer Unze Samen ausfallen, gefüttert werden. Das Füttern selbst können alte oder junge Weibsleute, besonders Mädchen von 10, 12, 14, 16

Jah-

Jahren besorgen, und die Würme sorgsam vereinigen, letztere sind zu ermuntern mit einem Theile von den gewonnenen Seideneyern, wofür sie sich einige Kleider anschaffen.

§. III.

Vom Einspinnen der Seidenwürme: vom Abnehmen der Seideneyer: von der Nachzucht rc.

1. In der sechsten Woche ihres Alters muß man zum Einspinnen die nöthigen Zubereitungen machen, denn am 42ten Tage spinnen die wohlgewarteten Würme ihre Seideneyer: man hält daher Pirkenreiser, Maulbeerzweige, wovon die Schelfe zum Flachs genommen werden, oder glatte Weinreben in Büscheln gebunden, Skarizeln oder Papierdutten, auch Strohbüscheln ohne Aehre rc. zur Zeit, wo die Würme so lang wie ein Mannsfinger gelbe Ringe bekommen, hell und durchsichtig werden, das Maul zuspitzen, stellt man die gemeldten Büscheln und Reiser um ihre Tische und Liegerstätte ringsherum, so kriechen die nicht mehr fressende Würme, da sie Seidenfädelein im Maul tragen, selbst daran, und spinnen ihre Seideneyer; will

man

man sie selbst ans Gesträuche setzen, so kann man es auch.

2. Beym Spinnen lieben sie dunkle Orte, dahero die Fenster oder Gesträuche mit Decken zu umhängen sind: es darf auch im Hause kein Getös oder Poltern seyn, sonst hören sie auf zu spinnen. In 2, 3, bis 5 Tagen verfertigt jeder Wurm sein Seidenev von 3 bis 400 Ehlen, wo also die Aerntezeit ist.

3. Nach 12 oder 15 Tagen vom Anfang ihres Spinnens zu rechnen, werden die gesponnenen Seideneyer herabgenommen, und in Körbe gesammelt: die äussere Floretseide wird ohne Schaden der langen Seide von den Eyern abgezupft, und man verkauft sie gleich, oder tödtet sie, wovon unten ꝛc.

4. Nun ist vor allem, so bald nämlich die Seideneyer vom Gesträuche abgenommen werden, auf die Nachzucht der Seidenwürme zu denken. Zu diesem Ende werden Seidenyer von zweyerley Formen und Gestalt, nämlich veste und schwere, theils anglecht und spitzige, theils

runde

runde, und dicke als Männlein und Weiblein ausgelesen z. B. 100 langlechte und spitzige, auch 100 schmale, dicke und runde Seideneyer.

Diese legt man auf Papier, oder alte feine Leinwand, nach 3 Wochen schliesen anstatt der Würme weisse Vögel oder Faltern hervor: das lebhafte an dem schnellen Flattern mit Flügeln kennbare Männlein begattet sich mit dem dickeren langsamen Weiblein, welches hernach die Samen Eylein anfangs von gelben, hernach rothlechten, endlich grün und blauer Farbe ansezt; diese werden im Winter an einem kühlen, niemal am warmen Orte bis zum folgenden Frühling aufbehalten, wider Grillen, Mäuse ꝛc. und Staub in Schachteln oder Schänken bewahrt. Von einem Pfund Seideneyer erhält man eine Unze Samen zu 100,000 und mehr Würmen.

5. Die übrigen zum Abhaspeln taugliche schöne Seideneyer sezt man, ehe sie 20 Tage alt werden, in Siebern Körben, oder auf Tücher verbreitet an einem oder zwey recht heissen Tagen unter öfterem Wenden an die Sonne, oder auf Multern, in flachen Körben, oder auf Brettern und

Horden in den Backofen, woraus das Brod eine starke Viertelstund zuvor genommen worden, so werden alle ersticken. Die also getödteten Würme können keine Seide mehr verletzen, und die Seideneyer kann man verkaufen, oder zur gefälligen Zeit abhaspeln.

Das Pfund Seydeneyer kostet, ehe die Würme getödtet worden, 30 bis 35 Kreutzer, das Pfund mit schon getödteten schlechten aber 40, bestern 50 Kreutzer gutes Geld: so bezahlt und kauft sie der obgedachte Herr Fachini zu Wien, von welchem alle Jahre neue Sameneylein, wie der Samen zu Maulbeerbäume zu erhalten sind.

§. IV.

Von der Floretseide, und ihrem Gebrauch.

Unter die Floretseide gehört jene bläuweisse Seide, welche man aussenherum von den Seideneyern abzupft: diese ist rein und schön, kann gleich an der Spindel oder am Rade gesponnen, zu Zeuge, Strümpfe, Handschuhe ꝛc. verwendet werden.

Eine andre Floretseide liegt innen, worinn gleichsam der Wurm gewickelt ist: diese wird beym Abhaspeln gesammelt, eine Zeit in einer Lauge mit Seifenwasser gekocht, hernach geschlagen, oder stark in einander getretten, darauf getrocknet, und ein paar Stunde in einem Backofen nach herausgenommenen Brode, gestellt, leztlich herausgehoben, wieder mit glatten Stecken geschlagen, damit das Unreine davon fliege, zulezt durch die Hechel gezogen, und wie die obgedachte gesponnen.

Zur Floretseide werden übrigens alle verlezten, und durchfressenen Seideneyer, woraus die Vögel gekrochen, gewidmet: alle diese werden in grossen Häfen mit Lauge und Seifenwasser gethan, frischere Eyer eine starke Viertelstund, alte länger gekocht, bis sich das gumige Wesen aufgelöset, und das ganze Seideney bequem auseinanderziehen läßt, nachhero werden sie in laulecht warmen Fluß- oder Kochwasser einigemal, zulezt aber in kalten Wasser rein gewaschen, und am Luft oder warmen Orte getrocknet blos auseinander gezogen; und nach herausgenommenen Wurm oder die Schale ge-



sponnen, oder die Seideneyer werden wie Baumwolle mit glatten Stecken geschlagen, gehechlet, zum Spinnen hergerichtet.

Die feine gesponnene Seide dienet zur Näh- oder Steppseide, auch zu Seidenzeugen, welche der feinsten Seide nichts nachgeben: viele wollen sie znm Staate, oder Seidenfüttern bestens verwendet wissen.

§. V.
Vom Abhaspeln der feinen Seide.

Die Seideneyer werden endlich am Seidenhaspel abgewunden: ungetödtete muß man zwischen den 10ten und 20 Tage vom ersten Tage ihres Einspinnens gerechnet, getödtete aber kann man zur gefälligen Zeit auch nach mehr Jahren abhäspeln. Durch das Abhäspeln verstehe ich, wenn man beym Abwinden der langen Seidenfäden von vielen Seideneyern auf einen Faden über den Haspel bringt, dessen Beschreibung jetzt folgt.

1. Der Haspel ruht auf einer Seite auf einem Tisch, oder Gestelle, auf der andern ist

er

er befestigt über den Heerd mit einem Windloch, worinn ein erdener ungefähr 5, 6 Zoll tiefer, 1 Schuh breiter, und etwas längerer Topf gerichtet, und befestigt ist: dieser wird mit Fluß- oder Bachwasser gefüllt, das Wasser bey mäßigem Feuer erwärmet, daß es niemal siede; bey Seydeneyern mit ungetödteten Würmen darf es minder heiß, bey getödteten heisser, bey alten am heissesten seyn.

2. Am Heerde gegen den Haspel sitzt eine Person mit einem Beselein, zu ihrer Linken ist das Schürloch vom Windofen, zur Rechten aber ein Korb mit Seideneyer, welche abzuhaspeln sind, weiter vorwärts aber ein alter Korb, worein die Würme von abgehaspelten Eyern zu werfen.

3. Der vorne beschäftigte Haspel hat gegen den Heerd zwey kleine eiserne Stänglein mit kleinen vorne weit, hinten engern Löchlein, dadurch werden die Fäden von den Seideneyern gezogen, und weil sie beym Eingang weiter, beym Ausgang enger sind, so gerathen viele Fädelein zu einen Faden über den Haspel gesenket besser.



4. Die am Herde sitzende Person wirft ein paar Hände voll Seideneyer ins warme Wasser, taucht sie mit dem Beselein unter, die äussere Floretseide hängt sich bald daran, und die zarten Seidenfädelein schwimmen oben her, davon ergreift sie 6, 8 oder 10, richtet sie durch die obgedachte Löcheln der eisernen Stänglein auf die Spuhle, so nach der Quer auf dem Schragen der Haspelbank 3 Schuhe hoch angemacht ist. Die Spuhle hat einen zarten Kreuzschnit, so macht, daß der durchlaufende Faden rund werde; von der Spuhle muß der Faden auf einen runden Stock durch meßinge unten gekrümte Dräte gehen. Dieser Stock stehet auf zwey zu beyden Seiten des Haspels befestigten Füßen, ist selbst unbeweglich, muß aber immer hin und her lauffen, damit der auf den Haspel zu windende Seidenfaden durch veränderte Bewegung des Stocks nicht immer auf einen Platz zu hoch auflaufe.

Die Bewegung giebt dem Stock eine Deller grosse auf der Leiste der Haspelbank liegende Scheibe: Die Leiste aber wird mit Hilfe eines Stocks durch den Wellenbaum des Haspels umge-

getrieben, und die Scheibe ist mit einem weitlöcherigen Korbe, worinn gedachter Stock einpasset, versehen. Dieses ist das Mittel, die Seide auf Stränge zu bringen.

5. Ist nun der Seidenfaden auf den Haspel gerichtet, und gebunden, so muß eine starke Gehilfin den Haspel selbst so geschwind, als möglich ist, lind und ohne Holpern umdrehen.

Die am Herde Sitzende macht währenden Drehen die abgerissenen Fäden wieder an, oder ersetzt die abgewundenen Seideneyer mit neuen, und so wird im Haspeln wie mit leinenen Garne fortgefahren, die Uebung selbst erleichtert, was schwer scheinen will. Seideneyer müssen dabey allzeit vorräthig seyn: im Wasser Untergehende werden mit dem Faumlöffel empor gehoben: die Würme von den abgehaspelten Eyern sind in dem Korbe zu sammeln, an die Maulbeerbäume zu bringen, wo sie mit Erde bedeckt einen Dung abgeben. Will das Wasser zu heiß werden, so ist es mit kalten zu mäßigen, es ist täglich ein paarmal zu erneuern, und frisch aufzuwärmen.



6. Die Stränge kann man groß oder klein machen, nachdem die Häspel klein oder groß sind: sie können so breit oder lang seyn, daß 2 bis 3 Stränge, jeder zu ein halbes Pfund, darauf zu winden. Die Haspelbank muß bey breiten Haspel zu mehr Stränge auch mit 3 eisernen Stänglein, und auf den Quersteckenmit so viel Dräte, wodurch die Fäden beym Umdrehen auf den Haspel zu leiten, versehen seyn, wiewohl auch viele mit 2 eisernen Stänglein, wovon eines zum mittleren Strange zu gebrauchen, alles richten.

7. Eine geschickte Abwinderinn kann auf einmal, wenn sie zwey Fäden durch die obgedachten zwey eisernen Stänglein laufen läßt, zwey Stränge abhaspeln, und zwey emsige Personen winden im Tage 4 Pfunde, wo eine Spinnende kaum 3 Loth spinnt, auf die Haspel ab. Damit die Seide glänzend ausfalle, müssen die Stränge einen Tag oder Nacht auf den Haspel bleiben, und abtrocknen, sonst, wird sie rauch. Man hält derohalben mehr Häspeln zur Abwechslung nach ausgenommenen mit Strängen neue einzustecken. So oft der Haspel still steht, nimmt

die

die Abwinderin die dazwischen kommende Floretseide mit einer Nadel herab; denn von der nassen geht alles leicht hinweg.

8. Die am B-selein hangende Floretseide dient die Stränge, ehe sie vom Haspel genommen werden, zweymal zusammzubinden, auch sie öfter zu unterbinden, damit sich die Seide nicht zerritte.

Uebrigens sind dermalen alle Häspel in Deutschlande kein Geheimniß mehr, man findet sie fast in allen Hauptstädten zu Wien, Berlin, München, Studgard, Passau ꝛc. auch an einigen andern Orten z. B. Vilshofen in Unterbaiern bey den Herrn Mauthgegenschreiber. Ein ausgesuchtes Muster von einem Florentinerhaspel findet man bey Sr. Freyherrl. Gnaden Frau von Zehmen, zwischen Ottensheim und Linz in Oberösterreich, nach diesen könnten alle Häspel gerichtet seyn, und sie würden unmangelhaft ausfallen.

§ VI.



§. VI.

Von den Seidenpflanzen.

1. Eine Pflanze wächst 4 bis 6 Schuh hoch auf fetten Boden, auf riesig und schlechten niedrig: hat lange Stängel und Hand breite Blätter, und am Stängel zwey bis drey zwibelförmige lange Gewächse mit blühweisser Seide, welche mit rothbraunen statinatartigen Samen umwickelt ist: diese Seide dienet mit feiner spanischen Wolle vermischt zu feinesten Hüthen, Strümpfen, und andern Kleidern. Die Pflanze wächst überall gerne, ist vor Winters mit langen Dung zu bedecken, pflanzt sich einmal gesäet alle Jahre selbst fort. Sie steht schön in den schönen Stiftern St. Florian und Gleink in Oberösterreich.

2. Eine andere Seidenpflanze wächst wie Hanf alle Jahre frisch aus Samen, bekömmt wie Baumwollsträuche ein nußartiges Gewächs mit gelber Seide, welche eben so wie die obige unter feinester Wolle oder Floretseide zu gebrauchen.

Die-

Diese, wie obige werde ich mit der Zeit den Liebhabern leicht verschaffen können. Auch erbiete ich mich den Seidenwurmesamen sowohl als den Maulbeersamen zu jungen Bäumlein zu bestellen, und Liebhabern von Seidenbau mit allen dazu Erfoderlichen zu versehen; denn ihr verbesserter Nahrungsstand, und die Ehre Gottes sind all meiner Arbeiten Ziehl und Ende.

Anhang zum Seidenbau.

Die neueste und vortheilhafteste Bienenzucht.

Nebst der Seidenwürmezucht muß ich noch jedem Landmanne die neueste Bienenzucht empfehlen. Die Strohkörbe dazu sind wie kleine Metzen rund, daß allzeit 4 bis 6 aufeinander gesetzt, und mit eingerichteten 3 Schrauben an 3 Ecken befestigt werden. Die hölzernen Stöcke sind viereckig so groß, als ein gevierter Schuh eine starke Spanne hoch auch aufeinander passend eingerichtet mit auf beyden Seiten in die Höhe gehenden Leisten oder mit Nebenhäcklein von Eisen, wodurch 4 bis 6 Stöcke aufeinander



der befestigt stehen. Jeder Stock, wie Korb, hat innen ein hölzernes Kreutz damit die Bienen leicht anbauen: aufeinander gesetzte werden aussen mit Laim verschmiert. Jeder Stock und Korb hat auswärts ein Hand breites Glas mit einem hölzenen Schüblein zum Auf- und Zumachen, dadurch kann man sehen, wie weit die Bienen herabbauen, folgsam wie viel Wachs und Hönig zu nemmen.

Jeder Stock und Korb ist ohne Deckel, nur oben darauf ist ein Deckel von Holz oder Stroh gerichtet: dieser hat ein Loch mit einem Zapfen, damit man die Bienen zu füttern den Zapfen herausnehmen, und einer Tabacksdose förmiges großes Kapsel darein stellen könne; die Kapsel hat unten ein einpassendes Zoll langes hohles Rohr, wodurch die Bienen herauf kriechen zu fressen, oben ist ein Deckel zum öffnen, und Hönig eingießen; innen sind kleine Rinnen, oder Höhlungen rund herum, damit die Bienen bequem fressen, hernach wieder hinabkriechen können. Die Stöcke ruhen auf einen anderthalb Schuh langen, etwas schmälern Bret mit einer Oeffnung, wodurch die Bienen aus und

ein

ein kriechen: den Stock wider Raubbienen zu schützen, steckt man ein 3 bis 4 Zoll langes, 2 starke Zoll breites Blechlein oben mit Luftlöchern, unten mit Thore förmigen Eingängen ein: zur Winterszeit kehrt man es um, das die Luftlöchlein unten, und der Stock verschlossen ist.

Nun zur Hauptsache. Will man das Wachs und Hönig nehmen, so darf man keine einzige Biene tödten, sondern sobald im Wintermonat die Kälte einfällt, und die Biene von oben herab in die Tiefe gekrochen, lüftet man den obern Deckel mit einem Messer, hernach, wenn alle Stöcke oder Körbe voll, nimmt man einen Drat wie zum Seifenschneiden, lüftet 2 oder 3 Stöcke, durchschneidet, und hebt sie herab, der Deckel wird gleich wieder darauf gerichtet: sind von 6 nur 4 Stöcke voll, so nimmt man einen, wo 5 gefüllt, aber zwey herab. Die abgenommenen Stöcke mit Hönig und wachs leert man aus, reinigt, und setzt sie, wie zuvor, nnter die obere: dieses kann alle Jahre ohne Schneiden geschehen.

Taugliche Pläze zu Bienen sind, wo nahe Waldungen, und kleine Wässer von Brünnen.

Wer



Wer Reps oder Rübsamen bauet, oder Heidekorn im Frühling, und wie weisse Rüben in Kornstopeln säet, erhält an den ersten zur Blühzeit die beste Nahrung für Bienen, hernach das beste Oel vom Samen, an den Blüthen vom andern besagte Nahrung und eine gute Frucht ins Haus ohne Schaden der Aecker. Alle Kleearten, Esparsete, Luzern, gemeiner Steinklee, Honigklee, Melissen, Thymian, Herzensfreud ꝛc. lieben sie ungemein. Muster von obigen Stöcken sehen Liebhaber zu Gleink bey Struer, zu St. Florian, oder bey mir in Franken.



Inn-



Innhalt

der in dem fünften Bande enthaltenen Materien.



Im Juny.

Im August.

Im September.

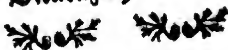
Land=



Im October.

Im November.

Im December.



V.B. Tab. I.

H e i i e H

Fig. B.

